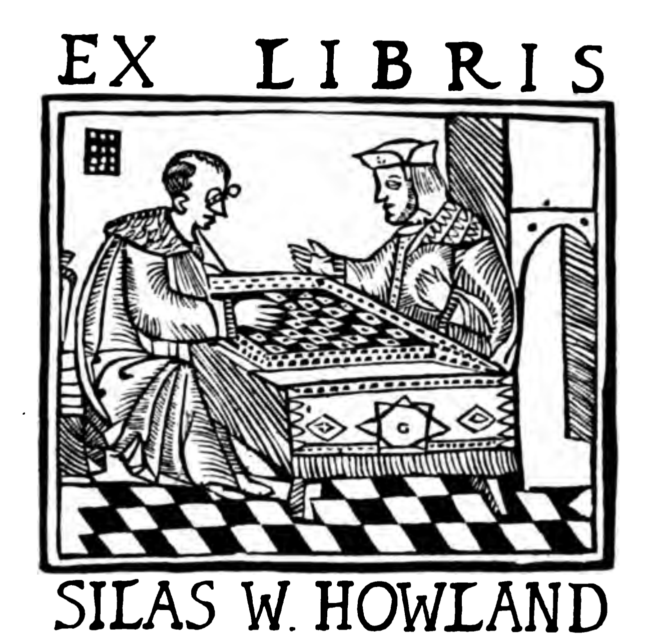
Zur

Geschichte und Literatur des Schachspiels.



ipzig,
n Veit & Comp.
897





ZUR

GESCHICHTE UND LITERATUR

DES

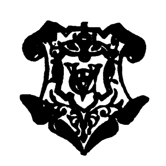
SCHACHSPIELS.

FORSCHUNGEN

VON

T. VON DER LASA.

MIT ZAHLREICHEN FIGUREN.



LEIPZIG,
VERLAG VON VEIT & COMP.
1897.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Einleitung.

I hold every man a debtor
to his profession.
Lord BACON.

Als Besitzer einer umfassenden Sammlung von Schachwerken, mit deren Inhalt ich mich während vieler Jahre beschäftigt habe, glaube ich auch, die Erfüllung einer nahe liegenden Aufgabe nicht unterlassen zu dürfen. Diese bestände in der Zusammenfassung der Ergebnisse meiner Studien auf historischem und literärem Gebiete. Damit würde ich zugleich eine Ergänzung meiner früheren theoretischen Thätigkeit und der bibliographischen Notizen herbeiführen, die sich zerstreut in meinen, an Schachfreunde und Bibliotheken vertheilten Catalogen befinden.

Es giebt indess bereits ausführliche historische Schriften und könnte ich in dieser Beziehung auf TWISS', *Chess* 1787 u. 89, nebst *Miscellanies* 1805, *Letters on Chess by* U. EWELL (W. LEWIS) 1848 und J. GAY's *Bibliographie anecdotique* 1864, sowie auf MASSMANN's *Geschichte* 1839, A. SCHMID's *Literatur* 1847 und DUNCAN FORBES' *History* 1860 hinweisen. Namentlich wäre dann aber auch v. D. LINDE's *Geschichte* 1874, nebst *Quellenstudien* und dem „*Erstes Jartausend*" 1881 zu erwähnen.

Hiernach möchte es fast genügen, wenn ich mich auf einzelne Zusätze und etwaige Berichtigungen beschränken wollte. Dabei würde aber der neuen Arbeit der innere Zusammenhang fehlen und der Leser müsste überdies für das Verständniss noch unausgesetzt auf die anderen Werke zurückgehen. Deshalb will ich versuchen, die wesentlichen Bestandtheile der gesammten Geschichte und Literatur des Spiels bis zum ersichtlichen Beginn der neuesten Spielrichtung, d. h. bis etwas über die Mitte des jetzt ablaufenden Jahrhunderts, der Zeitfolge nach durchzugehen und stellenweise mit ausführlichen Betrachtungen zu begleiten. Zugleich nehme ich auch auf die Ausbildung des praktischen Spieles, wie dieses zu verschiedenen Zeiten, in Büchern und in der wirklichen Partie zur Anwendung gekommen ist, fortwährend Bezug.

Indess fürchte ich, dass meine Darstellung zuweilen einen überwiegend subjectiven Ausdruck annehmen wird. Dies möchte zum Beispiel dann der Fall sein, wenn ich bei Sachen, die keine allgemeine Theilnahme geniessen, doch nach eigner Erfahrung Genaueres hinzuzufügen hätte, als man sonst schon darüber wusste. Hiernach dürften unter Anderem meine Erörterungen über die catalonischen Documente, die bis vor die Zeit der Kreuzzüge hinaufreichen, nebst der speciellen Besprechung des alten Problemwesens, möglicher Weise zu ausführlich erscheinen. Ein ähnliches Bedenken träfe wohl auch die umständliche Beachtung der Gedichte und der sonstigen mittelalterlichen Schriften, so wie die eingehende Erwähnung des bisher noch unbenutzt gebliebenen Urtextes des VIDA. Schliesslich könnte man vielleicht denselben Einwand auch gegen die Erklärung der Umwandlung des Rochen zum Thurm erheben und gegen den sich hieran knüpfenden Hinweis auf eine für die Ausleger des DANTE bedenkliche Schachstelle im *Purgatorio*.

Alle diese Punkte und auch manche andere, sind in früheren Schachwerken überhaupt nicht berührt oder wurden doch nur so behandelt, dass meine Ansichten, die ich nun wissenschaftlich, so gut dies angeht, vertreten will, hiervon beträchtlich abweichen.

Eine besondere Befriedigung empfinde ich übrigens darin, dass es mir, namentlich bei meinen vielen und weiten Reisen vergönnt gewesen ist, manche recht wichtige Beziehungen anzuknüpfen. Daneben konnte ich mich auch über verschiedene werthvolle Stücke, nach Einsicht der zuweilen in entfernten Bibliotheken liegenden Originale, oder gestützt auf Abschriften und Photographien, mit voller Kenntniss äussern. Gewisse Angaben gewinnen dadurch gleichsam den Werth von authentischen Berichten. Eine derartige Bekräftigung mag wohl heute hie und da nicht für wesentlich erachtet werden, könnte aber doch später als feste Basis Bedeutung für ernsthafte Forscher gewinnen. Dieselben würden es dann auch nicht überflüssig finden, dass ich öfters persönliche Notizen über die Art und Weise meiner Bemühungen beigefügt habe.

Citate, zur Unterstützung von Behauptungen, habe ich im Texte immer genau angegeben. Auch hielt ich es an einigen Stellen für zweckmässig, längere Sätze aus nicht leicht zugänglichen Büchern und Schriftstücken wortgetreu und nicht selten mit beigefügter Übersetzung aufzunehmen, um daran den Charakter der von mir verwertheten Materialien anschaulich zu machen.

Die mitunter üblichen Abarten des gewöhnlichen Schachspiels, wie Drei- und Vierschach auf vergrösserten Brettern, nebst anderen Erweiterungen und Umgestaltungen des Spieles interessiren mich nicht. Dergleichen Abweichungen haben vermuthlich im Schachspiel von Anfang an bestanden. Die einschlägige Literatur ist auch in diesem Fache nicht unbeträchtlich.

WEICKHMANN's *Foliant* von 1664 zu Ulm, so wie ENDERLEIN's *Vierschach*, Berlin 1826 etc., und Capt. VERNEY's *Eccentricities*, London 1885, nebst vielen anderen Schriften bekunden dies. Ich beschäftige mich aber allein mit dem Zweischach auf dem Brette der acht mal acht Felder und beachte Varianten nur in so weit, als sie für die Geschichte dieses Spieles in Betracht kommen.

Wiesbaden, im März 1897.

v. d. Lasa.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Ursprung des Schach bei den Indern. — Ansprüche der Egypter und Chinesen. — D. FORBES' Ansichten über Vier- und Zweischach, bestritten von Prof. v. d. LINDE. — Perser und Araber.

In welchem Lande und zu welcher Zeit das Schachspiel erdacht sein mag, steht nicht unzweifelhaft fest. Auch wird über seine ursprüngliche Gestaltung gestritten, aber gänzlich unbekannt ist der Name seines Erfinders. Alles, was hierüber und hinsichtlich der Umstände der Erfindung erzählt worden ist, hat nur den Werth gleichgültiger Fabeln. Der grössesten Wahrscheinlichkeit nach gehört die Erfindung nach Indien und betraf ein, dem heutigen Schach entsprechendes, reines Combinationsspiel auf einem Brette von 8 × 8 Feldern.

Für indische Verhältnisse sind Zeitangaben kaum je mit voller Bestimmtheit zu machen, aber ein einigermaassen gesichertes Datum für die frühe Existenz des Spieles lieferte, zugleich mit dem Hinweis auf das Morgenland, ein Vortrag des Akademikers FRERET. Er sprach nämlich zu Paris in einer Sitzung vom 24. Juli 1719 über das absichtlich, wegen der Anwesenheit des jugendlichen Königs LUDWIG XV., gewählte Thema des Schachspiels und sagte dabei hinsichtlich des Ursprungs des Spieles (*Hist. de l'Académie* T. V p. 252): „*Les Persans conviennent qu'ils n'en sont pas les inventeurs, et qu'ils l'ont reçu des Indiens,*

Erster Abschnitt.

Ursprung des Schach bei den Indern. — Ansprüche der Egypter und Chinesen. — D. FORBES' Ansichten über Vier- und Zweischach, bestritten von Prof. v. d. LINDE. — Perser und Araber.

In welchem Lande und zu welcher Zeit das Schachspiel erdacht sein mag, steht nicht unzweifelhaft fest. Auch wird über seine ursprüngliche Gestaltung gestritten, aber gänzlich unbekannt ist der Name seines Erfinders. Alles, was hierüber und hinsichtlich der Umstände der Erfindung erzählt worden ist, hat nur den Werth gleichgültiger Fabeln. Der grössesten Wahrscheinlichkeit nach gehört die Erfindung nach Indien und betraf ein, dem heutigen Schach entsprechendes, reines Combinationsspiel auf einem Brette von 8 × 8 Feldern.

Für indische Verhältnisse sind Zeitangaben kaum je mit voller Bestimmtheit zu machen, aber ein einigermaassen gesichertes Datum für die frühe Existenz des Spieles lieferte, zugleich mit dem Hinweis auf das Morgenland, ein Vortrag des Akademikers FRERET. Er sprach nämlich zu Paris in einer Sitzung vom 24. Juli 1719 über das absichtlich, wegen der Anwesenheit des jugendlichen Königs LUDWIG XV., gewählte Thema des Schachspiels und sagte dabei hinsichtlich des Ursprungs des Spieles (*Hist. de l'Académie* T. V p. 252): *„Les Persans conviennent qu'ils n'en sont pas les inventeurs, et qu'ils l'ont reçu des Indiens,*

qui le portèrent en Perse pendant le règne du grand Cosroës. D'un autre côté, les Chinois à qui le jeu des Échecs est connu, et qui le nomment le jeu de l'Éléphant, reconnoissent aussi qu'ils le tiennent des Indiens, de qui ils l'ont reçu dans le sixième siècle. Le Haï-piene, ou grand Dictionnaire Chinois, dit (au mot Sianghk[1]*) que ce fut sous le règne de Vouti vers l'an 537 de J. C. et par là on ne peut douter que ce ne soit dans les Indes que ce jeu a été inventé; c'est de là qu'il a été porté dans l'Orient et dans l'Occident.*"

Diese Angaben sind jedoch uncontrollirbar. Ein bedeutender Sinologe, James Legge, den ich indirect um Auskunft anging, äusserte nur, dass jenes Werk, *Haï-piene*, auf dem sie beruhen, zwar beiläufig in der Vorrede zum *Siang-hai*, dem erklärenden grossen Wörterbuche der gegenwärtigen Dynastie in China, erwähnt, sonst aber durchaus unbekannt sei. Man sage jedoch allgemein, Schach wäre durch Vouti (den Kaiser Mî), der von 551 unserer Rechnung bis 577 über einen Theil von China herrschte, eingeführt worden und Mr. Legge meint, die Figuren seien damals aus Indien gekommen. Eine Dissertation von G. Schlegel (Breslau 1869) wollte hingegen die Erfindung des Schach für das Reich der Mitte in Anspruch nehmen. Das heutige Schach der Chinesen wird indess auf einem Brette mit 9 × 9 Durchschnittspunkten und einem in der Mitte hindurch fliessenden Strome, sowie theilweise mit andern Figuren, als die unsrigen sind, gespielt. Es hat also nur geringe Ähnlichkeit mit dem eigentlichen Schachspiel. Analog sind die Verhältnisse des Spieles in Japan.

Bei der Untersuchung über den Ursprung des Schach hat man zuweilen auch an Egypten gedacht. Das Vorhandensein von uralten plastischen und bildlichen Darstellungen mit Personen an einem Brettspiele gab dazu Anlass. Aber die

[1] Dies ist ein Wort, das von *Siang ye*, Elephantenzahn, herkommt und elfenbeinerne Schachfiguren bedeutet, die jetzt gewöhnlich *Szetan-tun's* im Handel heissen sollen.

egyptischen Künstler pflegten keine Gegenstände perspectivisch wieder zu geben und die Bilder sind daher meist unklar. Die auf Brettern von ihnen dargestellten Figuren ragen nur, gedrängt in einer Reihe stehend, über eine gerade Randlinie hinaus, während die hinter derselben liegende Fläche des Brettes sich nicht erhebt und also unsichtbar bleibt. Wenn alle Figuren einander gleich erschienen, würde die Vermuthung sofort gegen das Schach sprechen, obwohl es auch christliche, etwas nachlässig angelegte Bilder mit gleichen Stücken giebt, die man doch für Schach halten wird. Wären aber die Figuren, die bisher bemerkt worden sind, oder die, welche noch, ohne weitere Erklärungen, zu Tage treten mögen, unter sich abweichend, so würde auch dieser Umstand allein noch nichts für unser Spiel beweisen, denn es ist doch nicht nöthig, dass nur allein im Schach unter allen jetzigen und früheren Spielen eine Verschiedenheit der Figuren bestand. Die Rythmomachie z. B., die ein sehr altes arithmetisches Spiel ist, erfordert auch die Verschiedenheit der Stücke, wie man bei SELENUS 1616 p. 450 und im zweiten Theile bei KOCH 1803 sehen kann.[1]

In einem Werke, *Games ancient and modern and how to play them*, von E. FALKENER, 1892 p. 18, steht ein Brief von Dr. S. BIRCH, aus dem British Museum vom 4. Dec. 1867 datirt. In diesem Schreiben heisst es: *Some years ago, about three as I remember, I wrote a short paper in French in the Revue Archéologique, entitled „Rhampsenite et le jeu d'échecs". In it I showed that the unknown Egyptian word .... meant chess; and that the dead, or their spirits were supposed to play at it in the future state.* Auf der nächsten Seite wird aber

[1] Ein anderes Beispiel von ungleichen Stücken wäre nur anscheinend zutreffend. In mittelalterlichen Schach-M.S.S. finden sich nämlich auch Stellungen des Mühlespiels (Merelli) mit allerhand Stücken, wie Sterne, Monde, Quadrate, Kreise und Dreiecke. Diese haben aber sämmtlich denselben gleichmässigen Gang, wie noch heute und sind nur deshalb verschieden gezeichnet, um danach angeben zu können, welches Stück seinen Zug auf die mit Buchstaben versehenen Durchschnittspunkte zu thun hat.

bemerkt, dass wir auch noch weitere Ausserungen von Dr. BIRCH in dessen Noten zur zweiten Ausgabe von WILKINSON's *Ancient Egyptians* haben, nämlich: *The board of the game was called . . ., or:* und nun folgen wieder genau die Zeichen des unbekannten Wortes. *They generally played with six pieces, and the set of each player was alike but different from that of his opponent.*

Nach diesen Angaben kann doch nicht vom Schach die Rede gewesen sein.

Wie das Brett abgetheilt wurde, erkennen wir nicht aus den egyptischen Darstellungen. FALKENER giebt einige Profilansichten derselben, aber mit dem Zusatz, dass es sich nicht um Schach handle, p. 13: *Chess is quite out of the question.* Die alten, im Museo zu Cairo und in London vorhandenen Spielkästchen mit darauf gezeichneten Brettern, sind entschieden auf unser Spiel nicht anwendbar. Ob es sich anders mit einer Abbildung verhält, welche vor einigen Jahren in einem weitläufigen Grabe bei Saccara, nicht eben sehr entfernt von den grossen Pyramiden, entdeckt worden ist, weiss ich nicht, da ich noch keine Photographie mir verschaffen konnte. In manchen Zeitungen hat man aber sogleich vom Auffinden des Schach unter einer vor Jahrtausenden bestandenen Dynastie geredet, indess drückte sich doch die dänische Schachspalte in Nationaltidende vom 21. Jan. 1894 mit mehr Vorbehalt aus. Ebenso zurückhaltend pflegen gelehrte und kunsthistorische Werke nicht immer zu sein. In dem „Grundriss der Kunstgeschichte" des Freiherrn v. GÖLER, 1894 S. 16, wird so die häufig wiederholte, satyrische Darstellung eines Turiner Papyrus, in der sich zwei Thiere, Gazelle und Löwe, bei einem Brettspiele gegenübersitzen, schlechthin als „Schach" erwähnt.

Hätte man am Nil das Schach neben anderen Brettspielen gekannt, so würden wohl die Juden es in Oberegypten gelernt haben, auch hätte später, namentlich bei dem stetigen Verkehr zwischen Alexandrien und Constantinopel, einige Kunde nach

dem griechischen Reiche schon in der ersten christlichen Zeit oder noch früher gelangen müssen. Kein heutiger Ausdruck im Schach führt uns aber auf einen egyptischen Ursprung zurück.

Das classische Alterthum konnte vom Schach nichts wissen. Die griechische *πεττεία* war etwas anderes und die *tali* der Römer waren besondere Würfel, die *latrunculi* aber, mit denen Schach oft übersetzt wird, und die *duodecim scripta* gehörten zu jetzt unbekannten Brettspielen. Nichtsdestoweniger kommt die Identificirung des einen oder andern alten Ausdrucks mit unserem Spiele doch noch zuweilen vor. Erst kürzlich glaubte Mr. BIRD, indem er einer Angabe von W. B. DONNE folgte, an drei Stellen seiner „*History and Reminiscences*“, alle Forscher darauf hinweisen zu sollen, daß (CN. DOMITIUS) AHENOBARBUS 115 v. Ch. ein Edict erlassen habe, in dem Schach- und Damespiel ausdrücklich von den unerlaubten Spielen ausgenommen seien. Es wird sich hierbei für Mr. DONNE wohl nur um eine, vielleicht schon im Mittelalter arg missverstandene Notiz aus dem *Chronicon* des CASSIODOR (MIGNE: *Patrolog. latinae* tom. LXIX p. 1224. B., und auch von MOMMSEN neuerdings wieder herausgegeben) gehandelt haben, denn an anderer Stelle möchte ein auf das Jahr 115 v. Ch. zu beziehendes Edict gegen Spiele nirgends erwähnt sein. Die Verwechselung dürfte *tali* oder *latrunculi* betreffen, aber MOMMSEN liest statt des unberechtigt in den Vulgärtext gekommenen Wortes *talorum* nunmehr *ludus talarius*. Dies muss mit dem bis zu den Fersen herabhängenden Gewande zu erklären sein und wird von Dr. M. LANGE, dessen Meinung ich mir erbeten hatte, lediglich auf scenische Spiele und keineswegs auf Würfel bezogen.

Die Geschichte des Schachspiels in Indien ist in den letzten 50 Jahren besonders beachtet worden. Was jedoch darüber etwa in den beiden neueren, in hindustanischer Sprache geschriebenen Abhandlungen stehen mag, welche in den Quellenst. 333 ad 7 erwähnt sind, weiss ich freilich nicht. Einige

Bemerkungen in dem theilweise englisch abgefassten Werke von PESHUTAN SANJANA, Bombay 1885, sind aber bedeutungslos, obwohl bei ihrem Erscheinen versucht wurde, damit Aufsehen zu machen. Neue Thatsachen sind überhaupt nicht zu Tage getreten, auch giebt es in Indien keine ganz alten Original-Documente, die man ausser hie und da auf Birkenrinde, immer nur auf Palmblätter schrieb, die selten mehr als 200 Jahre aushielten und mithin stets neu copirt werden mussten und oft ergänzende Änderungen erlebten. Noch jetzt kann man z. B. in der Tempelbibliothek zu Kandi auf Ceylon sehen, wie heilige Schriften auf Palmblätter eingeritzt und schwarz gefärbt werden. Erwähnungen des Schachspiels in der indischen Literatur sind übrigens auffallender Weise nicht besonders häufig. In der morgenländischen Zeitschrift (Leipzig 1896, S. 227) meint H. JACOBI, das Schachspiel wurde zuerst im Sanskrit von dem Kaschmirer ROTNAKARA erwähnt, der in der ersten Hälfte des 9. Jrh. speciell als Figuren Fusssoldaten, Pferde, Wagen und Elephanten aufzählte, König und Vesir aber nicht erwähnte. Indess glaubte schon früher DUNCAN FORBES, gestützt auf eine Anzahl vereinzelt dastehender Sanskritverse, eine viel ältere Besprechung nachweisen zu können. Dabei behauptete er, das Urschach sei ein Spiel zu Vieren gewesen, in dem die Augenzahl eines Würfels bestimmte, mit welchem Stücke gezogen werden sollte. Dieses vor ihm schon von Sir WILLIAM JONES (Calcutta 1790)[1] nachgewiesene Schach sei in Indien bereits vor 2 bis 3 Tausend Jahren üblich gewesen. Er entwickelte seine Ansicht zuerst 1855 in Artikeln der *Ill. London News* und schliesslich in einem Buche, *History of Chess* 1860. Da er ein Professor orientalischer Sprachen war, dessen literarische Kenntnisse BLAND im *Persian Chess* 1850 p. 11 anerkannte, so wurden seine Ansichten bereitwillig aufgenommen und fanden vielen Anklang,

[1] Der Aufsatz von JONES ist öfters abgedruckt, so auch für die *Aungervyle Society*, Edinburgh 1883, zugleich mit einem Artikel von HIRAM COX.

der noch heute, zumeist in der englischen Schachliteratur und selbst in anderen wissenschaftlichen Werken, fortdauert. Eine Ausnahme von der englischen Zustimmung bildete nur 1883 WILLIAM E. A. AXON's *Introduction to Caxton's game*. Im Vertrauen auf die Stichhaltigkeit der FORBES'schen Schachgeschichte habe auch ich in den Einleitungen zum BILGUER'schen *Handbuch* 1858, S. 64 u. 74, der Anerkennung des Würfelvierschachs Vorschub geleistet, indess haben die späteren Auflagen dasselbe, mit Recht, als Urschach wieder fallen gelassen.

Erschüttert wurde das Zutrauen zu dem Londoner Gelehrten zuerst durch Professor WEBER, der, veranlasst durch Professor v. D. LINDE, den sanskritischen Haupttext nachsah und dabei Ungenauigkeiten in der Übertragung von FORBES bemerkte. Danach trat v. D. LINDE in seiner grossen Geschichte und den Quellenstudien überhaupt den Ausführungen von FORBES entgegen, und in der That ist die *History* zwar angenehm zu lesen, aber doch kein gründlich geschriebenes Geschichtswerk.[1]

Nach WEBER's Angaben in der Sitzung der Berliner Akademie vom 8. Feb. 1872 sollte bei HALÂYADHA die in Indien[2] älteste Hinweisung auf Schach *(Tschaturanga)* erhalten haben. Letzterer sagte nämlich beiläufig in einem Commentar zu einem Werke über Metrik, dass man sich eine Tabelle in Schachbrettform entwerfen möge, indem man, wie beim *Çaturanga*-Spiele, 64 Kornkammern (Felder) zeichne und Namen darin einschreibe. HALÂYADHA lebte, allem Anschein nach, gegen Ende des 10. Jrh. Über die Figuren und deren Aufstellung sagt er aber nichts, hierüber finden wir indess eine ungefähr gleichzeitige Andeutung bei dem persischen Dichter FIRDUSI, der von 999 bis 1011

[1] Wie wenig aufmerksam FORBES verfuhr, zeigte eine Bemerkung bei ihm auf S. 133, wo er von VICENT und LUCENA sagt: *I much regret that I have never been able to get a sight of either. They consist chiefly, I am told* etc. Ein zugängliches Exemplar des LUCENA befindet sich aber schon seit 50 Jahren, wie allgemein bekannt ist, im British Museum.

[2] H. JACOBI hat jetzt aus Kaschmir zwei noch frühere Citate geliefert, von denen eines vorher erwähnt wurde.

die alt-iranischen Traditionen, wie sie im persischen Staatsarchiv gesammelt waren und die Geschichte der Sassaniden in 60,000 Doppelversen höchst poetisch behandelte, wobei er zwei Mal des Schachspiels ausführlich gedachte. Sein „Buch der Könige" ist in officiellem Auftrag unter der ersten mahomedanischen Dynastie in Persien entstanden, aber einen geschichtlichen Werth kann man ihm doch nicht gerade beimessen.

Seine erste Schachstelle erzählt, wie Kosroës, der grosse *Nuschirwan* (532—578), der vom Mittelmeer bis an den Indus herrschte und also mit Griechen und Indern in Berührung sein musste, eine indische Gesandtschaft empfing, die ihm ein Schachbrett nebst den Figuren brachte und dabei erklärte, der indische König wolle den verlangten Tribut zahlen, wenn die Perser die Regeln des Spieles erriethen. Bei diesem Anlass zählt nun Firdusi die Fussgänger und alle acht Stücke in der Ordnung auf, wie ich sie hier auf das Brett stelle.

Fg.	Fg.	Fg.	Fg.	Fg.	Fg.	Fg.	Fg.
Rukh	Ross	Eleph.	Rath	Shah	Eleph.	Ross	Rukh

Hieraus ersehen wir, dass es sich um die heute übliche Aufstellung und um ein Brett von 8 × 8 Feldern, obgleich dies nicht besonders hervorgehoben ist, handeln musste. Die Perser erriethen die Regeln und gaben selbst den Indern ein anderes Spielräthsel über das *Nerd* auf, das aber ungelöst blieb, worauf der Tribut entrichtet wurde. So die Legende!

Diese Geschichte ist eine poetische Fiction und kann eigentlich nur für die Zeit, in der sie erzählt wurde, als Beweis für die damals verbreitete Kenntniss vom Schach dienen. Dennoch hat man mit Freret daraus den geschichtlichen Schluss gezogen, das Spiel sei aus Indien zu den Persern, die es noch nicht kannten, im 6. Jrh., also zur Zeit Justinians gekommen. Auf Firdusi ist demnach die sehr verbreitete und oft in Werken

über Schach oder sonst wiederholte Behauptung zurückzuführen, das Spiel sei etwa um 500 in Indien entstanden. Dies könnte zutreffend sein, erwiesen ist die Sache aber um so weniger, als FIRDUSI's zweite Schachstelle speciell von der Erfindung des Spiels und zwar unter andern Umständen spricht. Danach sollte Schach zur Tröstung einer Königin, über den Verlust eines Sohnes, aber auch wieder in Indien erdacht sein. Dieses Mal wird jedoch von einem Brette mit 10 × 10 Feldern ausgegangen und zu den Figuren tritt noch ein Kameelpaar hinzu. Übrigens sind erst hier — und daher müsste dies eigentlich die Hauptstelle sein — die Bewegungen der Stücke angedeutet. Es sind für die gewöhnlichen Figuren die auch sonst bekannten alten Züge. In Betreff der Zeit, in welche diese Erfindung versetzt ist, lässt sich aus dem Texte nur entnehmen, dass, wenn man die Geschichte ernstlich nimmt, nicht höher als etwa bis 300 v. Ch. hinaufgegangen werden dürfte, da von dem verstorbenen Gemahl der Königin erzählt wird, dass er berühmter als PARUS (der Gegner ALEXANDER's) gewesen sei. Die Episode schliesst mit den Worten, dass Schach fortan in der Erinnerung der Menschen verblieb. Von Würfeln im Schach ist bei FIRDUSI nicht die Rede.

Dr. FORBES hatte für das Alter des Vierschachs ein *Bhavishya-Purana* angezogen. Dieses wurde indess, wie es scheint, bisher nur von einem Gewährsmanne, dem sanskrit- und schachkundigen RADHACANT citirt, der Rathgeber bei Sir JONES († 1794) war, den man aber nicht mit einem bekannteren jüngeren, 1783 geborenen Râja RADHACANT DEVA († 1867) verwechseln darf. Der erstere RADH. hatte, als er dem Sir JONES die Verse mittheilte, dabei jenes *Purana* als ihre Quelle angegeben, und übrigens erklärt, das im Texte beschriebene Spiel heisse *Chaturanga*, oder gewöhnlicher *Chaturaji*, Spiel der vier Könige, was indess nicht richtig zu sein scheint. Ferner sagte RADH., das Spiel sei in den ältesten Gesetzbüchern (die er aber leider nicht näher bezeichnet) erwähnt und im zweiten Alter der Welt in der

belagerten Hauptstadt von LANCA erfunden worden. Ungeachtet dieser gewiss sehr weit zurückgehenden Zeitbestimmung meinte Sir JONES doch in seinem Berichte, auf dem allein alle hier gemachten vorhergehenden Angaben beruhen, das Würfelschach sei jüngeren Datums als das einfache Schach, das er als persisch bezeichnet.

Ich gehe auf diese Sachen so speciell ein, da sie mir von historischer Bedeutung zu sein scheinen.

Der Text jenes Bruchstücks ist inzwischen anderwärts aufgefunden worden und von WEBER genauer übersetzt, als bei FORBES. Den Wortlaut hatte nämlich bereits der jüngere RADH. (DEVA) in einem grossen Wörterbuche unter *çaturanga* angeführt. Derselbe war aber von ihm aus einem älteren, als Quelle dabei citirten Werke entlehnt, das seit 1835 auch im Druck vorliegt, nämlich aus Vol. I p. 88 der *Institutes of Hindoo Law by Rughoo-Nundun (Radhunandana)*, einem Autor, den BÜHLER in den Anfang des 16. Jrh. setzt. Die *Institutes* beschäftigen sich zwar nur mit Rechtssachen, hatten aber doch das von ihnen erwähnte Schach damit in eine gewisse Verbindung gebracht. Beide gedruckte Stellen, im Wörterbuch des RADH. (DEVA) und im Rechtswerke, muss FORBES gehabt haben, da er p. 9 von einer Wahl zwischen zwei gedruckten Texten spricht. In keinem der beiden wird aber auf ein *Purana* verwiesen, und dies geschieht auch nicht in einer Hdsch. des gedachten Rechtssammlers, die in Berlin controllirt worden ist. Diese sämmtlichen drei Quellen sind in bengalischer Schrift abgefasst, worunter wohl ein Dialekt des Sanskrit zu verstehen ist. Daneben sagt der erstere RADH. bei Sir JONES, dass Bramanen in Bengalen einst hohe Fertigkeit im Schach besassen. Hiernach meine ich, könnte also das Vierschach vielleicht speciell dem Gebiete des Ganges angehört haben.

Der Bericht über die Berliner akademische Sitzung vom 8. Febr. 1872 bemerkt zu dem Citat aus den Rechtsinstitutionen des RUGHOO, es handle sich in dem betreffenden Abschnitte, der

Schach erwähnt, um die Feierlichkeiten beim Vollmondsfeste. Damit sei zu gewissen Zeiten ein Durchwachen der ganzen Nacht verbunden, bei welchem man sich die Zeit mit allerlei Kurzweil, insbesondere auch mit Würfelspiel vertreibe. Nach Ansicht RAGHUNANDANA's (RUGHOO) sei nun darunter kein gewöhnliches Würfelspiel zu verstehen, sondern eben jene mit Würfelspiel verbundene Varietät des Schachspiels, welcher seine sich unmittelbar anschliessende Darstellung desselben dann gilt.[1]

Die vorstehende Erklärung wird das Interesse am Würfelschach wohl abschwächen, aber diese Spielweise, wenn sie auch nicht das Urschach gewesen ist, war doch immerhin alt. Sie musste schon um das Jahr 1000 in Indien verbreitet sein, wie aus einem, sogleich näher zu bezeichnenden, arabischen Werke jener Zeit hervorgeht. In diesem wird sie in einer mit den Versen übereinstimmenden Weise, aber doch so beschrieben, dass sie nur als Abart des gewöhnlichen Spiels erscheint.

Ich meine AL BIRUNI's, eines Mathematikers, berühmtes Geschichtswerk vom Jahre 1031 n. Ch. über Indien. Dieser arabische Autor lebte in Hyrkanien, hatte sich aber lange in Indien im Punjab aufgehalten und war des Sanskrits mächtig, also vollkommen im Stande, Aufschlüsse zu geben. Sein uns interessirendes Capitel gedenkt des Schachs in dreifacher Weise. Dasselbe steht abgedruckt, nebst einer Übersetzung, in den Quellenstudien und ist von einem Diagramm des Vierschachs begleitet, auf dem die Namen der Stücke arabisch eingeschrieben sind. Diese Aufstellung entspricht den betreffenden Angaben in den Sanskritversen und ist die folgende. Eine Königin kommt

---

[1] Hier möchte ich noch die Frage beifügen, ob man überhaupt vermuthen darf, das *Bharishya-Purana* (das jedenfalls seit 100 Jahren nicht zum Vorschein gekommen ist) habe bestanden oder sei noch irgendwo anders citirt als nur bei Sir W. JONES? Könnte der erste RADH., der dem JONES die Verse nachwies oder in einer Abschrift zeigte, sich nicht geirrt und dieselben direct dem Institutionsbuche entnommen haben? Vielleicht findet man auch noch die weitere Quelle, aus welcher sie für die Institutionen einst entnommen waren.

im Spiele nicht vor, was Biruni so ausdrückt: der Name des Königs begreift den des Farsân in sich.

4							Fg.	König
3							Fg.	Eleph. (Hastin)
2	Fg.	Fg.	Fg.	Fg.			Fg.	Pferd
1	Rukh (nauka)	Pferd	Eleph. (Hastin)	König			Fg.	Rukh (nauka)
	a	b	c	d	e	f	g	h

Die Stücke der hier weggelassenen oberen zwei Parteien sind analog aufzustellen wie die unteren. Der Elephant *(Hastin* und arabisch *Al fil)* geht, bei Albiruni und im vorher erwähnten Sanskrittexte, ganz wie sonst der Roch, unser heutiger Thurm. König und Pferd, sowie die Bauern *(baidak)* haben im Wesentlichen den Gang der entsprechenden modernen Stücke. In den Ecken steht aber, nach den Sanskritversen, im Vierschach ein Boot *(nauka)*, dessen Bewegung, wie die des mittelalterlichen Läufers, nur ein Sprung ins dritte Feld ist. Im arabischen Diagramm nimmt der Roch *(Rukh, rotha)* die Eckfelder ein, jedoch wiederum mit dem beschränkten Gange des Läufers.

Die Regeln des Sanskrittextes sind wenig verständlich, es ergiebt sich daraus aber, dass die Spieler der schräg gegenüberstehenden Ecken verbündet sind; aus der arabischen, gleichfalls recht unvollkommenen Erklärung möchte ich hingegen entnehmen, dass hier jeder der vier Spieler nur für sich operiren soll. Der Werth der Augen des Würfels ist im arabischen Berichte etwas anders als im Sanskrit, was aber keinen wesentlichen Unterschied bildet. Biruni sagt übrigens: „weil das Spiel (Würfelschach) bei uns unbekannt ist, will ich erzählen, was ich davon weiss." . . . „Die Eins (des Würfels) gehört entweder dem Fussgänger oder dem Könige, deren

Bewegung dieselbe ist, wie in dem bekannten Schach. ... Die Zwei gehört dem Rukh, der sich, wie der Elephant bei uns im Schach, nach dem dritten Felde in der Richtung der Diagonale bewegt. Die Drei gehört dem Ross, seine Bewegung ist die bekannte nach dem dritten Felde in schiefer Richtung. Die Vier gehört dem Elephanten; seine Bewegung ist die geradlinige, wie die gewöhnliche des Rukh ...“ Auch die Könige können genommen werden.

Aus dem Ganzen sieht man, dass BIRUNI das Würfelvierschach nur wie eine Abart betrachtet.

Die eigenthümliche Aufstellung der Stücke mit den Eigenschaften von Läufer und Thurm auf a1 und c1, umgekehrt wie bei uns, erkläre ich mir so, dass man zwar die Stellung des gewöhnlichen Schach dem Namen der Stücke nach beibehielt, es aber unpraktisch fand, die stärkste Macht in der Ecke zu lassen, wo sie vermuthlich dem gegenüberstehenden feindlichen Könige zu gefährlich gewesen wäre. Deshalb gab man den Eckfiguren nur die Wirksamkeit der springenden Läufer. Merkwürdig bleibt dabei aber der neue Name des Eckstückes im Sanskrit, als eines Bootes. BIRUNI erwähnt ihn nicht, sondern behält den Roch in der Ecke, jedoch mit verändertem Gange. Sollte man vielleicht wegen eines häufig im Kriege geschehenen Übergangs über den Indus oder Ganges darauf gekommen sein, den alten indischen Kriegswagen in ein Boot zu verwandeln? In Persien, Arabien und dem Occident findet sich weiter keine Spur des Bootes, aber in Russland zeigt sich wieder das Schiff und ist noch heute der Ausdruck für unseren Thurm. Dort heisst auch der Läufer Elephant, die Dame aber *Fers*, was nur auf das Arabische oder Persische deutet. Wie der Zusammenhang der russischen Namen mit dem Orient und namentlich mit dem bengalischen Boote herzustellen ist, bedarf noch genauerer Aufklärung. WEBER äusserte in dieser Beziehung (Akad. Sitz. 8. Febr. 72): „Das Vorhandensein des Schiffes bei den Russen ist um so auffälliger, da das

Schach zu ihnen doch wohl aus Innerasien, wo Boote gerade keine grosse Rolle spielen, gelangt, resp. speciell durch die dem Schachspiel so sehr ergebenen mongolischen Fürsten vermittelt sein wird. Die Berichte über deren Figuren gedenken eines Bootes aber nicht."

Was ich von BIRUNI angeführt habe, bezog sich in erster Linie auf das Würfelschach. Bei dessen Beschreibung nahm dann aber zweitens dieser arabische Autor, zum Vergleich, Bezug auf das gewöhnliche Schach, das er aber nicht näher beschreibt. Endlich findet sich bei ihm noch drittens ein Hinweis auf indisches Schach mit einem ganz absonderlichen Zuge des Läufers. Am Eingang seines Artikels sagt AL BIRUNI nämlich: „Und sie (die Inder) lassen auf dem Schachbrett den Elephanten (also Läufer) um ein Feld, wie den Fussgänger, geradeaus gehen, nicht aber nach den übrigen Seiten hin, ausserdem nach der Richtung aller vier Winkel, wie den *Farsân*. Sie sagen, diese Felder seien die Plätze für die Extremitäten des Elephanten, d. i. für den Rüssel und die vier Füsse." Der Läufer zog also z. B. von c4 nach c5, d5, d3, b5 oder b3.

Von diesem fünfpunktigen Gange ⁘ haben wir sonst keine Kunde, ausser dass FALKENER, 1892 p. 142, denselben bei einer Figur, die *Ghin* heisst, im eigenthümlichen japanischen Schach wiederfinden will. Übrigens erwähnt auch H. JACOBI in dem schon citirten Artikel der morgenländischen Zeitschrift einen besonderen Gang des Elephanten in Kaschmir, welcher eine gewisse Ähnlichkeit mit den fünf Punkten haben könnte.

An der Genauigkeit des BIRUNI'schen Berichtes zweifle ich nicht, aber ich meine, die abweichende Bewegung des Läufers könnte vielleicht als ein Überrest ganz alter Spielregeln angesehen werden oder zu einer, nur in Oberindien üblichen besonderen Spielart gehört haben, die sonst keine allgemeine Geltung hatte. Das grosse Indien mit seinen 200 Millionen Bewohnern ist hierzu geräumig genug. Vieles, was z. B. in Benares gelten mag, braucht nicht zugleich in Ceylon bekannt zu sein.

Der Gedanke des Vierschachs ist nicht auf Indien beschränkt gewesen. Es zeigen sich vielmehr auch ähnliche Abarten und zugleich mit Würfeln in Spanien und in Frankreich. Bedeutung haben dieselben aber nirgends erlangt.

Der Name des Schachspiels im Sanskrit ist *Tschatur-anga* sowohl für das gewöhnliche, wie für das Würfelschach und bedeutet das Viertheilige, was man auf das Heer bezog, so dass Schach eigentlich „Heer- oder Kriegsspiel“ war.

Als ich mich bis 1874 der Forbes'schen Hypothese des Urschachs zu Vieren angeschlossen hatte, beanstandete ich in der Einleitung zum Bilguer'schen Handbuche 1858 nur einigermaassen die Würfel als mit dem Gesetzbuch des *Manu* nicht verträglich. Zugleich äusserte ich aber die Vermuthung, der Ausdruck des Viertheiligen könne vielleicht mehr auf die 4 Spieler als auf das Heer, das eigentlich 6 Theile habe, bezogen werden. Dieser Gedanke verstärkte die Ansicht, das Vierschach sei, seines Namens wegen, das ursprüngliche Spiel. Meine Andeutung wurde auch anderwärts aufgenommen, war aber doch unberechtigt und fand ihre Widerlegung durch Professor Weber in der Sitzung der Akad. vom 3. Nov. 1873. Zunächst ist die Bemerkung über die 6 Heerestheile nur auf die griechische, stückweise erhaltene Schrift des Megasthenes zurückzuführen und auf keinen Sanskrittext. Megasthenes war 295 v. Chr. als Gesandter des Königs Seleucus von Syrien im nördlichen Indien, spricht aber weniger von den schlagfertigen Truppen selbst, als von der Militärverwaltung, und dabei allerdings vom Tross als fünftem und von den Schiffen als sechstem Theile. Hier hätten wir also in den Schiffen eine mögliche Quelle für die Eckfigur in dem viel späteren (bengalischen) Würfelschach. Übrigens, sagt Weber, komme *Tschaturanga* in der Bedeutung als viergliederiges Heer wiederholentlich zugleich unter specieller Beziehung auf Elephanten, Wagen, Ross und Fussvolk vor und sei geradezu der solenne epische Ausdruck für das Heer, so dass er sich nicht denken könne, dass man ein Spiel so benannt habe, ohne

gerade die Bedeutung Heer im Auge zu haben. Ich möchte nun noch hinzufügen, dass man auch bei dem Worte viertheilig für Heer in dem Falle stehen bleiben konnte, wenn etwa neue Armeeabtheilungen hinzutreten sollten. In allen typischen und hergebrachten Ausdrücken verliert sich mit der Zeit das Gedächtniss ihrer Ableitung. So findet Niemand heut zu Tage Anstoss an einer eintägigen Quarantaine, trotz der 40, die im Worte steckt, und schon die alten Griechen stellten eine Amazone nicht mehr wortgemäss dar und sahen mithin von der eigentlichen Bedeutung ab.

Das vier in *Tschatur-anga* hat also keinen Bezug auf das Vierschach. Von dem Sanskritworte haben aber die Perser und Araber *Schatrannj* und *Schatrandsch* gemacht, woraus *ajedrez, scacchi, échecs, chess* etc. geworden ist.

Der Übergang von Persien zu den Arabern wird indess nicht allein durch die Namen des Spiels, sondern auch durch die Bezeichnung der Stücke bekundet. *Shah* als König ist aus dem Persischen ins arabische Spiel gekommen und *shah-mat* ist ein persisch und arabisch gemischtes Wort, das sich in dieser Form als Schachmat erhalten hat. *Pil* (Elephant) für Läufer hat keine Sprachwurzel im Sanskrit, ist aber neupersisch und wurde *Al fil* arabisch, *Alfiere* im Italienischen. *Baidak* für Fussgänger im Diagramm des Biruni ist ganz persisch. Pferd (Springer) und Vizir oder Rath (Farzin) bieten nichts Merkwürdiges dar, aber *Rukh* oder Roch, obwohl am allgemeinsten über Orient und Occident verbreitet, ist bisher noch nicht genügend erklärt. Es kann vom Sanskritworte *rotha*, das Wagen bedeutet und die gewöhnliche Eckfigur ist, abgeleitet sein. Später macht beim Roch auch noch die Erklärung des Überganges von *rocco* auf Thurm ihre besondere Schwierigkeit, von der umständlich die Rede sein soll.

Das Schach scheint also durch Vermittlung der Perser, deren Gebiet und Sprache dabei fast als neuer Anfangspunkt der Kenntniss des Spieles erscheinen, auf die Araber über-

gegangen und nicht etwa direct von Indien zu diesen gelangt zu sein, wiewohl uns der alte Seeverkehr nach Arabien hierauf könnte schliessen lassen.

Was ich hinsichtlich des Überganges anführen will, beruht auf einem gelehrten Briefwechsel der Professoren GILDEMEISTER und v. D. LINDE, von dem man Genaues im *Schaakwerld eenige* Jaargang 1875, und eine Zusammenfassung der Resultate in den *Quellenstudien* antrifft.

Die Eroberung und Bekehrung Persiens durch die Araber (638) fand nicht mehr zu Lebzeiten MAHOMET's († 632) statt, und es ist allgemeine Anschauung der alten arabischen Rechtslehrer, dass Schach dem Propheten und seinen Gefährten in Mekka noch unbekannt war. Man könne deshalb, meinen sie, im Zweifel darüber sein, ob MAHOMET selbst das Schach zu den verbotenen Wettspielen, wie das *Nerd*, gerechnet haben würde, oder ob man, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, nun einen Schachspieler als unbescholten zu gültigem Zeugniss vor Gericht zulassen dürfe. Noch aus dem ersten Jahrhundert nach der Hedschra werden indess manche Urtheile zu Gunsten des Schach erwähnt, aber dennoch sprach man sich in der frühen Rechtslehre gegen dasselbe aus. Vermuthlich geschah dies, ebenso wie wir es in der christlichen Kirche des Abendlandes wiederkehren sehen, im Hinblick darauf, dass Schach gemeiniglich um einen Preis gespielt wurde. Erst später hat man es überall ausnahmslos von den Glücksspielen getrennt und ganz frei gegeben. Der Preis mag doch wohl aber vielfach beibehalten worden sein.

Erst um 700 unserer Zeitrechnung lässt sich das Schach bei den Arabern bestimmt nachweisen, und zwar zuerst durch Verse von FARAZDAQ († 728/29), die man für authentisch hält und in denen gesagt ist: „von meinem Arm gehindert, bleibst du ein Fussgänger *(baidak)* unter den Fussgängern". Diese Worte werden auf einen Schachbauern bezogen, dem der Übergang zum *Farzin* (Dame) verwehrt ist. Dass aber hier die

Schachfigur gemeint sein müsse, wird nach Gildenmeister's Ansicht (*Schaakwerld.* 1875 p. 336) durch das Wort *(baidak)* bekundet, auf dessen persischen Ursprung schon hingewiesen wurde. Damit ist also die Verbindung des arabischen Schach mit Persien documentirt und zugleich ersichtlich, dass die fremde Terminologie des Spieles schon um 700 bei den Arabern eingeführt war.

Ein anderes Zeugniss, welches ebenfalls Gildenmeister aufgefunden hat, und das in den *Quellenst.* p. 6 erwähnt ist, bezieht sich auf dieselbe Zeit oder ist wenigstens nicht jünger als 820. Es soll nämlich Saîd ibn Dschubair, der eine Zeitlang in Ispahan lebte und 714 starb, ohne Ansicht des Brettes Schach gespielt haben, wie Shafiî († 820) berichtet. Wäre nun die Nachricht auch nur eine unbegründete Überlieferung, so sehen wir doch, dass man im Orient schon vor 820, dem Todesjahre dessen, der sie uns erhalten hat, nicht nur unser Spiel, sondern sogar die Fertigkeit des Blindlingschach kannte, welche in Europa zuerst von einem Sarazenen Borzago in Florenz 1265 dargethan sein soll. Bei den Arabern war das Spiel aus dem Gedächtniss nichts Ungewöhnliches; dies wird besonders für Al Sauli, ihren berühmtesten Spieler berichtet, der auch über Schach geschrieben hat und gegen 950 starb.

Noch vor dem Jahre 1000 werden die Notizen über unser Spiel in den arabischen Quellen sehr häufig, wir erfahren z. B. aus dem *Fihrist*, der 987/8 geschrieben wurde, bereits die Namen von einer Anzahl arabischer Schachautoren. Leider ist uns aber bis jetzt die orientalische Schachliteratur, soweit sie das practische Spiel betrifft, fast nur durch Auszüge aus einem arabischen M.S. 7515 des Brit. Museums, das 1170—1250 compilirt und 1257 abgeschrieben war und ferner durch einen gedrängten Abriss am Schluss der Quellenstudien bekannt. Immerhin verdienen die Mittheilungen v. d. Linde's, zu denen der deutsche General-Consul Dr. P. Schröder behülflich war, mit Recht das ihnen vorgesetzte Motto: „*Ex oriente lux*", denn vor-

her hatte man beinahe gar keine Nachricht von dem Vorhandensein arabischer Schriften. Zu vollständigen Übersetzungen der zerstreut in Cairo und zumeist in Bibliotheken bei den Moscheen in Constantinopel, so wie gemäß noch anderwärts, z. B. in Damaskus oder Aleppo liegenden Werke, hat man indess noch nicht schreiten können. Nur Herrn White ist es bisher gelungen, sich von dem einen oder anderen Buche eine Abschrift zu verschaffen.

Das vorher erwähnte arabische M.S. 7515 enthält eine Einleitung, nebst Angabe von *Tabijas*[1] oder Anfangsstellungen und sehr viele Probleme, von denen 54, mit ihren Lösungen, in den *Quellenstudien* Aufnahme gefunden haben. Dort steht auch ein Auszug aus den ersten Capiteln und zwar im Urtexte, so wie in doppelter deutscher und französischer Übertragung. Danach hat, wie Gildemeister übersetzt, „der Erfinder des Schachspiels das Brett dem Schlachtfeld, auf welchem die beiden Herrn zum Kampfe in Reihen aufgestellt sind, entsprechend, und die sechs Figuren *Shâh*, *Farzân*, *Fil*, *Faras*, *Rukh und Baidaq*, den sechs Kategorien gleich gemacht, um die es sich im Kriege dreht und die alle in ihm vorhanden sein müssen.... Er gab die Rolle des Königs dem *Shâh*, die des Visirs dem *Farzân*, die des Heerführers dem *Rukh*, die der Reiterei dem *Faras*, die der Festung dem *Fil* und die der Fussgänger dem *Baidaq*."

Hier erscheinen also Festungen und zwar versinnbildlicht durch den Elephanten oder Läufer zur Seite des Königs und Visirs. Einige Jahrhunderte später kehren die inzwischen vergessenen Festungen in der ersten Bearbeitung des Vida'schen Gedichtes (1525), gewiss unabhängig vom arabischen Vorbilde, auf das Schachbrett zurück. Die erneuten Burgen besetzen aber die Eckfelder und stehen noch jetzt dort als unsere Thürme.

Sanscritwerke über praktisches Schach besitzen wir keine

[1] Ein vermuthlich europäisches Tabija werde ich am Schluss meiner Bemerkungen über Cessoles angeben.

auch wird solcher nirgends gedacht. Aus Indien ist nur die persische Bearbeitung eines arabischen Buches bekannt, welche dem Gross-Mogul HUMAYUN (1530—1551) zu Delhi dedicirt war, und von der sich eine, 1612 gemachte Abschrift im British Museum unter No. 16856 befindet.

Auch die übrigen arabischen und persischen Autoren, an deren Arbeiten sich noch ein grosses türkisches Werk von 1501 anschliesst, gehen nicht viel über unser Mittelalter hinaus. Sie kennen alle nur die Züge des alten Schach und ihr letzter bemerkenswerther Verfasser scheint ein Redner der Hauptmoschee in Aleppo, SOKEIKER, im 16. Jrh. gewesen zu sein. Später ist die Schachthätigkeit erloschen und mit der Zeit hat auch im Morgenlande die modern-europäische Spielweise das alte Schach verdrängt, ohne jedoch dass neuere Abhandlungen im Orient über das Spiel bisher enstanden wären. Selbst Griechenland scheint kein Schachwerk zu besitzen, das älter wäre, als eine kleine Schrift von OLIVIER, Athen 1894. Es wird wohl zugleich mit der sinkenden Cultur in den östlichen Ländern, auch das früher im Orient so allgemeine Interesse für das Schach zu sehr abgenommen haben.

Einer der wichtigsten arabischen Autoren in historischer Beziehung, der aber Schach nur beiläufig erwähnt und keine praktischen Spiele anführt, ist MASÛDI. Er war in Bagdad geboren und starb 958 in Cairo. In seinem Werke *„Die goldenen Wiesen“* giebt er eine Reihenfolge von indischen Königen und erwähnt, dass unter einem derselben ein Brettspiel erfunden wurde. Dieses Spiel identificirt GILDENMEISTER *de rebus indicis*, 1838 p. 137, aber wie mir scheint, etwas gewagt, mit dem *duodecim scriptorum ludus* der Römer, indem er übrigens von MASÛDI's Spiel sagt: *Scriptula fecit in alveo duodecim ex mensium numero, et calculos triginta secundum numerum dierum mensium et tessaras in fati similitudinem finxit, quod mundanos peragitat.* Da ich mich in einem Aufsatze der *Schachz.* Leipzig 1863 p. 17 gegen die Zulässigkeit von Würfeln beim römischen

Felderspiel geäussert habe, glaube ich, aus den dort angeführten Gründen, dasselbe nicht mit dem oben gedachten indischen Spiele, das eher *Tric-trac* sein könnte, zusammenstellen zu dürfen.

Zur Zeit eines späteren Königs Balhît, der 120 Jahre nach dem Tode des Porus auf den Thron kam (was uns immer noch etwa 200 Jahre von der Geburt Christi entfernt hielte), soll das Schachspiel ersonnen sein. Hiermit glaube ich zwar noch keine historische Thatsache gewonnen zu haben, wohl aber die erste arabische, auf die Mitte des 10. Jrh. zurückgehende Hinweisung auf Indien. In welcher Absicht die Erfindung des Spieles statt hatte, ist hier gleichgültig. Masûdi bemerkt aber weiter, die Inder berechneten eine Zahl aus der bekannten Multiplication und Summirung von Weizenkörnern auf den Schachfeldern. Auch giebt er diese Zahl richtig an. Man findet sie dann wieder in der Chronologie des Biruni, der sie auch in Ziffern und zugleich algebraisch mit $(16^{16} - 1)$ ausdrückt. Ein noch späterer Araber († 1211), der die Summe aber nicht selbst zu berechnen verstand, brachte die Forderung der Körner mit einem indischen Weisen, Sissa, als dem angeblichen Erfinder des Schach, in Verbindung.

Mit den Arabern ist sicherlich das Spiel nach Nordafrika, Sicilien und Sardinien, sowie bis nach Spanien gekommen, positive Berichte hierüber besitzen wir jedoch nicht. Für Spanien selbst unterrichten uns aber die *Quellenstudien* p. 64, dass Yahyâ ibn Yahyâ, der nach 795 von Medina in seine spanische Heimath zurückkehrte, das Schachspiel in einem juristischen Werke erwähnte, welches grosse Verbreitung fand. Damit ist also die Kenntniss des Spiels im mohamedanischen Spanien schon im 9. Jrh. verbürgt. Demnächst hat der bücherliebende Kalif Abul-Abbas el Hakkam II. von Cordoba, auf den 976 Haccham II. folgte, gewiss auch Werke über Schach besessen. Ferner wird durch einen arabischen Geschichtsschreiber, der 1066/67 starb, berichtet, dass der Visir Ahmad ibn Alabbâs von Almeria († 1038) mit Hochmuth Schach gespielt habe. Endlich

ist ein Vers des Aldânî etwa von 1092 erhalten, welcher sagt: „In des Schicksals Hand sind wir ein Schachspiel und oft wird der König durch den Fussgänger besiegt."

Demnächst muss sich das Schach über ganz Spanien verbreitet haben. Auch lässt sich um das Jahr 1000 in Catalonien, wie wir nachher sehen werden, die Bekanntschaft mit dem Spiel, als mit einem nicht mehr ungewöhnlichen Gegenstande, bei den Christen urkundlich nachweisen. Dasselbe gilt im 11. Jrh. auch für Italien und vielleicht für Deutschland. Um 800 scheint man aber in Frankreich, obschon dies wohl behauptet worden ist, und die Mauren auch schon früher dorthin vorübergehend eingefallen waren, doch noch nicht Schach gespielt zu haben.

Einigermaassen auffallend ist es, dass wir nicht über ein frühes Vorkommen des Spiels im griechischen Reiche, das doch in nächster Berührung mit den vordringenden Arabern stand, sicher unterrichtet sind. Die Notiz von einem angeblichen Briefe, den Kaiser Nicephorus 802 an Harun al Raschid geschickt hätte und in dem ein Vergleich mit Roch und Bauer gemacht worden sei, gehört natürlich zu den vielen unverbürgten Erzählungen, in denen man nachträglich auf Schach Bezug genommen hat. Vielmehr ist eine Bemerkung, welche Anna Komnena (†1148) in der Lebensbeschreibung ihres Vaters, des 1118 gestorbenen Kaisers Alexis gemacht hat, wohl das erste unzweifelhafte Zeugniss vom Schach in Byzanz. Dasselbe[1] besagt, „der Kaiser hätte einige Vertraute gehabt, mit denen er *Zatrikion* (Schach) spielte. Dieser Zeitvertreib sei etwas im Wohlleben der Assyrer Erfundenes und zu uns (den Griechen) Gekommenes." Sehr bekannt muss, nach dem, allerdings wenig genauen Zusatz zu schliessen, das Spiel in Constantinopel um das Jahr 1000 noch nicht gewesen sein, dass es aber erst von den Arabern herübergekommen sei, steht auch nicht in der

[1] Die griechischen Worte sind: *εἶχε τῶν συγγενέων τινὰς παίζων τὸ ζατρίκιον· παιδιὰ δὲ τοῦτο ἐκ τῆς τῶν Ἀσσυρίων τρυφῆς ἐξευρημένον καὶ ἐς ἡμᾶς ἐληλυθός.*

Notiz, wird indess wohl doch der Fall gewesen sein. Die Erwähnung der assyrischen Vergnüglichkeiten (*τρυφή*, *deliciae*) lässt darauf schliessen, dass die Kaisertochter die Erfindung in die Glanzperiode von Ninive verlegt. Documente wird sie freilich ebensowenig gehabt haben, wie später Cessoles für seine Behauptung des babylonischen Schachursprungs. Dergleichen unverbürgte Angaben scheinen mir weiter keine Bedeutung zu haben, als dass wir daran sehen, ihre Urheber glaubten an eine asiatische Herkunft des Spieles.

Weitere Nachrichten aus Griechenland als die beiläufige Bemerkung der Anna Komnena fehlen gänzlich.

Ehe eine fortlaufende Geschichte des orientalischen Schach und seiner Verbreitung, sowie der alten Meister geschrieben sein wird, welche einst die hoch gefeierten, arabischen Schachnamen trugen, dürften wohl noch manche Decennien dahingehen. Ein jedes derselben birgt jedoch, angesichts der unruhigen türkischen Zustände, in sich die Gefahr, dass eines oder das andere der heute noch vorhandenen werthvollen Documente in Abgang kommen möge.

Hiermit schliesse ich nun meine Betrachtungen über das Spiel im Orient und wende mich ganz dem Abendlande zu. Dabei liegt nun zunächst die Frage nahe, ob das Schach keine Änderungen auf seiner westlichen Wanderung erfahren hat. Dies war allerdings der Fall, aber im Ganzen ist doch die altarabische Spielweise, bis sie um 1450 in unser neueres Schach überging, ungefähr dieselbe vom Ganges bis ans Atlantische Meer gewesen. Die örtlichen Verschiedenheiten waren damals viel geringer, als ich selbst noch die Unterschiede zwischen dem früheren Spiele in Italien und dem übrigen Europa, mit abweichender, jetzt aber beseitigter Freiheit in der Rochade und dem „*passare*" der Bauern practisch gekannt habe. Der wahrhaft durchgreifende Unterschied zwischen dem altarabischen und dem europäischen Schach wurde erst mit der Erweiterung des Ganges der Dame und des Läufers gegen Ende des Mittelalters herbeigeführt.

Die Punkte, bei denen sich schon um das Jahr 1000 oder bald darauf geringere Abweichungen vermuthlich nach und nach gezeigt haben mögen, betrafen die Gestattung eines Sprunges ins dritte Feld beim Anzug der Bauern b, c, f und g, sowie beim Könige, nebst der Dame und zwar bei dieser auch dann, wenn sie aus einem Bauern auf dem letzten Felde entstanden war. Die Eck- und Mittelbauern scheinen auch im Oriente schon den Doppelschritt haben machen zu können. Wir entnehmen dies aus einigen *Tabijas* oder Anfangsstellungen, für welche die Zügezahl, mit welcher sie beiderseits hergestellt werden sollen, nur dann zutrifft, wenn man die gedachten Bauern mit Doppelschritten anfangen lässt. Die *Quellenstudien* führen S. 85 die Züge a4, d4, e4 und h4 darauf zurück, dass die *alfile* (alten Läufer) als ihren ersten Ausgang nur die Felder a3, d3, e3 und h3 hatten, dort aber den Bauern hinderlich gewesen wären, oder wenn diese selbst einen Schritt gethan hätten, wiederum durch die vorgegangenen Bauern beschränkt waren. Indem man nun schon in Asien die Freiheit eines Doppelschrittes für gewisse Bauern einführte, gewährte man eine Erleichterung für die Verwendung der ohnehin schwachen „*alfile*". Einer Einschränkung des europäischen Doppelschritts aller Bauern, von der Cessoles (um 1270) in der Lombardei keine Erwähnung thut, begegnen wir in Andalusien bei dem gleichzeitigen Alfonso und später wieder in dem wenig bedeutenden Frankfurter Schachzabel (1536). Hierüber kann ich aber jetzt ebensowenig sprechen, wie darüber, wann ein Bauer nur zu einer schon fehlenden Königin habe werden können, wie dies bei Alfonso und im Gedicht zu Einsiedeln angedeutet ist.

Es mögen auch noch andere lokale Abweichungen von denjenigen Regeln bestanden haben, die wir heute als die allgemeinsten für die alte Zeit ansehen. Nachricht von den Ausnahmen wird jedoch nicht immer auf uns gekommen sein, was aber aus den Quellen ersichtlich ist, werde ich wohl im Wesentlichsten alles berühren.

Die Abänderungen des altarabischen Spiels müssen erst in Europa vor sich gegangen sein und vermuthlich in Spanien. Man könnte sie daher vielleicht neuarabisch oder maurisch nennen und nachher unser neues Schach mit spanisch bezeichnen, wenn man nach besonderen Benennungen suchen wollte. Ein specieller Anhalt für diese Namen und genaue Zeitangaben fehlen uns aber. Auch dürfen wir nicht unbeachtet lassen, dass schon vor 1300 Oberitalien einen wesentlichen Einfluss in Sachen des Spieles gewonnen hatte, auf den wir geeigneten Ortes Rücksicht zu nehmen haben.

Zweiter Abschnitt.

Übergang des Schach nach Europa und die ältesten catalonischen Documente, nebst dem Briefe des Cardinals DAMIANI, 1061. — Erfolglose Verbote gegen das Schachspiel. — Die Erzählung von RUODLIEB.

Hinsichtlich des Überganges des Schach auf den christlichen Occident hat man früher geglaubt, die Kreuzfahrer hätten zuerst die Kenntniss des Spieles vermittelt. Ernsthafte Geschichtswerke, z. B. BÄCKER 1829, V, S. 201, vertraten diese Ansicht. Andererseits meinte man wenigstens, wie auch mein *Leitfaden* 1848 III annahm, erst die heimkehrenden Ritter hätten eine bedeutendere Verbreitung des Schach herbeigeführt. Beide Annahmen ermangeln indess einer historischen Grundlage und die erstere Behauptung ist sogar entschieden unrichtig. Das Spiel war vor dem Beginn der Kreuzzüge, d. h. vor 1100, bereits sehr bekannt in Europa. Es wurde gewiss von Spanien aus und vielleicht zugleich durch den Verkehr mit den Arabern auf Sicilien, den Christen mitgetheilt, was schon vor Ablauf des ersten Jahrtausends geschehen sein kann. Dann muss es sich natürlich auch in den nächstfolgenden Zeiten noch mehr verbreitet haben und bedurfte hierzu wohl keiner Nachhülfe durch die Kreuzfahrer. Von diesen wird uns auch nicht besonders berichtet, dass sie sich im Morgenlande mit Schach beschäftigt hätten. Zu weit würde man indess andererseits gehen, wollte

man sich die Pilger und Ritter vom Spiele ganz ausgeschlossen denken. Die Empfehlung, Schach und Würfel zu verabscheuen, welche der h. BERNHARD von Clairvaux († 1153) an den nach 1118 in's Leben getretenen Templerorden richtete, hatte keinen speciellen Bezug auf Palästina: Sie entsprach nur den Anschauungen einer äussersten Partei in der Kirche zur damaligen Zeit und beabsichtigte, eine strengere Zucht bei der Geistlichkeit herbeizuführen, gleich wie wir Ähnliches aus einem Briefe des Cardinals DAMIANI vom Jahre 1061 entnehmen. Es sollte namentlich der Spielsucht um Geld entgegen gewirkt werden.

Der Beweis für die frühe Bekanntschaft mit dem Schach ergiebt sich aus zuverlässigen, gleichzeitigen Schriftstücken und nicht blos aus unsicheren, späteren Erzählungen oder durch einige immerhin alte Gegenstände, deren Zeitbestimmung aber doch stets schwankend bleibt. Zu letzteren gehören 14 krystallene Figuren, die gewiss Schachstücke waren und deren Vorhandensein, als Überbleibsel von einer grösseren Anzahl Figuren, vor einigen Jahren in Ager, einem Orte in Catalonien, also in derjenigen spanischen Provinz bemerkt wurde, deren grösster Theil bereits unter KARL DEM GROSSEN der muselmännischen Herrschaft wieder entzogen wurde. Diese Figuren bilden ziemlich rundliche Stücke, sind etwa zwei Zoll hoch und breit und mit Arabesken versehen. Sie sind aber so wenig kunstgerecht gearbeitet, dass man sie nicht sicher als Könige, Springer etc. klassificiren kann, indess unterscheiden sie sich doch einzeln etwas in der Form. An lebende Wesen erinnern sie nicht und folgen damit der arabischen Auslegung des Korans, welche in diesem Punkte strenger als die persische ist. Herr BRUNET, der die Figuren in der *Stratégie* 1888 und in seinem *Ajedrez* 1890 beschrieben und zugleich abgebildet hat, ist der Ansicht, dass sie maurischen Ursprungs sind. Sie gehören, meint er, dem 10. Jrh. an, als noch einzelne Landstrecken bei Urgel in Catalonien unter mohamedanischen Häuptlingen verblieben waren,

deren Einem die Stücke vielleicht gehören mochten.[1] Diese Äusserungen können vollkommen richtig sein, aber es fehlt der Beweis dafür, dass sie es wirklich sind. Übrigens versichert BRUNET, wären solche Figuren schon öfters in Catalonien angetroffen worden.

Ebenfalls ohne Alters- und Ursprungsbeweis befinden sich 15 Krystallfiguren als Rest von 25 bis 26, die es einst waren, im Domschatze zu Osnabrück. Diese Stücke sieht man in den *Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück* 1878 als Anlage zu S. 306 abgebildet. Ich selbst besitze Photographien der Stücke. Sie sind etwas kleiner als die Figuren zu Ager, aber analog wie diese geformt und mit ähnlichen Verzierungen gleichfalls wenig kunstvoll versehen. Farben sind bei allen Krystallstücken nicht kenntlich, aber in Osnabrück scheint eine Parteiverschiedenheit durch einfachere Ornamentirung angedeutet zu sein. Woher die Figuren beim Dome stammen, weiss man nicht und dass sie, wie wohl behauptet wird, aus karolingischer Zeit herrühren, ist ebenfalls unsicher. In Deutschland würden sie dann wohl nicht haben gemacht werden können, da man so früh schwerlich Bergkrystall hier zu bearbeiten verstand. Unter diesen Umständen können sie jedoch kaum etwas für das Schach in Deutschland beweisen. Ein specielles Interesse gewinnen indess alle diese krystallenen Stücke dadurch, dass sich zuweilen alte Inventarien und Documente auf dergleichen Schachfiguren beziehen, und wir also ersehen, um was es sich bei diesen Hinweisungen handelte.

Am wichtigsten unter den erhaltenen Documenten sind zwei testamentarische, auf Pergament geschriebene Verfügungen, deren eine im Aragonischen Archiv zu Barcelona liegt, während sich die andere in Urgel, einem kleinen nicht weit davon entfernten, alten Bischofssitze, befindet. Herr BRUNET hat in neuerer Zeit,

---

[1] Das maurische Reich von Saragossa wurde erst 1118 durch ALFONSO LE BATAILLEUR mit Hülfe von Franzosen für die Christen zurückgewonnen.

mit lobenswerthem Forschungseifer, durch eine in der *Stratégie* übersetzte Notiz zuerst die Aufmerksamkeit auf diese Schriftstücke gelenkt. Demnächst hat sich Mr. WHITE durch Vermittelung des Antiquars QUARITSH in London Photographien der Verfügungen beschafft, wobei H. BRUNET wiederum behülflich war. Exemplare davon wurden dann auch mir von Mr. WHITE mitgetheilt. Die Documente sind von einem Grafen von Urgel und von der Wittwe seines älteren Bruders von Barcelona ausgestellt. Sie verdienen, wegen ihrer geschichtlichen Wichtigkeit für das Spiel, obwohl diese nur auf einigen Worten in den Pergamenten beruht, einer eingehenderen Besprechung und Erklärung, als beides ihnen in einer allgemeinen Zeitschrift oder in einem Schachblatte zu Theil werden könnte. Die hierbei nöthigen historischen Daten entnehme ich aus einem alten Folianten, *Marca Hispanica, sive limes hispanicus*, zu dem PETRO DE MARCA, einst Erzbischof zu Toulouse, nachher in Paris, die Materialien gesammelt, sowie deren Ausarbeitung begonnen hatte. STEPH. BALUZIUS hatte dann später die Herausgabe zu Paris 1688 besorgt. Die Bibliothek zu Göttingen, die so reich an alten Sachen und liberal in deren Mittheilung ist, besitzt davon ein Exemplar.

Im Jahre 993 starb BORRELLUS, Graf von Barcelona, und hinterliess diese Grafschaft seinem ältesten Sohne RAIMUND (BORRELLI),[1] der in zweiter Ehe mit ERMESSINDIS, die vielleicht aus Nîmes im einstigen Septimanien stammte, verheiratet war. Sein zweiter Sohn, ERMENGAUDUS (CORDUBENSIS) erhielt den geringeren Besitz von Urgel, dessen jeweiliger Bischof[2] das Protectorat über die kleine pyrenäische Republik Andorra heut zu Tage ausübt. Zur damaligen Zeit war Spanien, soweit es unter maurischer Herrschaft stand, ein ausnehmend blühendes Land,

---

[1] In MURRAY's spanischem Reisebuch 1882 p. 519 ist er BERENGUER II. genannt.

[2] Der jetzige (1896) ist Cardinal.

auch lebten christliche und mohamedanische Bevölkerungen, ohne religiöse Animosität, neben und unter einander. Zugleich waren allerdings Kriege, jedoch nur aus politischen Gründen, nichts Seltenes. In einem derselben wurde auch Barcelona vom Feldherrn ALMANZOR, während der Regierung des schon früher gedachten (s. S. 21) HACCHAM II., heimgesucht.

Um 1005 wurde dieser Kalif HACCHAM zu Corduba von Aufrührern gefangen genommen und es entstanden Thronstreitigkeiten, an denen sowohl ein Oneijadischer Prinz aus Afrika, wie viele christliche Grafen und zuletzt ganz Spanien sich betheiligten. Da zogen auch die Brüder von Barcelona und von Urgel gegen SULEIMAN, der sich in den Besitz des Kalifats gesetzt hatte, und mit ihnen verschiedene Bischöfe. Bei dieser Veranlassung errichtete nun ERMENGAUDUS 1010 ein Testament, das in einem, aus grossen Pergamentblättern bestehenden Chartular oder Urkundenbuche der Kirche von Séu de Urgel erhalten ist und das DE MARCA unter No. CLXII in einem Anhange alter Documente ganz abgedruckt hat. Fortgelassen wurde von ihm nur die Überschrift des Originals, welche ich in der Photographie „*Testamentum Comitis Ermengaudi de castro quod vocatur*“ lese und dahin verstehe, dass es ein *testamentum castrense* mit weniger Förmlichkeiten sein sollte. Herr BRUNET ist indess der Ansicht, dass diese Überschrift nicht zum Testamente selbst gehört, da sie unterstrichen ist, wodurch auch an anderen Stellen hinzugefügte Worte als eine Notiz bezeichnet würden. Übrigens ist das Testament zugleich unter der Benennung der „Verordnung des Grafen ERMENGAUDUS vom Orte Tuxen“ bekannt, womit die jetzige Stadt Tujent bei Puigcerda gemeint sein soll und wo vielleicht sein Lager stand.

Aus dem ganzen in der Sprache oft incorrecten und an's Catalonische[1] erinnernden Texte, von dem ich unten wortgetreue

---

[1] Herr BRUNET hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass man häufig, namentlich früher, dafür auch *limusinisch* sagte.

Auszüge beifüge,[1] kommt zunächst nur die Stelle in Betracht, in der sich „*schacos*" vorfindet. Ich übersetze sie: „Und (bestimme) dem Kloster des h. Ägidius meine Schachsteine für die *opera* der Kirche."

In der anderen letztwilligen Verfügung der Schwägerin des Grafen von Urgel sind ebenfalls *eschacos* vermacht, aber mit dem Beisatz *christalinos*. Dies müssen wir wohl auch im Testament des Grafen hinzudenken, denn sonst hätten die Figuren keinen besonderen Werth. Was ist nun aber unter *opera* zu verstehen, das im Texte auch schon etwas vorher gebraucht wurde. In dieser Beziehung ist die Ansicht geäussert worden, dass es sich um Arbeiten handle, zu deren Förderung der Erlös der zu veräussernden *schacos* angewiesen war. Diese hätten übrigens vielleicht auch keine Schachstücke, sondern gewisse, einem bestimmten Maasse entsprechende Ländereien bedeutet, was nach Du Cange's Lexicon für *eschacos* allenfalls zulässig wäre. Ich halte mich indess von der Richtigkeit dieser Annahme nicht für überzeugt, zumal es auffällig wäre, dass die *Schacos* der Zahl nach im Testamente gar nicht bestimmt sind, obwohl daneben noch andere Ländereien vergeben werden. Viel-

---

[1] .... *ordino vel hortor vos* (*manumissores* Testamentsvollstrecker) *ut donare faciatis omnem meum avere propter remedium animae meae* (zum Heil meiner Seele). *In primis ad sanctum Petrum Romae centum uncias de auro .... ad sancta Mariae sedis Gerundae ad ipsa opera uncias quinque de auro, & ad suos sacerdotes uncias decem de auro .... ad Arnulfo Epo lectos II, & ad Oto Epo lectos II, ad Aethio Epo lectos II. Haec idcirco dono eis ut me absolvant* (die beiden ersteren Bischöfe fielen in der Entscheidungsschlacht) .... *& ipsa villa de Toxen cum ipsa parrochia & cum suo fevo quod pater meus dedit ad domna Sta Maria sedis Vico. .... Et ad sancti Aegidii cenobii* (bei De Marca corrigirt in *coenobio*) *ipsos meos schacos ad ipsa opera de Ecclesia. .... Aliud quodcunque invenire potueritis in aliqua re, donare faciatis pro anima mea. Facto isto testamento V kalendas Augusti anno .XII. regnante Rotberto Rege* (am Rande des Schriftstückes im Chartular, nicht aber bei De Marca, der .XII. als „*duo decimo*" ausgeschrieben hat, steht 1008, jedoch wohl von späterer Hand) *Ermengaudus Comes, qui hunc testamentum feci & testes firmare rogavi* (und nun folgen die Namen der Zeugen). —

mehr glaube ich, dass unter *Schacos* und *eschacos* Schachfiguren und unter *opera* ein besonderes Gebäude, wie ein Bureau, das zugleich mit den Bauten zu thun hätte, gemeint ist. Mit dieser Auffassung würde auch der im Französischen übliche und bei der Übersetzung gebrauchte Ausdruck *oeuvre de l'église* in der *Stratégie* 1888 p. 99 für *opera* übereinstimmen. In Italien, z. B. in Siena und Florenz, besichtigt man neben den Cathedralen deren „*opera del duomo*", wo Baustücke, Pläne und sonst zur Kirche gehörige, oft sehr kostbare Gegenstände aufgehoben werden. Nach dieser Erklärung der *opera* würde die Bestimmung des Testaments für die werthvollen Figuren deutlich sein. Sie sollten im Schatze aufbewahrt werden. Catalonische Gelehrte behaupten jedoch, dass man damals mit *opera* nur Arbeiten gemeint haben könne. Dem mag nun sein, wie ihm wolle, aber unter dem Ausdrucke „*eschacos*" haben, wie ich weiss, die Archivare zu Barcelona stets allein Schachfiguren verstanden und auf diese kommt es für uns in der Stelle vorzüglich an. Ob sie aufgehoben oder verkauft wurden, ist schliesslich für unseren Zweck gleichgültig.

Der zweite aufzuklärende, jedoch nur nebensächliche Punkt würde den nicht genannten Ort betreffen, wo das Kloster des h. Ägidius, der einst bei Arles lebte, zu suchen wäre. De Marca (IV. col. 421) weist auf die Provinz Septimania hin, womit Nîmes bezeichnet sein könnte, und auch die Schwägerin bedenkt mit ihren Schachsteinen den h. Ägidius „zu Nîmes". Man darf dies also wohl zugleich für das Testament des Grafen von Urgel annehmen, zumal dasselbe mehrere Legate nach Südfrankreich vertheilt, wo die Barceloner Grafenfamilie reiche Besitzungen hatte. An das Benedictinerkloster zu Orléans, als dessen Abt der h. Ägidius (St. Gilles) an einem 1. September starb, ist doch wohl, der Entfernung wegen, nicht zu denken.

Wichtiger ist indess die Frage nach der Zeit der Errichtung des Testaments, bei der ein Zweifel, jedoch nur um 2 Jahre,

obwalten kann. Das Document ist, obwohl in Catalonien aufgesetzt, doch nach dem Regierungsjahre eines französischen Königs datirt.

Die hispanische Mark, welche den grössesten Theil von Catalonien umfasste, war seit ihrer Eroberung durch einen Sohn Karls des Grossen staatsrechtlich mit Frankreich verbunden, bis Ludwig der Heilige (1226—70) das factisch zu seiner Zeit längst nicht mehr bestehende Verhältniss auch vertragsmässig aufhob. Demgemäss ist um 1000 die Datirung nach den Königen nicht unregelmässig, auch findet sie sich gewöhnlich in den bei De Marca abgedruckten Documenten und zuweilen sogar neben den Angaben von anderen Zeitbestimmungen, jedoch wird nirgends zugleich nach der muselmännischen *Hedschra* gerechnet. Im *Appendix* col. 970 liest man unter Anderem: *acta sunt haec in Barchinona* (Barcelona) *civitate VII Idus Martii in aera* (dies ist die frühere hispanische Rechnung, die von der Organisation Spaniens durch Augustus 38 oder 39 v. Ch. begann und nach der sich noch Alfons X. richtete) *XL VII post millesimum* (1047); *Domini vero nono post millesimum* (1009), *regnante Roberto Rege Francorum XIII anno.*

Hiernach berechnet sich das Testamentsjahr, welches als das 12. des Königs Robert angegeben ist, auf 1008 nach Ch. und das müsste man nun für das zutreffende Jahr gelten lassen, es sei denn, dass man einen Fehler des Copisten annähme, der beim Einschreiben des Textes in den Sammelcodex XII statt richtig XIV, was 1010 geben würde, geschrieben hätte.

Der Abdruck in De Marca, der im Texte *duodecimo anno* liest, fügt doch, ohne weitere Erklärung, im Eingange hinzu: *An. 1010 ex chartulario Ecclesiae Vrgellensis*, und ferner steht bei ihm in einem Abriss der Geschichte Cataloniens: *Ermengaudus M.X, profecturus adversum Mauros ad Cordubam, testamentum condidit V Kal. Augusti* (mithin 28. Juli 1010, da kein anderes Jahr beigesetzt ist).

Die Jahreszahl 1010 kommt also öfters vor, auch finden

sich Documente im *Appendix*, welche von RAIMUNDUS und seinem Bruder ERMENGAUDUS gemeinsam herrühren und welche dem Jahre 1009 angehören. Danach kann also der Aufbruch zum Kriege, in dem die entscheidende Schlacht nicht weit von Cordova vorfiel, nicht schon 1008 geschehen sein. Andererseits steht das Jahr dieser Schlacht bei Albakara[1] historisch fest. In derselben fiel der Graf von Urgel mit drei catalonischen Bischöfen, worunter der Bischof OTTO von dem Hauptsitze Gerona war, der dann hier in einem Kloster unter einem Epitaphio begraben wurde, welches DE MARCA anführt:[2] „Im Kampf um Corduba stürzte Er, würdig der Freuden des Himmels, mit mehreren Andern in den Tod, dem Schwerte dahingegeben. Es waren 1010 Jahre nach Christi Krippenlegung, als Jenem das erste Licht des Septembers das Ende brachte.“

Hier ist also der 1. Sept. 1010 als der Schlachttag angegeben. Zwischen dem Testamente vom 28. Juli, wenn dafür 1010 angesetzt wird, und dem Tage der Niederlage hätten nur fünf Wochen gelegen, die also der Marsch von Catalonien her gedauert haben würde. Hingegen müsste man, falls das Textjahr = 1008 beibehalten werden soll, annehmen, der Auszug zum Kriege wäre nach der Testamentserrichtung noch hinausgeschoben worden. Diese Lösung ist wohl nicht die einfachste und entschliesse ich mich deshalb lieber, an ein kleines Versehen des Schreibers zu glauben.

Auf ERMENGAUDUS folgte in Urgel sein noch minderjähriger Sohn gleichen Namens unter Vormundschaft des Onkels von

---

[1] BRUNET AJADREZ p. 273 nennt den Ort Acbatalbacar und sagt, nach Einigen wäre der Graf E. nicht in der Schlacht geblieben, vielmehr wäre er schwer verwundet heimgekehrt. Dann müsste er aber doch sehr bald darauf gestorben sein, denn schon im Decbr. 1010 (DE MARCA col. 423) erging ein Decret seines Sohnes und Nachfolgers.

[2] .... *bello Cordubensi cum pluribus aliis Morte ruit, datus ensi, coeli dignus gaudiis. Erant anni mille decem post Christi praesepia Quando dedit isti necem prima lux Septembria.*

Barcelona, der seinerseits glücklich aus dem Kriege zurückgekehrt war, später aber auch in einem anderen Kampfe blieb. Der zweite ERM. führt in der Geschichte die Bezeichnung PEREGRINUS, d. h. „der Pilger", weil er nach dem gelobten Lande ging, von wo er dann nicht heimkehrte. Er liefert uns also, da ihm das Schach nicht fremd sein konnte, ein Beispiel von einem Jerusalemsfahrer, der die Kenntniss des Spiels bereits von Hause mitbrachte und zwar noch ehe die bewaffneten Kreuzzüge begannen.

Schliesslich muss ich auch noch die Glaubwürdigkeit des Documents näher feststellen. Zu diesem Zwecke liess ich die Photographie einem Professor in Leipzig zur Begutachtung vorlegen, der als eine Autorität für die Beurtheilung alter Handschriften gilt. Derselbe ist zu folgenden für mich genügenden Resultaten gelangt:

„Unzweifelhaft eine spätere Abschrift des Testamentes. Ich setze sie in das Ende des 12. Jrh. Bei deutschem Ursprung würde man die Schrift noch später, etwa 1225—40 ansetzen müssen; aber der romanisch-europäische Süden war in der Schriftentwickelung damals vorangeeilt, so dass man dreist für die vorliegende Handschrift die oben gegebene Altersbestimmung annehmen kann. Der Inhalt und also auch die chronologischen Angaben werden demnach ihren Werth behalten, wie bei tausenden von anderen, nur durch Chartulare überlieferten Urkunden."

Das Testament, so wie es im Chartular von Urgel auf uns gekommen ist, giebt uns also als Abschrift zwar eine authentische Auskunft vom Jahre 1008(10), aber doch noch kein gleichzeitiges Zeugniss. Anders verhält es sich indess mit dem 1058 errichteten Codicill der Gräfin ERMESSINDIS von Barcelona, der Schwägerin des Grafen E. von Urgel. Diese scheint eine thätige und ausgezeichnete Frau gewesen zu sein. Sie wurde 1017 Wittwe, war dann Vormünderin ihres wenig bedeutenden Sohnes und führte auch später, nach Abkommen mit demselben,

einen Theil der Staatsgeschäfte fort. Gleich im ersten Jahre ihrer Vormundschaft that sie einen gewichtigen Schritt, indem sie Normannen über das Meer herbei rief, zum Beistand gegen die Saracenen. Hiernach dürfen wir gewiss auf einen intimen Verkehr zwischen Sicilien und der hispanischen Mark schliessen, der vermuthlich auch der Verbreitung des Schachspiels zu Gute gekommen sein wird. Als die Gräfin starb, war ein Enkel[1] an der Regierung, und muss sie also wohl recht alt geworden sein. Hierdurch erklärt es sich auch, dass zwischen dem Testamente ihres Schwagers und ihrem eignen Codicill 48 bis 50 Jahre lagen.

Das Codicill gewährt einen eigenthümlichen Anblick. Es ist auf einem Pergamentblatte in vier ungleichen Absätzen geschrieben, zwischen denen sich leere Zwischenräume befinden. Die vorerwähnte Leipziger Autorität hat sich darüber so geäussert:

„Schrift des ausgehenden 11. Jrh. — Aus der Photographie lässt sich nicht mit voller Bestimmtheit sagen, ob hier ein Original vorliegt. Es scheint mir eher eine Kladde zu sein, also Entwurf des dann wohl später kanzleimässig ausgefertigten Testaments. Jedenfalls aber ist in die chronologischen Angaben kein Zweifel zu setzen."

Das Document liegt im Archiv der Krone von Aragon unter No. 223 bei Stücken von Ramon Berengar I. dem Älteren. Erwähnt ist es bei Brunet Ajedrez, p. 272, welcher mir auch mitgetheilt hat, dass man es abgedruckt im Werke von Prospero de Bofarull *„Los Condes de Barcelona Vindicados"* II p. 55 antrifft. Ich nehme einige Sätze heraus, um daran die Art der Abfassung und der Verlautbarung des Stückes erkennen zu lassen, und benutze dazu eine Abschrift, neben der Photographie, da letztere ungemein verkleinert und nur schwer zu

[1] Dieser Enkel, Raimundus vetulus genannt, war so angesehen, dass 12 hispanische Fürsten ihm jährlich Tribut leisteten. Er starb 1086.

entziffern ist. In Übersetzung lauten die unten angegebenen Stellen:[1]

„Wir WILH. Sohn von GUIFRED, Diaconus, und WILH. Sohn von AMET sahen als die Gräfin ERMESSINDIS auf dem Bette in einem Hause sass . . . in der Grafschaft Ausonen“ (nördlich von Barcelona) „. . . und dort sitzend, durch Krankheit zurückgehalten, bestätigte sie ihr Testament, das sie bei sich hatte. . . . Zuvörderst vermachte sie mir, dem vorerwähnten Geistlichen WILH., ein Maulthier . . . Und bestimmte dem Papste ihre hölzernen mit Gold umgebenen Kelche. Und dem heiligen ÄGIDIUS zu Nîmes ihre krystallenen Schachsteine zum Spielbrett (oder „für den Tisch“). Und vermachte dem h. GUIRICUS so viel Silber und Gold, dass daraus ein sehr gutes Kreuz werden könne und vermachte ihr bestes Brevier der Kirche der h. Maria zu Gerona“ (nordöstlich von Barcelona), „sowie ihre silbernen Becher, die sie zu Hause hatte und die-

---

[1] *Nos Guillermus Guifredi levita et Guillermus Amati vidimus et audivimus quando domina Ermessindis comitissa sedebat in lecto . . . in domo . . . in comitatu Ausonae . . . et ibi sedens ab egritudine detenta, laudavit suum testamentum, quod secum ibi habebat. . . . . Imprimis dimissit mihi Guillermo clerico praefato mulam unam. . . . Et dimissit domino Papae suos sciphos* (nach DU CANGE in Verb. mit *Dict. de l'Acd. hanap, grand vase à boire*) *ligneos ornatos* (in der Photographie erscheint am Anfang des Wortes ein t oder f, also *fornatos* und DU CANGE sagt: *fornatura = garniture*) *auro. Et Sancto Egidio Nemausensi suos eschacos christalinos adtabula*· (so steht der Ausdruck in der 8. Zeile über den Text geschrieben). *Et dimissit Sancto Guirico praefato tantum argenti et auri ex quo possit esse una obtima crux et suum obtimum breviarium dimissit Stae Mariae Gerundae et suos sciphos argenteos quos aput se habebat et ipsos quos habebat in vico unde eam portaremus Gerundam* (wo ihr Grab noch jetzt, mit dem ihres Gemahls, sich in der Cathedrale befindet). . . . *Praedicta donna Ermessindis elegit nos suos manumissores . . . sicut superius scriptum est in sua plena memoria, IIII kalendas Marcii Anno XXVII Henrici Regis regni . . . et obiit kalendas Marcii vespere facto. . . . Sicut ipsa donna Ermessindis nobis praecepit jam dictis, ita et hic fideliter scriptum est. — Postmodum haec ultima voluntas . . . patuit publice secundo nonas Marcii in capitulo Sanctae Mariae Gerundi coram* (hier folgen viele Namen). *Scriptum manu Guillermi . . . cum litteris suprapositis in VIII versu etrasis in XII et in XV et XVII, secundo nonas Marcii XXVII Henrici Regis.*

jenigen, welche sie in der Villa hatte, von der aus wir dieselbe nach Gerona bringen sollten. ... Die vorgedachte Donna Erm. erwählte uns zu Vollstreckern ihres Willens ... wie oben geschrieben ist, bei vollkommenem Gedächtniss, am 26. Febr. im 27. Jahre der Regierung des Königs Heinrich (1058) ... und starb am 1. März als es Abend geworden war. ... Wie uns Donna Erm. mündlich aufgetragen hatte, so ist es hier treulich niedergeschrieben. — Nachher lag dieser letzte Wille am 6. März öffentlich aus im Capitelsaal von St. Maria zu Gerona in Gegenwart von ... Geschrieben von der Hand Wilhelm's, Geistlichen von Gerona und Vollstreckers ... mit den in der achten Zeile darüber geschriebenen Buchstaben und mit Rasuren in der 12., 15. und 17. Zeile, am 6. März im 27. Jahre des Königs Heinrich (1058)."

Der letzte Wille der Gräfin, scheint mir, ist ein nachträglich mit einem Zusatz versehenes Protokoll, nach welchem eine Ausfertigung oder eine Abschrift in einem Urkundenbuche gemacht werden konnte. Für die Errichtung giebt Brunet, p. 272, das Jahr 1056 an, dies möchte aber nicht dem 27. Jahre Heinrich's entsprechen, da De Marca im *Appendix*, col. 971, sagt: *fixum et constans esse debet, initium Regni (Henrici) incidere in mensem Julium anni MXXI*, was uns auf 1058 führt.[1] Die Differenz von zwei Jahren wäre übrigens hier unerheblich, da es zunächst nur darauf ankommt, zu zeigen, dass Schach bereits vor 1100 etwas bei den Christen im Abendlande Hergebrachtes war.

Über den Worten *eschacos christalinos* steht im Texte

[1] Ein Unterschied von einem Jahre kommt öfters bei Umrechnungen vor. Es können nämlich die Jahre entweder vom Calendertage des Regierungswechsels bis wieder zu demselben Tage im nächsten Jahre gezählt sein u. s. w., oder aber man rechnete das erste Regierungsjahr nur bis zum Schluss des bürgerlichen Jahres, der indess nicht allerwärts immer am 31. December erfolgte, und dann stimmten die folgenden Jahre mit dem Ortscalender überein. Ein Unterschied von zwei Jahren setzt jedoch einen Fehler oder eine verschiedene Annahme des Regierungsantritts voraus.

adtabula· darübergeschrieben und am Schluss des Codicills ist diese Einschaltung noch ausdrücklich als Zusatz der achten Linie bestätigt. Die mir vorliegende Abschrift giebt „*ad tabulam*" und so liest ebenfalls BOFARULL, es könnte jedoch die erste Silbe in der Photographie auch *ab* sein, wobei dann der erhöhte Punkt am Ende nicht ein Zeichen der Abkürzung wäre, sondern wie es öfters am Schluss eines Satzes vorkommt, keine weitere Bedeutung hätte. Der Zusatz über der Zeile mag überflüssig sein, will man ihm aber einen bestimmten Werth beilegen, so könnte gefragt werden, ob er nicht für *eschacos* einschränkend sein sollte, indem er etwa eine besondere Art Spielbrett im Auge hatte, wodurch er die Figuren dem Schach entrücken könnte.

Bei den Römern hiess *tessaris* oder *tavola* und vermuthlich auch *calculis*[1] *ludere* so viel wie im Brett mit Würfeln spielen. Dasselbe Spiel[2] beschreibt auch der heilige ISIDOR von Sevilla (†636), dem Schach noch fremd ist, in seiner Encyclopädie (*Origines* XVIII, cap. LX), als *alea* und *tabula* mit Würfeln und dem sich daraus ergebenden Satze der Steine *(calculi)*, wie jetzt im *Tric-trac.* Hiernach könnte also auch im Codicill ein derartiges Brett zu verstehen sein, bei dem dann die *eschacos* nicht unter einander verschiedene Schachfiguren, sondern gleichförmige *calculi* wären. Dies setzt allerdings voraus, dass der Ausdruck *eschacci* oder *scacchi* auch sonst im Mittelalter für Steine bei solchen Spielen gebraucht worden sei, die

---

[1] *Calculis ludere* scheint nicht immer gleich *latrunculis ludere* auf ein reines Combinationsspiel Bezug zu haben, denn die Wittwe QUADRATILLA entfernt ihren Enkel (*Plinius' Briefe* VII, 2), so oft sie mit den *calculis* spielt. Es ist wohl etwas wie *Trictrac.*

[2] Um die Terminologie noch mehr sicher zu stellen, beziehe ich mich auf ein Citat bei HEFELE, *Conciliengeschichte* 1873, I, p. 191, wo aus dem Canon einer Synode zu Elvira in Spanien vom Jahre 306 angeführt wird: *si quis fidelis aleam, id est tabulam, luserit nummis placuit eum abstineri.* Wenn ein Glaubenstreuer Wurfgabel (*alea,* d. h. *tabula*) um Geld spielt, soll derselbe auf ein Jahr von der Communion fern gehalten werden.

kein Schach waren. Nach Dr. v. d. Linde dürften wir dies annehmen, denn er sagt in den *Quellenstudien* S. 73, man habe unter *scaci* allmählich auch Spielsteine im Allgemeinen verstanden. Die Belegstellen hierfür mögen jedoch selten sein und er führt keine derselben speciell an. Indess begegnen wir in den Versen der Vetula, welche wohl aus der Mitte des 13. Jrh. stammen, dem Ausdruck *scacci* für die ungleichen Steine der *Rythmomachie* (Ed. Wolferbyti, 1661, p. 26), für welche später Buxerius (C. de Boissière) in seinem *Ludus Pythagoreus*, 1556, immer *calculi* setzte.

Nach meinem Dafürhalten sind die *eschacci* des Codicills aber doch wohl Schachfiguren. Wäre dies jedoch auch nicht der Fall, so ist wenigstens das Wort jedenfalls vom Schach hergenommen[1] und bewiese, dass dieses Spiel um 1058 nicht mehr fremd in Catalonien sein konnte.

Endlich muss ich aber noch bemerken, dass jene Worte „*ad tabulam*“ auch auf etwas anderes, wie auf ein Spielbrett, bezogen worden sind. Herr Brunet versteht darunter „für den Tisch“ und meint, die Krystallfiguren sollten von der Kirche, der sie vermacht wurden, veräussert werden und mit ihrem Erlös zur Beköstigung der Geistlichen mit beitragen. Ob dies die richtige Auslegung für einen Gedanken ist, der wohl deutlicher mit „*ad impensas mensae*“ auszudrücken gewesen wäre, lasse ich um so mehr dahingestellt, als sie die Bedeutung der „*eschacos*“ nicht verändert.

Ausser den für das Schach wichtigen Notizen gewähren die letztwilligen Verfügungen von Urgel und Barcelona noch ein allgemeineres Interesse. Die mitgetheilten Auszüge erwähnen, wie die Documente überhaupt, zahlreiche Vermächtnisse für Kirchen und kirchliche Personen, während Zuwendungen für weltliche Empfänger recht selten vorkommen.

Hieraus kann man entnehmen, wie sehr die Geistlichkeit,

---

[1] Was zugleich für die *eschacos* als Feldmaass gelten würde.

vermöge ihrer höheren Bildung eignen Vortheil von den bürgerlichen Angelegenheiten zog. Die Umstände zeigen ferner, dass der Clerus ungehindert in alle Verhältnisse eingreifen konnte, indem selbst christliche Bischöfe, deren es damals eine verhältnissmässig grosse Zahl in Spanien gab, thätigen Antheil als Bundesgenossen an einem rein maurischen Kriege nahmen. Dabei erwuchs ihnen aus diesem Verhalten kein Vorwurf bei den Zeitgenossen. Erst ein späterer spanischer Geschichtsschreiber (MARIANO, lib. 8, cap. 10) hat einen Tadel gegen sie ausgesprochen. Wir entnehmen auch zugleich aus den Hergängen, dass ein mehr als oberflächlicher Verkehr zwischen Christen und Mauren bestanden haben muss und dass also, wenn das Schach den Einen bekannt war, dies auch für die Anderen gelten musste.

Nach den beiden catalonischen Schriftstücken haben wir für längere Zeit, bis zum Werke des Königs ALFONS DES WEISEN (†1284) nichts mehr über Schach in Spanien zu berichten.

Das zunächst von uns zu betrachtende Document, ist, wenn ihm nicht vielleicht ein Manuscript (RUODLIEB) zu München, dem Alter nach, vorzugehen hat, ein lateinischer Brief des Cardinals DAMIANI, der 1061, also auch vor den Kreuzzügen, geschrieben sein muss. Darin bezieht sich eine ausführliche Stelle auf das Schachspiel. Dieselbe ist schon hinlänglich bekannt, ich wiederhole sie nachher aber doch noch ihrem Inhalte nach. Der Brief liegt uns nur im Drucke, nicht handschriftlich vor, ist aber doch unbezweifelt echt. Man findet den Text bei BARONIUS in dessen *Biblioth. sanct. Patrum,* sowie in den *Quellenstudien* und übersetzt in der *Deutschen Schachz.*, 1870, S. 199. Ich selbst besitze ihn in der ersten Gesammtausgabe der Briefe und Schriften DAMIANI's *Romae*, 1606, lib. I, epist. 10.

Die Aussicht, eine alte Abschrift des Briefes möchte an den Tag kommen, war von E. PAULS in der *Deutschen Schachz.*, 1874, S. 355 eröffnet worden, indem derselbe mittheilte, dass

sich Handschriften des Briefwechsels zwischen dem Cardinal und dem Papste ALEXANDER II. in der Stiftsbibliothek zu Heiligenkreuz unter der Enns befänden, wo 1136 die älteste Cistercienserabtei in Österreich gegründet wurde. Danach habe ich durch die frühere *Österreichische Schachz.*, 1875, S. 111 und die *Lesehalle*, 1893, S. 245, zu geeigneten Nachforschungen, die auch auf andere Schachmanuscripte auszudehnen wären, aufgefordert, die Österreichischen Schachfreunde haben hierauf aber bisher nicht geachtet. Ferner weisen die *Quellenstudien*, S. 57, noch eine Handschrift des Briefes von 1061 im *Vaticano Codice basiliae S. Petri* nach, welche BARONIUS vor sich gehabt haben müsse.

Es könnte auffallend erscheinen, dass ich hier mit so viel Umständlichkeit alte Documente bespreche und sie ihrem Alter nach zu fixiren suche, während man doch aus verschiedenen Notizen wisse und oft lesen könne, dass Schach in Europa eigentlich schon viel länger bekannt sein musste. Freilich giebt es eine grosse Anzahl dem Anschein nach historischer Nachrichten, in denen unser Spiel beiläufig erwähnt ist und die sich auf viel ältere Zeiten beziehen als der eben erwähnte Brief oder die vorher besprochenen Testamente. Diesen Bemerkungen gebricht es aber, ihrem Inhalt nach und weil sie oft andere Brettspiele für Schach[1] hielten, ganz und gar an Zuverlässigkeit.

[1] Dies kommt auch noch in neueren Schriften mitunter vor. So übersetzte ARWIDSSON 1839 aus der isländischen, etwa um 1300 aufgezeichneten *Saga* von FRITHIOF DEM KÜHNEN den Ausdruck „*hneftafl*“ mit Schachspiel, wiewohl das Wort keinen Anklang an Schach besitzt. Es bedeutet ein Brettspiel, das man aber nicht näher kennt. Die Bemerkungen, die im Originaltexte folgen, würden auch gar nicht recht zum Schach passen. Wenn TEGNÉR in seinem bekannten Gedichte Schach einführt und sogar, ganz unberechtigter Weise, als hätte er modernes Schach vor sich, die Königin aus alter Zeit als beste Figur bezeichnet, so ist dies nur eine poetische Freiheit. TEGNER's Stück, Frithiof spielt Schach ist auch für Gesang in Musik gesetzt. Man findet die Noten in *De Schaakwerld*, 1875, p. 303, vermuthlich entnommen aus der Stockholmer Ausgabe der *Saga* von 1842. — Ich habe FRITHIOF und TEGNÉR aber nicht unter die Bücher meiner Schachsammlung als besondere Nummern aufgenommen, denn ernstlichen Bezug auf das Schach haben sie nicht.

Auch sind sie gewöhnlich viel zu lange nach den besprochenen Ereignissen, aus blossem Hörensagen niedergeschrieben. KANUTH DER GROSSE von Dänemark, der 1024 in Rom war, soll z. B. nach späterer[1] Angabe seinen Schwager ULF 1027 deshalb haben umbringen lassen, weil dieser ihm im Schachspiele einen Springer genommen hatte und den Zug nicht zurückgeben wollte, worüber Streit entstand. Glaubhaft ist dieser Sachverhalt nicht, damit fällt aber auch der etwa auf die Erzählung zu gründende „Beweis“ weg, dass Schach, wie dies immerhin möglich ist, um 1024 in Dänemark üblich war. Ähnlich steht es mit vielen anderen Berichten, von denen ich mehrere schon früher in der *Deutschen Schz.*, 1869, S. 169 und 1881, S. 67, besprochen habe. Auch die sogenannten Figuren KARL's D. GR. in Paris haben keinen historischen Grund für ihr Alter aufzuweisen.

DAMIANI, der 1058 Bischof von Ostia war, zeichnete sich als strenger Eiferer gegen die damaligen kirchlichen Missbräuche aus. Einige Jahre nach seiner Erhebung zum Cardinal wünschte er aber, sich in ein Kloster zurückzuziehen und machte hiervon dem nachherigen ALEXANDER II., als dieser zum Papste erwählt war, und dem Archidiaconus HILDEBRAND (später GREGOR VII.) eine Mittheilung in dem gedachten Briefe. Die Abfassungszeit des Schreibens lässt sich dadurch feststellen, dass sie zwischen die Wahl (1. Oct. 1061) des Papstes und dessen Inthronisation, die erst im nächsten Jahre erfolgte, hineinfallen muss. Gegen Ende dieses langen Schriftstücks verurtheilt DAMIANI in einer nur lose in den Text eingefügten Abschweifung die Leidenschaft des Würfel- und Schachspiels *(alearum furiae vel scachorum)* und erzählt, dass ein Bischof von Florenz, den er aber nicht nennt, auf einer Reise in der Herberge unter

[1] Die älteste Quelle für diese Erzählung ist SNORRE STURLESON's, zwischen 1210—40 geschriebene, *Heimskringlasaga*. Ich entnehme daraus nur, das Schachspiel (*leco at scactafli* und Springer = *riddari*) müsse im 13. Jrh. im Norden üblich gewesen sein und man nahm wohl damals Züge zurück!

vielen Gästen am Abende Schach gespielt habe (der Ausdruck ist hier *praefuerant ludo Scachorum* und nachher *in scachorum vanitate colludere).* Am andern Tage habe der Cardinal den Bischof daran erinnert, dass die Disciplin Absetzung für spielsüchtige Bischöfe bestimme *(aleatorii Episcopi deponantur)*, worauf der Beschuldigte aber geltend machen wollte, dass Schach etwas Anderes wie Würfelspiel *(alea)* sei und dass, während Letzteres verboten wäre, Schach stillschweigend erlaubt werde. Schach, erwiderte hingegen DAMIANI, sei zwar nicht ausdrücklich genannt, aber beide Arten von Spiel umfasse das Verbot unter dem Worte *alea.* Daraufhin wurde dem nicht weiter widersprechenden Bischofe als Busse auferlegt, den Pfarter dreimal andächtig durchzugehen und 12 Armen die Füsse zu waschen und ihnen Geldstücke zu geben.

Aus der Erzählung geht zunächst hervor, dass Schach ein ganz gewöhnlicher Zeitvertreib sein musste. Zugleich scheint mir aber, dass es um Geld gespielt wurde, da ein Einsatz, wie dies bei Besprechung des nächsten, in dieselbe Zeit gehörenden Documents deutlich hervortreten wird, für's Schach selbstverständlich sein mochte. Die Neigung zum Glückspiel war im Mittelalter so gross, dass vielfach, mit und ohne besondere Erwähnung des Schachspiels, für Geistliche und auch für die bürgerlichen Verhältnisse allgemeine Strafedicte gegen die Spieler ergangen sind. Hätte der Bischof nicht um Geld gespielt, so würde er dies wohl als prägnanten Unterschied für das Schach vom Glückspiel angeführt haben, bei welch' letzterem doch gewiss nie blos zum Vergnügen gewürfelt wurde. Vielleicht zeigt auch der Theil der Strafe, welcher das Geschenk der Geldstücke vorschrieb, darauf hin, dass durch Gewinn an Geld gegen den Sinn der Verbote gefehlt war.

Unter *alea* ist nicht allein Würfel-, sondern jedes Wettspiel zu verstehen und zunächst allerdings etwa *Tric-trac* oder Wurfzabel, wie schon vorher mit Bezugnahme auf eine

Stelle bei ISIDOR hervorgehoben wurde. Etwas anders stellt sich der Sprachgebrauch in späterer Zeit. Aus dem 14. Jrh. haben wir ziemlich viele Problemsammlungen mit lateinischem Text, welche zugleich *Tric-trac* und Mühlespiel (*Merelli*) veranschaulichen. In diesen Manuscripten wird aber *Tric-trac* oder ein diesem sehr ähnliches Spiel, kaum irgendwo *alea*, sondern gewöhnlich *tabulae*, vielleicht wegen des zweitheiligen, dazu nöthigen Brettes (classisch *alveus* und *abacus*) genannt, wobei die Würfel *taxilli* heissen. *Tabula* in der Einheit bedeutet im Mittelalter nicht nur Brett, sondern in jenen Sammlungen auch *remis* und kommt so besonders oft im Mühlespiel vor. Übrigens wurden auch die Probleme, wie ich bei der Besprechung ihrer Epoche näher nachweisen werde, zur Benutzung für Wetten stark herangezogen. Die Begierde des Spielens ging im Mittelalter so weit, dass man selbst das Abhauen von Gliedmaassen des Gegners als Preis bestimmte. Wir würden eine solche Unvernunft gar nicht für möglich halten, wenn ihr Vorkommen nicht durch wiederholentliche, dagegen erlassene Verordnungen als wirklich erwiesen dastände. Danach lässt sich denken, dass wohl im Allgemeinen auch Schach nicht ohne Einsatz gespielt wurde und dass zumeist hiergegen die Verbote gerichtet waren, die Würfel und Schach zugleich trafen. Dabei machte man übrigens häufig einen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien. Den Ersteren gestattete der Bischof ODO SULLY († 1208) von Paris nicht einmal ein Schachspiel[1] im Hause zu haben und eine Würzburger Synode von 1329 untersagte den Mönchen und Nonnen: *Ludus alearum, cartarum, schacorum, taxillorum* etc. Den Deutschrittern in Preussen war Schach und Wurfzabel (*Tric-trac*) gestattet, die Würfel allein blieben aber auch ihnen untersagt. Ebenso wird das Verhältniss in den Städteordnungen gewesen sein. Von

---

[1] *Ne (clerici) in suis domibus habeant scaccos, aleas (Tric-trac) vel decios* (Würfel) *omnino prohibetur.*

diesen erlaubten manche das Schach ausdrücklich, wie dies z. B. in einem Nürnberger Pflichtbuch um 1381 der Fall war, wo den Bürgern Schach und Brettspiel frei gegeben wurde. Man mochte wohl eingesehen haben, dass man mit den mehr generellen Verboten, welche in Frankreich öfters, z. B. von LUDWIG IX., 1254 (*prohibemus ut ullus homo ludat ad taxillos* — Würfel —, *sive aleis* — Wurfzabel — *aut scaccis* — Schach —) versucht wurden, doch nichts gegen die allgemeine Stimmung ausrichtete.

Die vielen Edicte, welche bei MASSMANN, 1839, S. 14, Dr. VETTER in AMMENHOUSEN's *Schachzabelbuch*, XXXIII, und v. D. LINDE's Geschichte I, S. 144, aufgezählt stehen, müssen in Bezug auf das Schach so gut wie unbeachtet geblieben sein. Der lombardische Mönch JACOBUS DE CESSOLES hielt noch vor 1300 mit grossem Beifall Predigten, die sich an das Schachspiel anschlossen, das also doch, wenigstens da, wo er predigte, nicht verpönt sein konnte. Sein lateinisches Werk, mit dem ich mich nachher zu beschäftigen habe, fand ohne jeglichen Widerspruch Verbreitung in allen Ländern der katholischen Christenheit und beweist, dass Verbote gegen das Schach, wenn sie bestanden, überall kraftlos geblieben waren. Es ist möglich, dass DAMIANI mit seinen Ausfällen gegen das Schach im Briefe an den Papst, diesen hat zu strengerem Einschreiten gegen das Spiel bei der Geistlichkeit anregen wollen. Einen dauernden Erfolg hat er aber damit jedenfalls auch nicht erreicht.

Den Verhältnissen im 13. Jrh. scheinen mir am besten einige Verse der „*Vetula*" von RICHARD DE FOURNIVAL, einem Kanzler der Kirche zu Amiens, angepasst zu sein. In diesen wird gesagt:[1] „Das Schach ist ein edles Spiel, Niemandem

[1] Im lateinischen Texte der Ausgabe von 1661 und im M. S. bei Mr. M. THROOP in Albany lauten die Verse:

Nobilis hic ludus, nulli suspectus, & omni
Personae licitus, moderate dum modo ludat,

verdächtig und Jedermann erlaubt, wenn er nur mit Maass spielt und allein den Sieg erstrebt, aber nicht den Gewinnst, damit es nicht den vorher erwähnten (Glückspielen) zugezählt werde. Wer zuerst in demselben mit Würfeln spielte, hat das Spiel besudelt: unthätig bleibt hier der Satellit und unbeweglich, bis ihn das Loos der Würfel in Gang setzt. Es war dies aber allein deshalb geschehen, weil entweder nur wenige sorgsam zu spielen verstanden, oder aus Begierde nach Gewinn."

Über ein Würfelschach in Deutschland ist mir nichts bekannt.

Von den vorher betrachteten ältesten Documenten gehörten die Testamente Spanien an, der Brief des Damiani war aber in Italien geschrieben. Mit dem nächsten in Versen abgefassten Stücke kommen wir nun nach Deutschland. In Frankreich und England, denen später ein so reichlicher Antheil an der Literatur in der Periode der mittelalterlichen Endspiele zufällt, wurden bisher keine unzweifelhaft ganz alten Zeugnisse für das Schach entdeckt.

Die Notizen, mit denen ich mich auf den folgenden Blättern zu beschäftigen habe, umfassen Erzählungen, Gedichte, Sittenpredigten und schliesslich Sammlungen von alten Endspielen. Die hierauf bezüglichen Stücke kann ich nicht ihrem vollen Inhalte nach mittheilen, ich müsste sonst ein förmliches Ur-

---

Dum modo quaeratur Victoria sola per ipsum:
Non lucrum, ne cum praedictis annumeretur.
Cum deciis autem qui primus lusit in illo,
Foedavit ludum, languebit namque Satelles
Immotus, nisi sors deciorum moverit ipsum.
Nec fuit hoc factum: nisi, vel quia non nisi pauci
Ludere noverint tractim; vel amore lucrandi.

Unter dem Satelliten ist vielleicht der Mond zu verstehen, mit dem ein früherer Vers der *Vetula* den Roch identifiziert. Welche Art von Würfelschach am Schluss gemeint sei, ist nicht näher angegeben. Übrigens erwähnt auch Alfonso in der Einleitung zu seinem Werke (1283) die Einführung des Würfelns in's Schachspiel, das für Manche zu langweilig geworden war.

kundenbuch beifügen. Aber wer sich eingehender mit denselben befassen und meine sich daran schliessenden Bemerkungen controliren will, den kann ich auf die Geschichte von MASSMANN 1839 und vorzüglich auf die Werke von v. d. LINDE verweisen. Dort findet man, an den von mir stets bezeichneten Stellen, die meisten Texte vollständig. In den Fällen jedoch, in denen ich auf minder zugängliche Quellen zurückzugehen habe, gebe ich zugleich, wie auch schon bisher, meine Citate etwas ausführlicher.

Das schon in Aussicht genommene und nach Deutschland gehörige Document mag ungefähr von 1050 sein. Es besteht in einem Abschnitt des, leider im Übrigen nur fragmentarisch erhaltenen, lateinischen Romangedichtes RUODLIEB, von dem das einzige, 36 Pergamentblätter umfassende Manuscript in der Kgl. Bibliothek zu München liegt. Einen Abdruck des betreffenden Schachstückes und eine Übersetzung desselben hat die *D. Schz.* 1881, S. 33, gegeben, eine vorzügliche Gesammtausgabe des Gedichtes mit erläuternden Anmerkungen und einem Glosser hat aber FR. SEILER 1882 geliefert. Zumeist an diese Arbeit halte auch ich mich bei meinen Bemerkungen.

Die in München aufgefundenen 34 Blätter, zu denen später noch ein anderes, zu St. Florian bei Linz angetroffenes Doppelblatt hinzukam, waren einst in der Abtei zu Tegernsee in Südbayern und wurden dort bei Herstellung von Bücherdeckeln auf diese aufgeklebt. Die erste Kunde von Resten des Gedichtes RUODLIEB reicht bis 1807 hinauf, gesammelt wurden die übrig gebliebenen Blätter aber erst nach 1829. Herr SEILER ist der Ansicht, dass wir in den 34 zuerst entdeckten Blättern die eigne Handschrift eines anonymen Dichters und Mönches zu Tegernsee besitzen. Verbesserungen im Texte, wie sie nur der Autor selbst machen kann, bestätigen diese Ansicht. Das Fragment von Linz rührt aber von einer späteren Abschrift, ohne Correcturen her.

Die erste Frage, welche in Betracht kommt, muss sich auf

die Festsetzung der ungefähren Entstehungszeit des Gedichtes richten. Welchen Anhalt hierbei die Beurtheilung der lateinischen Diction und der Behandlung des leoninischen, in sich gereimten Versbaues für das Gedicht liefern kann, scheint unsicher. Der deutsche Ursprung der Dichtung steht aber, wegen der eingemischten deutschen Ausdrücke ausser Zweifel und die Germanisten verbinden auch den RUODLIEB mit der deutschen Heldensage. Diese enthält nun allerdings an keiner anderen Stelle etwas über Schach. Auch das Nibelungenlied, dessen auf uns gekommene Bearbeitung wohl aus der Zeit um 1190 herrühren mag, lässt ihre Helden sich zwar mit Lanzenbrechen belustigen, unterhält sie aber überhaupt mit keinem Spiele, weder mit Würfeln noch mit Schach. Dennoch musste aber damals das Spiel, wenigstens in Bayern, wo der Zug der Burgunden von Worms zu König ETZEL hindurch ging, schon wegen des RUODLIEB bekannt sein. Das Schweigen der Heldensage ist also kein Beweis für das Nichtvorhandensein des Schachspiels zur Zeit ihrer Dichter.

Die Schriftzüge des Münchener Manuscripts werden auf der dortigen Bibliothek und auch allgemein als dem 9. Jrh. zugehörig anerkannt. Weiter zurück glaubt man indess die Zeit schon deshalb nicht verlegen zu dürfen, weil im Gedicht eine verabredete Begegnung zweier Könige erwähnt ist und die Beschreibung hier einigermaassen an die historischen Berichte einer Zusammenkunft Kaiser HEINRICH II. mit ROBERT von Frankreich, welche 1023 an der Maas Statt fand, erinnert. SEILER setzt danach und mit Rücksicht auf die Schriftzüge die Dichtung in die Zeit um 1030, fügt aber hinzu, dass die Vermuthung, der Dichter habe von den Vorgängen an der Maas alsbald durch mündliche Überlieferung Kunde erhalten, uns doch nicht zwingt, die Dichtung in die unmittelbar darauf folgenden Jahre zu verlegen. Wir wollen also, um sicher zu gehen, nur im Allgemeinen die Mitte des 11. Jrhs. als Entstehungszeit annehmen. Immerhin enthält das Gedicht das älteste

Zeugniss vom Schach in Süddeutschland. Wie es weiter nördlich mit der Kenntniss um das Spiel zu jener fernen Zeit gestanden haben mag, wissen wir nicht.

Ich wende mich nun zum Inhalt der Schachstelle.

Ein grosser und ein kleinerer König waren im Streit und, nach einer für den kleineren ungünstigen Schlacht, schickt der andere den Ruodlieb als Vermittler mit sehr gemässigten Forderungen an den Hof des kleineren Königs. Dort erhält der Abgesandte erst nach fünf Tagen Vortritt beim Könige, wird aber unterdess vom obersten Marschall gut verpflegt und mit Schachspiel *(Scachorum ludo)* unterhalten. Sie spielen oft, der Marschall konnte aber nur gewinnen, wenn Ruodlieb dies freiwillig zuliess. Ob um Geld gespielt wurde, ist nicht gesagt, wäre aber auch in diesem Falle nicht wahrscheinlich.

Nach der Audienz beim Könige behält dieser sich die Antwort auf die, ihm nun mitgetheilten Bedingungen für den nächsten Tag vor und fordert sogleich Ruodlieb auf, mit ihm zu spielen, wozu sich dieser nur schwer entschliesst. Der König machte dabei einen Einsatz, Ruodlieb durfte jedoch seinerseits nichts setzen. Mit Überlegung zogen beide Spieler *(studiose traximus ambo)*, der König verlor aber drei Mal, worüber sich die zusehenden Vornehmen sehr verwunderten und zahlte den ganzen Einsatz. Darauf versuchten sich mehrere Andere im Spiel gegen den Abgesandten, das also am Hofe wohl gäng und gebe sein musste. Auch sie machten Einsätze, wobei abermals der Satz, den Ruodlieb dagegen thun wollte, abgelehnt wurde, da die Gegner, auf das schwankende Glück vertrauend, sicher zu gewinnen meinten *(nil perdere certi, bene fisi dubiae sorti)*. Sie beriethen sich unter einander, störten sich aber gegenseitig und verloren wieder drei Partieen, worauf Ruodlieb nicht weiter spielen mochte. Den Gewinnst suchte er abzulehnen, die Gegner bestanden aber auf seiner Annahme desselben.

Aus dieser Darstellung ergiebt sich offenbar, dass es sich um Schach handelte und dass dieses ein herkömmliches Spiel, wenigstens für den schreibenden Mönch sein musste, der sich damit wohl im Kloster unterhalten mochte. Wir sehen aber auch, dass in der Laienwelt das Schachspiel um Geld, zur Zeit des Dichters, nichts Ungewöhnliches sein konnte. Von den etwa 150 Jahre später beliebten Problemen ist in der Erzählung nicht die Rede, es wurden also nur vollständige Partieen gemacht.

Eine poetische Nachbildung der RUODLIEB-Sage hat SIMROCK in sein deutsches Amelungen-Lied aufgenommen. Die Scenen des Schachspiels sind dabei im Ganzen richtig wieder gegeben, nur beim Spiel mit dem Könige ist eine irrige Angabe, verbunden mit einem Anachronismus, eingefügt. Wir begegnen ihr in den folgenden Versen:

Ich sprach: „Mit Königen kämpften missziemt geringerem Manne“.
Er aber sass und rückte schon beide Bauern voran.

Im Original sind keine Züge besonders angegeben und keine Figuren genannt. Es zeigt sich also eine Abweichung in der Umdichtung. Wir wissen aber auch nichts davon, dass in alten Zeiten mit einem Doppelzuge begonnen worden sei. Dies war erst eine sehr späte, vermuthlich nur deutsche Sitte schwacher Spieler. In meiner Jugend sah man zuweilen noch 1. {e2—e4 / d2—d4} zugleich als ersten Zug in Partieen geschehen, die gleich aufgespielt wurden und in BILGUER's *Handbuch* (1843, S. 225) habe ich dem schwindenden Brauche noch gewissermaassen Rechnung getragen, indem ich anführte, auch gegen 1. e4 und d4 gewähre 1. e7—e6, nebst d7—d5 ein passendes Gegenspiel. Die letzte Ausgabe des Handbuchs hat die Erwähnung des doppelten Anzuges aber nicht mehr wiederholt. So schreitet also der Strom der Zeit fort und überlässt Abgelebtes der Vergessenheit.

SIMROCK's Licenz ist unschuldig, so war aber gewiss auch

einst das Wort *Rochus* bei METELLUS 1160 in Tegernsee und doch wurden des Letzteren Verse aus seinen Quirinalien,

> *Huic ludo tabulae regis erat filius obvius,*
> *Rixam victus agit . . . Et Rocho jaculans, mortifere vulnus adegerat.*

als historisch für das Schach zu PIPIN's Zeit, mehr als ein Mal missbräuchlich verwerthet. Dabei wäre auch noch zu bedenken, dass unter *tabula* jedes Brettspiel und unter *Rochus* irgend ein Spielstein hätte gemeint sein können, ohne Bezug auf's Schach. Es ist daher am Platze, gegen SIMROCK's doppelten Anzug als wäre er etwas Althistorisches, sogleich Verwahrung einzulegen.

Dritter Abschnitt.

Erklärungen über die Züge und Namen der Figuren im alten Spiele. — Die hierauf bezüglichen Capitel bei NECKAM, GALLENSIS und in A. HALES' Destructorium.

Mit den allgemeinen Aufschlüssen, die wir aus den ältesten Documenten gewannen und die kaum mehr als die Existenz des Spieles bekundeten, können wir, ebenfalls noch mit Bezug auf eine recht entfernte Zeit, die Resultate verbinden, zu denen uns Werke von mancherlei Art führen, die eigene Capitel über das Spiel enthalten. Auch giebt es in verschiedenen Ländern kurze, fast immer anonyme Gedichte, welche ausschliesslich Schach zum Gegenstande haben. Einige derselben könnten dem Alter nach vielleicht mit den frühesten Schriftstücken gleich stehen, aber eine genaue Zeitbestimmung ist für diese Verse noch schwieriger herzustellen als für die Documente. Einen poetischen Werth hat keines der Gedichte.

Die gedachten Werke, sowie die Verse bezeichnen die Figuren mit Namen, und hierfür hatten wir bisher noch kein Beispiel. Auch deuten sie die Züge an. Letzteres geschieht allerdings nur unvollständig und gewöhnlich wenig deutlich. Vielleicht wurde in manchen Fällen vorausgesetzt, dass die Regeln bekannt seien und dass man nur daran zu erinnern brauche, meistens wird aber wohl Ungelenkigkeit im Ausdruck die Unklarheit verschuldet haben. Da jedenfalls zum Verständ-

niss der Texte, wenn Jemand sich mit ihnen beschäftigen wollte, oder für die Citate, die ich daraus anführen will, die Kenntniss der alten Züge nöthig ist, so muss ich hier die Unterschiede des einstigen Spieles vom neueren Gange der Stücke in Kürze angeben und zugleich darauf hinweisen, welche Änderungen, wie es scheint, beim Übergange des Spieles nach Europa eingetreten sind. Mit mehr Ausführlichkeit habe ich dies auch schon in einem Aufsatze gethan, welchen Dr. F. Vetter seinem *Ammenhausen* 1892, S. 803—22 beigefügt hat. Hinsichtlich der Namen, welche die Schachsteine in den verschiedenen Zeiten und Ländern geführt haben, beschränke ich mich auf Andeutungen und weise daneben auf die reichhaltige Onomatologie bei v. d. Linde, *Gesch.* II 135 ff. hin.

Die Bewegung des *Shâh*, der in Europa stets König (K—K) benannt wurde, ist sich von Anfang an gleich geblieben, nur hat man ihm ein Mal in der Partie, wenn er noch nicht gezogen war und auch nicht gerade Schach hatte, einen Sprung bis in's dritte Feld in jeder Richtung und selbst bis in's vierte Feld gestattet. Der ausgedehntere Sprung war nach einer lombardischen Regel zulässig, wobei der König auch noch zugleich die Dame mitführen durfte. Nach Egenolf's *Schachzabel*, Frankfurt 1536, welches die Grenze für das Vorkommen des alten Schach bildet, konnte der König bei seinem Sprunge sogar noch einen Bauern vorrücken, um für sich einen Platz zu gewinnen. Dies war also ein dreifacher Zug. — Alle diese Freiheiten scheinen im Orient nicht bestanden zu haben. Der einmalige Sprung des Königs, der im neueren Schach zur Rochade wurde, erweiterte die Combinationen des alten Spiels sehr wesentlich. Zu welcher Zeit aber und wo der Sprung zuerst aufgekommen sein mag, ist uns nicht genau bekannt. Wir vermuthen, dass es in Spanien geschehen sei. In den ältesten Schachcapiteln und in den Gedichten ist der Sprung nicht erwähnt, aber bei Alfonso und Cessoles, schon vor 1300, finden wir ihn.

Dem Könige wurde zu allen Zeiten am Ende Schach-*mat* gesagt. Dies ist ein gemischt persisch-arabischer Ausdruck und zeigt wiederum, von woher wir das Spiel bekommen haben. Auch bei jedem Angriff auf den König wurde diesem stets Schach! zugerufen, aber keinem anderen Steine. Dies bestätigt der Roman *de la Rose*, welcher nach Twiss (der ein grosses Stück daraus, 1787 I, p. 102, mitgetheilt hat) 1260 begonnen und um 1310 beendet war. Man findet dort die Verse:

Car on n'have pas les Garçons (Bauern),
Fols, Chevaliers, Sergens ne Rocz.

Freret, der sich ebenfalls (*Palamède* 1836, p. 144) auf dieses Citat beruft, erklärt *have* durch *avertir*, liest nachher aber *Fierges* statt *Sergens.*[1]

Vor etwa 50 Jahren gab es noch manche Spieler, die auch die Dame mit *gardez!* warnen wollten, als könnte es nicht vielleicht im Plane des Gegners liegen, dieselbe nehmen zu lassen. Uralt kann, im Hinblick auf die obigen Verse, diese jetzt wieder unbekannte Sitte nicht gewesen sein.

Die Figuren von König und Königin werden in den alten M. S. S. natürlich verschieden, aber sonst beliebig angedeutet, ohne charakteristische Kennzeichen, die Bezug auf den Namen hätten. Es giebt indess auch in den Museen einzelne alte Figuren, meist aus Elfenbein oder Wallrosszahn und darunter auch solche, die für Könige und Damen gelten. Wir können aber nicht annehmen, dass diese grossen Stücke, die vielleicht auch nicht immer zum Schach gehörten, je tägliche Verwendung gefunden hatten. Zudem fehlt es gewöhnlich an einer Orts- und Zeitbestimmung für dieselben. Sie sind also nicht geeignet, um aus ihnen auf allgemein übliche Formen zu schliessen.

[1] Dies Wort scheint indess dem Urtexte anzugehören, denn es kommt, nach Twiss, auch 1521 in einer Prosaübersetzung des Romans wieder an der entsprechenden Stelle vor. Üblich ist der Name *sergent* für Königin aber gewiss nie gewesen.

Die Darstellung der Bauern war ebenfalls beliebig und einfach, etwa so: ⋂

Eine noch mehr als durch den Sprung des Königs und der Dame erhöhte Lebendigkeit erlangte das Spiel in Europa durch die Gestaltung eines Doppelschrittes beim ersten Zuge für jeden Bauern *(pedina*[1], *Vende).* Im Orient scheinen, wie ich schon S. 24 andeutete, nur die Eckbauern und die Mittelbauern *e* und *d* den verdoppelten Anfangszug haben machen dürfen. Die Verallgemeinerung kann möglicher Weise in Spanien Statt gefunden haben. Vielleicht ist auch erst nach Einführung dieses freieren Spieles die Bedeutung der Mitte beachtet worden, denn die *Tabijas* (besondere Anfangsstellungen bei den arabischen Autoren) lassen uns die Erkenntniss einer solchen Werthschätzung noch nicht wahrnehmen.

Der Bauer (+; o) hat nie seinen Gang, noch die Art zu schlagen geändert. Jeder Bauer, welcher die letzte Reihe erreicht, wird sofort zu einer Königin. Wir sehen deshalb in den alten Endspielen sehr häufig mehrere Königinnen derselben Partei zugleich im Spiele und zwar auch in den arabischen Quellen, z. B. im *Londoner Codex* 7515, Fol. 85 (84) No. 104. *Vesire* gab es im Orient in jedem Reiche wohl immer nur einen, aber an die Mehrzahl der *Vesire* derselben Partei im Schach stiess man sich nicht. Ebenso war es denn wohl auch mit den christlichen Königinnen.

Nur bei ALFONSO (1283) und in einem lateinischen Gedichte zu Einsiedeln (s. S. 24), wie ich später noch näher angeben werde, findet man die Beschränkung, dass allein nach Verlust der ersten Dame Bauern zur Königin werden können.

[1] „*Vende*“ ist so viel wie Knabe, Fussgänger. Im „*Mittelhochdeutschen Wörterbuch*“ von LEXER, Nachträge 1874, steht in diesem Sinne der Satz „*dô gab er roch umb einen venden.*“ Wenn NACHTIGAL (*Deutsche Monatsschrift* vom Juni 1797, S. 105) in einem Aufsatze über „*Schsp. der Deutschen im 15. Jrh.*“ die Bauern als Wenden ansieht und daraus Schlüsse zieht, so ist dies eine arge Verirrung.

Allgemein gültige Regel ist diese Bestimmung aber im Mittelalter nicht geworden. ALFONSO's Worte, die in v. D. LINDE's *Quellenstudien* in Übersetzung neben dem Urtexte stehen, lauten: „Auch wurde hinsichtlich der *Alffereza* bestimmt, dass wenn sie verloren wäre, irgend welche von den Fussgängern, die bis auf das äusserste Feld der anderen Seite des Brettes, von wo die grösseren Stücke ziehen, vordringen, von da an *Alffereza* seien, die sich wie die erste verhalten und so wie diese ziehen können."

Bei dieser Bestimmung muss ein Missverständniss zu Grunde gelegen haben, denn gleich im eigenen Werke des ALFONSO trifft man in den beiden ersten Problemen, neben 6 weissen Bauern, mehr *Alfferezas* an, als dort nach seiner Regel zulässig wären.

Im europäischen Spiel erhielt die Königin die Freiheit eines Anfangssprunges. Dies wurde analog auch jeder neuen Königin von dem Felde aus gestattet, auf dem sie aus einem Bauern entstanden war.

Der *Rukh* (T—𝔗) hat stets Gang und Namen im alten Spiele beibehalten. Er war bei Weitem der wichtigste Stein, und der Verlust eines Rochen bedeutete etwa eben so viel, wie der Verlust der Dame für uns. Man musste sich also besonders vor dem Schachroch (König und Thurm) hüten, das ein Springer oder ein Läufer, ohne selbst dabei von den bedrohten beiden Stücken angegriffen zu sein, geben konnte. Das „*Guldin Spil*" des Meisters INGOLD, das 1450 deutsch verfasst war, warnt deshalb selbständig, während es sonst im Allgemeinen für's Schach nur aus CESSOLES schöpft, vor der Gefahr, die entsteht, wenn sich König und Roch auf Feldern gleicher Farbe befinden. INGOLD bemerkt dabei lateinisch: *Disparibus campis numquam Schach Roch tibi fiat.*

Wie der Roch im neuen Spiel zum Thurm werden konnte, erkläre ich später, wenn von VIDA und DANTE die Rede sein wird.

Im Russischen, aber nicht auch im Czechischen und Polnischen heisst der Roch: Schiff. Über diese eigenthümliche Bezeichnung, die an eine bengalische Nebenbenennung erinnert, wurde schon eine Bemerkung S. 13, als von Indien die Rede war, gemacht.

Die Gestalt des Roch zeigte zwei von einander abgewendete Köpfe, oder in den Diagrammen zwei seitwärts und meist nach unten gekrümmte Spitzen.

Das Ross *(Cavalier, knight,* arabisch *Faras)* oder der Springer (S—𝔖) bei uns, steht neben der Eckfigur und hat keine Änderung im Gange erfahren. In den ältesten europäischen Quellen scheint das Stück nur *miles*, eigentlich Soldat, genannt zu sein, welches damals aber auch der übliche Ausdruck für Ritter war. Wo *eques* (echt lateinisch Ritter oder Reiter) vorkommt, könnte man Bedenken gegen ein hohes Alter des betreffenden Schriftstückes schöpfen, aber als entscheidend in dieser Beziehung betrachte ich das Wort doch nicht.

Der Springer ist in den Diagrammen bei Alfonso als ein liegendes Pferdchen dargestellt. Im Picardi'schen M. S. in Paris ist es eine Figur, in der man etwa die Nachbildung eines gezäumten Pferdekopfes vermuthen könnte. Zuweilen erscheint der Springer auch so: Die grossen Stücke der Springer in den Museen pflegen gewappnete Ritter zu sein. Cessoles denkt sich die Springer zu Pferde mit allen Waffen, die Rochen aber als beritten ohne Waffen. Auf diesen Unterschied wies Lopez 1561, Fol. 22 und 25 hin.

Der *Fersîn (Vesir,* Königin, D—𝔇) war ein schwacher Stein, der nur schräg vorwärts und rückwärts in's nächste Feld zog. Er durfte aber ein Mal von seinem ursprünglichen Standfelde aus, wie schon vorher erwähnt wurde, oder von dem Platze, wo er aus einem Bauern zur Königin geworden war, einen Sprung in's dritte Feld gerade aus, rechts oder links, sowie schräg, aber nicht wie ein Springer thun. Diese Sprünge findet man indess bei den Orientalen noch nicht und sie müssen

von den Arabern in Spanien oder von den Christen dort herrühren. Bei ALFONSO bestehen sie, aber die Dame oder *Alferza* darf mit dem Sprunge nicht zugleich etwas nehmen. Die Benennung *Alferza* gebraucht er mit Bezug auf *Alferez*, den Fahnenträger, wiewohl ihm die arabische Bedeutung und Ableitung von *Fers* nicht unbekannt sein konnte.

Für den *Vesir* konnte im Occident wohl kein rechtes Verständniss existiren. In Frankreich und Italien hatte man auch, wie es scheint, schon sehr früh diesem Stücke, wohl wegen seiner Stellung zur Seite des Königs, den Namen der Königin beigelegt. Indess kommt auch die Bezeichnung *Ferzia* dort und in England noch vor und zwar, wie behauptet wird, namentlich für eine neu entstandene Dame. Ich werde mich hierüber noch bei der Besprechung eines Gedichtes aus DEVENTER, „*Si quis Scacorum ludum*“, näher äussern.

Aus der Zeit, als im Mittelalter die künstlichen Endspiele besonders beliebt waren, besitzen wir noch eine Anzahl Sammlungen mit Diagrammen, in denen die Stücke mit ihren Namen ganz oder abgekürzt eingeschrieben sind. Hier finden wir in den Darstellungen lateinisch *fers* und französisch *ferge*, jedoch bei den Lösungen der Probleme fast ausschliesslich *regina* oder *royne*. Eine solche doppelte Bezeichnung deutet natürlich auf das neben einander Bestehen der alten Namen und zugleich darauf hin, dass im gewöhnlichen Gebrauche überwiegend Königin gesagt wurde. Die älteren Bezeichnungen haben sich besser in den Diagrammen erhalten, weil die Abschreiber, die wohl nicht immer das Spiel verstanden, sich bei der Wiederholung der Darstellungen möglichst genau an die jedesmalige Vorlage hielten. Indess kann man sich auch noch einen anderen Grund für den Fortbestand von *fers* und *ferge* denken, nämlich den Vortheil der grösseren Deutlichkeit, der im *f* liegt, während man sonst drei Stücke: *Rex*, *Reg.* und *Roc.* mit *R* gehabt hätte. Dabei wären, wenn die Namen nur durch die Anfangsbuchstaben in den Diagrammen be-

zeichnet wurden, wie dies oft geschah, störende Verwirrungen möglich gewesen.

Die russische Benennung für die Dame ist *Fers* geblieben und deutet auf directere Entleihung des Spieles von den Persern und Arabern hin, mit Umgehung von Europa.

Vor noch nicht langer Zeit hegte man die, jetzt aber aufgegebene Ansicht, der Übergang von *Vesir* zu Königin lasse sich mit Hülfe sprachlicher und sachlicher Ähnlichkeiten herstellen. Aus *Vesir* sei *Fierge* und dann *Vierge* und Königin geworden. Zwei Verse[1] des Gedichtes *La Vieille* von JEAN LEFEVRE wurden dabei als Stütze herangezogen:

La roine que nommonš fierge
Tient de Venus qui n'est pas vierge.

Diese Verse sind aus dem lateinischen pseudo-ovidischen Gedichte *Vetula* von FOURNIVAL (s. S. 46), das nicht vor 1220 entstanden sein kann, übertragen und lauten im Original:

Rex est Sol, pedes est Saturnus, Mars quoque miles
Regia virgo Venus, Alphinus Episcopus ipse est
Juppiter, et Roccus discurrens Luna.

Hier sind die Figuren mit den Gestirnen ernsthaft und ohne Wortspiele zusammengestellt.[2]

Der unbedeutendste Offizier des alten Spiels war der Alte (L—Ꝫ), *Al-fil* (der Elephant). Er konnte nur schräg über ein Feld, dies mochte leer oder besetzt sein, hinweg in's dritte vorwärts oder rückwärts springen. Er hatte also im Ganzen nur 8 Felder auf dem Brette, welche er besetzen konnte und diese Felder vermochte keiner der drei anderen „Alten" zu erreichen. Ich

---

[1] Dieselben stehen in COCHERI's Ausgabe der *Vieille*, 1861, p. 80, und auch bei V. D. LINDE, *Gesch.* II, p. 155.

[2] Beiläufig möchte ich bemerken, dass in den Versen beim Übergang zu den Planeten (*Wolferbyti*, 1662—61, p. 24 und ebenso in einem M. S. von Mr. THROOP in Albany) die Worte „*coeli veniamus ad instar*" stehen, welche aber wohl erst verständlich werden, wenn man *astra* statt *instar* am Schlusse liest.

glaube die Verwendung des alten Läufers hat hauptsächlich darin bestanden, eine feindliche Bauernreihe womöglich zu brechen. Für zwei Bauern gab man ihn dabei mit Vortheil hin. In einem französischen M. S. mit Endspielen (COTTON 13, IX. im *Brit. Mus.*) wird zwar bei No. 11 der Alte (dort *cornuz* genannt) sehr gelobt, ich vermuthe aber, dass dies nur mit Rücksicht auf die Freiheit geschah, die man sich in den Problemen hinsichtlich der beliebigen Aufstellung von Alten auf Plätzen, zuweilen von derselben Farbe nahm, die eigentlich nicht erreicht werden konnten. Bei solchem Verfahren mochten die Alten recht nützlich werden. Ein lateinischer Vers in jenem M. S. auf Fol. 9^v, den vermuthlich ein Copist hinzugefügt hat, kommt aber dem Sachverhalt in der Partie wohl näher, wenn er sagt: *En inter scaccos alphinus inutilis adstat.*

Im modernen Spiel ist der „Läufer“ sehr wichtig. CARRERA wog seine Vorzüge gegen den Springer ab und BLEDOW schätzte ihn bekanntlich sehr hoch. Der heutigen Auffassung könnten wohl die Verse entsprechen, die ein kleines handschriftliches Gedicht von FR. BERNARDINO CALDOGNO aus dem Anfang des 16. Jrh. in der *Biblioteca Bartolina* zu Vicenza beschliessen:

Quisnam sit melior equus an alphilis?
Tunc laudatur equus si lusor sit mediocris,
Si bonus est lusor, Alphilis clarior extat.
Sic fuit a quodam responsio facta perito.[1]

Der Name *Alfil* wurde in Spanien und Italien, sowie im Lateinischen mit einigen Variationen, wie *Alphinus*, *Alficus*, *Orfill*, *Alfiere* etc., beibehalten. Die ursprüngliche Bedeutung, welche dem ALFONSO noch bekannt war, da er *Alfil* an einer Stelle richtig mit Elephant übersetzte, verlor sich aber gewiss mit der Zeit. In Frankreich war der Name *alphin* und *aufin*, muss aber vor 1300 im gewöhnlichen Gebrauche zu *fol (fou,* der Narr) abgekürzt

[1] Wer ist besser, Springer oder Läufer? Dann wird der Springer gelobt, wenn der Spieler von mittlerer Stärke ist. Für den guten Spieler steht aber der Läufer glänzender da. Dies gab zur Antwort ein Kundiger.

worden sein, da wir diese Bezeichnung in dem vorher S. 55 angeführten Citat aus dem Roman *de la Rose* sehen. Freilich gerathen wir hiermit in einige Verlegenheit; wir begegnen nämlich in der nicht viel jüngeren *Vieille* dem Verse: *L'auphin portant d'evesque mitre*, was doch nicht füglich gesagt werden durfte, wenn die Bezeichnung *fou* schon zum üblichen Sprachgebrauche geworden wäre. Wir müssen also wohl annehmen, dass sie doch noch nicht so allgemein war, um den Übersetzer zu nöthigen, darauf Rücksicht zu nehmen und von seinem lateinischen Originale *(alphinus Episcopus)* abzugehen. Bei Übersetzungen und beim Abdruck alter Handschriften scheint man sich überhaupt im Mittelalter streng an die Vorlagen, vielleicht mit gelegentlichen, aus anderen alten Schriftstücken hergenommenen Einschiebungen, gehalten zu haben. Um weitere Ansichten, die etwa schon zu der Zeit aufgekommen waren, zu der die neuen Veröffentlichungen erfolgten, kümmerte sich der Herausgeber wenig. Deshalb sehen wir in den alten Reproductionen auch nirgends Anmerkungen und selten erklärende Einleitungen. Aber es ist auch der alte Geist der Vorlage bei diesem Verfahren nicht verwischt worden.

Jener lateinische Text der *Vetula*, der um 100 Jahre älter ist als die Übersetzung, hatte indess auch einen Franzosen zum Autor, und bietet uns also, wenn wir annehmen, dass sein Verfasser die Bezeichnung „*fou*" kennen musste, wieder die obige Schwierigkeit der Irreverenz dar. Wie dem aber auch sei, die Übersetzung des Cessoles von Ferron, welche vom Jahre 1347 datirt ist, gebraucht ebenfalls nur *alphin* und nimmt auf *fol* keine Rücksicht. Rabelais nennt die Läufer 1533, also schon unter der Herrschaft des neuen Schach, im Liv. V, cap. 24 *Archers*. Gruget hingegen, Paris 1560, schreibt: *Les folz sont par quelques uns nommez Princes*, und hiermit sehen wir also, dass *fol* damals zur gewöhnlichen Benennung des Läufers geworden war. Übrigens sagt auch das von Denis Janot kurz vor oder vermuthlich bald nach 1500 noch mit Endspielen

nach alter Art gedruckte Werkchen „*Sensvit*“, *Fol* für den Alten.

Der Name *Prince* hat keinen Beifall gefunden, ich will aber doch erklären, wie ich mir seine Entstehung denke.

Das Wort *alphin* oder *auphin* hatte französisch und italienisch keine Nebenbedeutung und man konnte daher versucht sein, ihm eine solche zu verschaffen. In den Handschriften steht nun *auphin* nicht selten hinter dem Artikel *de* und wird dann, da keine Apostrophe in alter Zeit üblich waren, *Dauphin* oder *Daufin*[1]) geschrieben, was für das Auge in Übersetzung *Delphin* macht. Dies war aber zugleich im *Dauphiné*, das auch einen Delphin zum Wappen hat, der Titel des Regenten. Als mit dieser Landschaft 1343 zugleich die Verpflichtung, den Titel fortzuführen, an die französische Krone überging, nannte sich der jedesmalige nächste Prinz *Dauphin*. Danach glaube ich, dass die Bezeichnung *Delphin* für den „Alten“ im südlichen Frankreich, vielleicht nach 1400 entstanden sein mag, indem man es ganz passend fand, neben König und Königin eine Figur mit der Bedeutung Prinz zu stellen. In Spanien scheint sie, obgleich man es behauptet hat, doch nirgends angewendet worden zu sein und auch für Portugal dürfte sie ausserhalb der Wörterbücher, wo sie allerdings angeführt steht, nie gegolten haben. In Italien ist der Name aber gegen 1500 und bis über 1600 hinaus nachweislich und häufig zu finden. DAMIANO z. B. in der datirten Ausgabe von 1524 sagt beim Läufer: *E detto Delphino che vuole dire principe & per tanto sta piu apresso allo Re & alla Regina che altro scacho.* RUG. LOPEZ, der 1560 in Rom war, bestätigt 1561, Fol. 39, die Bezeichnung „*Delfino*“ für Italien.

In der Handschrift der Spiele des POLERIO, welche DOAZAN einst in Paris besass und die etwa von 1610 zu datiren war,

---

[1] Z. B. im altfranzösischen M. S. des 14. Jrh. zu Wolfenbüttel *Extrav.* No. 118. Blatt 52^{V}, 70, 71^{V}, 72, 78 etc.

kam *Dilfino* noch vor, später ist diese Bezeichnung aber in Italien wieder ganz verschwunden. In England hatte sie niemals Eingang gefunden. ROWEBOTHUM (London 1562)[1], der wohl nur eine Übersetzung von GRUGFT ist, erwähnt in einem Capitel „*Of the Bishop or Archer*“ den Namen *prince* bei den Spaniern und *Foole* als in alten Zeiten bei den Franzosen üblich, nennt selbst den Läufer aber Bischof.

Über den *alfil* als Bischof werde ich bei Erwähnung der Schrift des GALLENSIS noch Einiges bemerken. Im Russischen heisst der Läufer noch jetzt „Elephant“.

Alte Abbildungen geben dem *Arfil* zwei steil aufsteigende spitze Hörner. In den besonders schön ausgeführten beiden M. S. S. des 14. Jrh. zu Paris (jetzt 10286 u. 1173) erscheint die Figur in allen Diagrammen in dieser Gestalt: . Das Dresdener, ebenso alte französische M. S. 0/59 stellt sie, einer Mitra entfernt ähnlich, mit zwei ungleichen Erhöhungen dar: .

In Deutschland ist die Bezeichnung „Alte“, auch *Schleich* genannt, nach Einführung des neueren Schach, das man wohl nach 1500 als Current- oder Welschschach kennen lernte, gänzlich ausser Gebrauch gekommen und in Läufer umgewandelt worden. Diese Bezeichnung ist bei der laufenden Bewegung des Stückes im jetzigen Spiele eine recht angemessene und bedarf weiter keiner Erklärung. Dennoch hat man im Auslande mitunter, z. B. im *Times-Democrat* zu New Orleans vom 6. Mai 1894 geglaubt, den neuen Namen vom französischen *laufin* herleiten zu sollen.

SELENUS nannte den Läufer 1616 Schütze, entweder nach VIDA's oder RABELAI's Vorgang. Dieser Name hat indess keine weitere Verbreitung erlangt.

---

[1] *Watt. Bibl. Britt.* 602 nennt den wahren Verfasser RALPHE LEWES, s. *Jrt.* p. 85 und *Geschichte* I. 345.

Bei der alten Spielweise muss das Ergebniss der Partie sehr häufig *remis* gewesen sein. In etwas wurde dieser Einförmigkeit dadurch im orientalischen Schach abgeholfen, dass ein von allen seinen Stücken entblösster König, wenn er nicht sogleich auch das letzte Stück des Gegners nehmen konnte, das Spiel einfach verlor, auch wenn dabei *pat* entstand. Ein lehrreiches Beispiel für diese Regeln haben FORBES, 1860, p. 131, (dieser freilich zu flüchtig) und v. D. LINDE, *Quellenst.*, p. 51 No. 48, vollständig und berichtigend, mit Übersetzung des arabischen Textes, aus dem *Londoner Codex* 7515 mitgetheilt. Dasselbe betrifft eine sehr hübsche Studie von Roch gegen Springer, welche BERGER 1890, S. 267, erläutert hat und mit Vermeidung des *Pat* stets durch *mat* zum Vortheil des Thurmes abschliesst, also auch für unser Spiel entscheidet. Die Stellung ist für Weiss Kc6 u. Th8, für Schwarz mit dem Zuge Ka7 u. Sb7.

Wie es mit den angeführten Bestimmungen Anfangs in Europa gehalten wurde, weiss man wohl nicht, in späteren Zeiten haben bekanntlich die Regeln über *Pat* mehrfach geschwankt. Unter den Endspielen bei ALFONSO befindet sich das folgende Problem mit 4 neuentstandenen Königinnen, deren jede er *peon alferzado nennt* und die mit europäischer Freiheit springen dürfen. Diese machen allein *mat*.

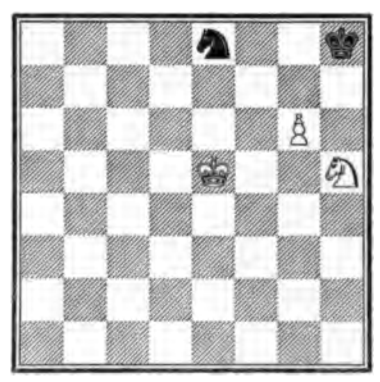
(Spiel nach alten Regeln)



Die Bezeichnung des Brettes ist auf S. 12 angedeutet.

1.	Dg8—g6	Kg8
2.	Dd8—e7	Kh8
3.	De8—e6	Kg8
4.	Df8—h6	Kh8
5.	De7—f6	Kg8
6.	De6—f7†	Kh8
7.	Dh6—g7‡	*mat.*

Man möchte nun glauben, dass die für das Problem überflüssigen Bauern b5 und b6 allein deshalb hingestellt sind, damit der König h8 noch ein, aber feststehendes Stück hat. Sicher ist diese Annahme jedoch nicht, obwohl sie dadurch bestärkt scheint, dass jenes Problem, das häufig auch in anderen Sammlungen, die nicht mehr direct unter arabischem Einfluss stehen, vorkommt, bei diesen ohne Bauern gegeben ist, woran man dann sieht, dass wenigstens hier *roi dépouillé* keine Bedeutung hatte. Aber bei den Wiederholungen fehlt zugleich der weisse König, und die Aufstellung ist daher jedenfalls unvollständig, womit sichere Schlüsse auf eine bestimmte Regel doch ausgeschlossen sind. Übrigens liefert Alfonso selbst ein anderes Beispiel, an dem sich die alte orientalische Norm vollkommen erkennen lässt.



„Die Weissen spielen zuerst, und sie siegen mit ihren eignen Zügen.“ *(Los Blancos juegan primero, e ellos vencen con sus juegos mismos.)*

Bei der Lösung zieht das M. S. 1. g6—g7†, worauf, wenn der schwarze König ausweicht, 2. Sh5—f6† folgt und Weiss mit dem Bauern oder seinem Springer übrig bleibt. Auf den Gegenzug 1. Se8—g7: gewinnt aber derselbe Zug 2. Sh5—f6, den schwarzen Springer, indem dieser dann ziehen muss. Der Grundgedanke des Spiels findet sich auch in anderen alten Problemsammlungen und zuletzt 1511 unter No. 28 im M. S., das ich *Casanatense* nenne.

Will man die bei der vorigen Aufgabe angedeutete Vermuthung mit dem Thatbestande des gegenwärtigen Problems vereinen, so bleibt nichts übrig, als zu sagen, Alfonso's Werk sei eine Compilation gewesen, bei der Neuerungen anerkannt, die alten Bräuche aber daneben noch nicht ganz aufgegeben waren.

In einem picardischen M. S., No. 1173, alt 7391 zu Paris, vom Anfang des 14. Jrh. steht folgender Satz[1]: „Und man darf alle Stücke nehmen und bleibt der König ganz allein und muss er Zug für Zug ziehen, so lange dies seiner Gegenpartei beliebt und da ist keine Hülfe (daiue)“. Diese Worte zeigen, dass im Lande, woher sie stammen, *roi dépouillé* damals kein Privilegium hatte, und dass auch mit der Wegnahme des letzten Stückes der Gewinn an sich noch nicht verknüpft war. Blieb man also mit einem Alfin oder Springer übrig, so gewann man noch nicht. Indess mögen die Regeln in dieser Beziehung noch immer nach Ort und Zeit verschieden gewesen sein. LOPEZ, 1561, fol. 42, rechnet im neuen Schach ein Spiel nur für halb gewonnen, wenn die stärkere Partei dén vereinzelten König nicht Mat setzen kann.

Einige persönliche Bemerkungen möchte ich mir hier gestatten. Das Verständniss des letzten Wortes, in dem kurz vorher citirten Texte (daiue) hat nicht wenig Mühe erfordert. Vor mehr als 20 Jahren hatte sich Dr. v. D. LINDE eine Abschrift des picardischen M. S. verschafft und mir jene Stelle mitgetheilt. Es geschah dies entweder mit der Lesart *Dame* am Ende Statt *daiue*, oder wir selbst wagten gemeinsam diese Conjectur, da *daiue* kein allgemein französisches Wort sein konnte. Wir knüpften daran zugleich die Folgerung, dass man den Schluss übersetzen müsse: „und giebt es kein Stück *(dame)* mehr“, wobei unter *dame* also einst alle Schachsteine verstanden worden

[1] *Et puet on p̄ndre toute le gent & demeure li rois tous sens et li conuient tĩre traits por tĩt tant ke il plaist a se contre partie ne nia point daiue.* Das letzte Wort wird sogleich erklärt werden.

wären. Diese in die „*Gesch.* I, p. 282“ übergegangene Auslegung, an der auch ich mit Schuld hatte, war aber unrichtig. Nach vielen Jahren machte ich für meine Sammlung eine Copie nach einer anderen Abschrift des picardischen Manuscripts. Letztere rührte von dem verstorbenen Numa Preti her, dem Vater des jetzigen, ebenfalls um die Kenntniss des Schachspiels sehr verdienten Directors der Stratégie. Sie befand sich bei Mr. White in Cleveland und wurde mir von diesem bereitwilligst zur Benutzung zugesandt. Darin stand wieder *daiue* und dies konnte, bei der anerkannten Genauigkeit von N. Preti, nicht anders als die wirkliche Lesart des Textes sein. Zugleich gewahrte ich, dass im M. S. auf fol. 115^{v} und 173^{v} die Schachsteine in ihrer Gesammtheit mit *eskes (échecs)* und nirgends mit *dame* bezeichnet waren. Ich wandte mich nun an Mr. Binet, Directeur-adjoint à la Sarbonne, und bat diesen um Richtigstellung des Sachverhalts, was er auch durch gefällige Beschaffung einer Photographie der umstrittenen Stelle auf das Ausreichendste that. Demnächst fragte ich beim Director der Stratégie an, ob sich unter den ihm bekannten Schachfreunden ein dialect-verständiger befände. Dies traf für Dr. Götz zu, und dieser gab nun die Aufklärung, *aiue* wäre ein, vom lateinischen *adiutare* herkommendes picardisches Substantiv, während aus derselben Wurzel in Isle de France (mit Paris) *aiuder* und *aider* entstanden sei. *Point d'aiue* war also gleich: keine Hülfe und die Conjectur *dame* zerfiel in nichts.

Man erkennt an diesem Beispiele, dass nicht alles, was glatt im Druck erscheint, auch ebenso leicht beschafft worden ist.

Die beiden lateinischen Schriften mit Abschnitten über das Schachspiel, zu denen ich nunmehr übergehe, haben zu Autoren zwei englische Geistliche Alexander Neckam und Joh. Gallensis (d. h. aus Wales), wobei ich aber doch gleich bemerken muss, dass der Letztere schwerlich der Urheber des ihm beigelegten

Schachcapitels gewesen sein wird. Der Erstere war 1157 zu St. Albans geboren und starb 1217 als Abt von Cirencester zu Kempsey. Sein einstmals recht bedeutendes Werk *de naturis rerum* war eine Art Encyclopädie und mag um 1180 verfasst sein, als NECKAM in Paris öffentlich lehrte. Die darin enthaltenen Angaben sind also von doppeltem Werthe, für England und für Frankreich. Das 182. Capitel des Buches (V. D. LINDE, *Gesch.* I, p. 148) beschäftigt sich ausschliesslich mit dem Schachspiel. Den vollständigen Text desselben habe ich schon, zusammen mit einer Übersetzung und mit Erläuterungen, in der *Deutsch. Schz.* 1869, S. 164—71 mitgetheilt. NECKAM war der Sprache, in der er schrieb und dem Ausdruck seiner Gedanken ganz mächtig, aber er fasste sich in Bezug auf die Züge, die wohl allgemein bekannt sein mochten, so kurz, dass er uns über Manches im Dunklen lässt. Er verwandelt z. B. den Bauern auf dessen letzter Reihe in eine Königin, aber er giebt weder für diese noch für den König an, dass sie auch einmal springen können. Ebenso übergeht er für den Bauern die Zulässigkeit eines verdoppelten Anfangszuges. Wir bleiben danach im Zweifel, ob er diese Freiheiten noch nicht kannte und nur das altarabische Schach vor Augen hatte, oder ob er dieselben, was auch möglich und selbst wahrscheinlich wäre, nur zufällig unberücksichtigt liess.

Den Ursprung des Spieles führt er auf Odysseus zurück, giebt dabei aber keine Quelle an. In Bezug auf die Anfangsstellung sagt er, dass die Bauern alle in einer Reihe, die Figuren dann in der anderen, aber geordnet nach ihren Eigenschaften, Platz finden.

Hierbei muss ich eine Bemerkung berichtigen, welche ich in der *Schz.* 1869, S. 165 gemacht habe und die dahin ging, dass NECKAM gemeint hätte, bei der Erfindung des Spieles wären die Offiziere vor den Bauern auf die Reihen 2 und 7, die Bauern jedoch auf 1 und 8 aufgesetzt worden. Diese Auffasssung fand sich in der Vorrede zur Ausgabe *de naturis rerum*

in den *Medii aevi scriptores by* WRIGHT London 1863, wo NECKAM'S Werk zuerst im Druck erschien. Der Text, den ich unten beifüge,[1] verlangt aber doch nicht die unnatürliche Interpretation.

Hinsichtlich der Ausdrücke, welche NECKAM für das Spiel gebraucht, ist zunächst zu erwähnen, dass er von *scaccis* und *de scaccorum ludo* spricht. Die Königin nennt er nur so und nicht auch *Ferzia*, was gegen seine Kenntniss arabischer Quellen anzuführen wäre. Der Springer heisst *Miles*, und dies sagt NECKAM auch von den Rittern. Den „Alten" nennt er nicht *stultus*, sondern *Senex*, wobei er aber erwähnt, dass dieses Stück gewöhnlich *Alphinus* heisse und ein Kundschafter und Auflauerer sei. Am interessantesten ist die Bemerkung über die Gestalt des Rochen, der vor Alters auch zweiköpfiger Janus genannt worden sei und deshalb mit zwei Köpfen versehen wurde *(Rochus ab antiquis Janus biceps dictus est, unde et duobus capitibus munitur).*

Dies ist die erste mir bekannte Andeutung über die obere gleichmässig gespaltene Form des mittelalterlichen Rochs, die noch zu so vielacher Betrachtung Anlass geben wird.

Im Ganzen urtheilt NECKAM nicht günstig über das Schach. Er sagt zwar nichts davon, dass Verbote dagegen beständen, oder dass es eines Geldgewinnes wegen gespielt würde, was also in seinen Kreisen wohl auch nicht üblich gewesen sein mag. Er meint aber, man sei zu eifrig beim Spiel und, indem man den Scharfsinn zu üben wähne, stumpfe man ihn durch Ermüdung ab, auch entstehe nicht selten Streit in Folge eines Misserfolges.

Der zweite Engländer, welcher dem geistlichen Stande angehörte und in dessen Werke wir in der *Ed. princeps* einem

[1] *Pedites igitur in una linea disponuntur, reliquis secundum varias dispositiones varia loca sortieutibus. Secundum primitivum tamen ludi adinventionem pedites in secunda linea scaccarii ordinabuntur, dignioribus personis in prima linea dispositis.*

Abschnitt über Schach begegnen, war JOHANNES GALLENSIS. Dieser wird in einer Ausgabe seines „*communiloquium sive summa collationum*“ Strassburg 1489 als *Frater ordinis minorum* bezeichnet und übrigens soll er 1262 Theologie in Paris gelehrt haben. Es gab aber mehrere Doctoren dieses Namens, so dass die Angaben hier unsicher sind. Bedenklich sieht es auch mit der Autorschaft der Schachstelle aus, denn diese scheint ein für GALLENSIS nicht passendes und wohl eingeschobenes Stück zu sein. Ich will nun zunächst den Inhalt, so weit er mich interessirt, angeben.

Der Abschnitt bildet die zweite Hälfte des Cap. 7 der *Distinctio* X in Pars I und beginnt mit einem, von andern Autoren öfters wiederholten Vergleiche der Schachsteine, die hier zuerst *familia scaccarii* genannt sind, und den Menschen, welche alle auf die nämliche Art zur Welt kommen, dann im Leben verschiedene Plätze einnehmen, im Tode aber wieder gleich werden, ähnlich den Figuren, die nach beendetem Spiel über einander, wie sich's trifft, in den Sack zurück wandern.

Die Stücke sind in einem Verse genannt: *Rex*, *Rochus*, *Alphinus: Miles*, *Regina*, *Pedinus*. Ihre Züge werden aber zu kurz und beim König selbst ungenau angegeben. Dieser soll nicht anders als gerade in's nächste Feld ziehen, die Königin, auch *Ferze* genannt, aber schräg. Letzteres ist richtig, Ersteres aber unvollständig.

Vom Alten heisst es[1]: „Die *Alphini* sind aber gehörnte Bischöfe, nicht wie MOSES nach der göttlichen Unterredung, sondern erhoben auf königliches Geheiss, bittweise oder um

[1] *Alphini vero cornuti sunt episcopi non ut Moyses ex colloquio divino, sed potius regis imperio vel prece aut precio sublimati. Isti alphini oblique currunt et capiunt tria puncta pertranseundo, quia fere omnes prelatos pervertunt odium et amor et munerum (mulierum* in der *princeps) favor ne delinquentes reprehendant et contra vicia latrent . . . facti sunt viciorum promotores et dyaboli procuratores.*

einen Preis." Und nun folgt ein heftiger Ausfall gegen alle Prälaten. Der Eingang der angeführten Worte ist nicht ganz leicht verständlich. Zunächst ist es mitelalterlicher Sprachgebrauch, *episcopus cornutus* gleichbedeutend für *cum mitra* zu sagen. Dann ist aber die Hinweisung auf die Hörner des Moses, die auch an der bekannten Statue von Michelangelo zu Rom sichtbar sind, auf das Ende des cap. 34 des *Exodos* in der *Vulgata* zurückzuführen, wo von Moses gesagt wird: *videbant faciem esse cornutam*" Statt „sein Antlitz glänzte", was eine richtigere Übersetzung sein soll. Verkehrt, oder zum Mindesten sehr unbeholfen ausgedrückt ist bei Gallensis schliesslich noch die Angabe über einen Bauern, der sein letztes Feld erreicht: *tunc duo puncta pertransit tertium obliquando.* Dasselbe ist vom *Miles* (Springer) gesagt, aber auch dort passt es nicht genau. Will man die Angabe für eine neue Königin z. B. auf d8, gelten lassen, so muss man darin die Bestimmung sehen, dass 1. Dd8—d6 oder b6, b8, f6 und f8 geschehen kann, dass nachher aber nur schräg in's nächste Feld gezogen wird.

Die Schachstelle wurde mir vor einer Reihe von Jahren durch Dr. Osterley bezeichnet, mit Hinweis auf die Ausgabe 1489, I, dist. 10, cap. 7, *de admonitione vacantium ludis alearum* etc., und ich fand sie auch, wieder am Ende des betreffenden Capitels, in einer Ausgabe von U. Zell, die ohne Jahreszahl zu Cöln gedruckt war und die man für die erste hält. Danach habe ich, ohne andere Ausgaben einzusehen, die Stelle in der *Deutsch. Schz.* 1869, S. 231, als dem Gallensis zugehörig besprochen. Dieselbe war übrigens schon von Twiss (1789, II, p. 4), jedoch recht ungenau, nach einem englischen M. S., etwa von 1400, übersetzt worden. Darin hatte das Stück, welches ich mir als einen Auszug aus Gallensis vorstellte, die Überschrift „*Moralitas de Scaccario per dūm Innocentem papam.* Dem Papst Innocenz III. (1198—1216) durfte man dasselbe nun allerdings, schon wegen der Ausfälle gegen die Geistlichkeit,

nicht ernstlich zuschreiben, aber man meinte, es möchte wohl von einem englischen Mönche aus dem Anfange des 13. Jrh. verfasst sein, der INNOCENT POPE gehiessen habe. Es war dies eine der müssigen Hypothesen, an denen die Schachliteratur ja keinen Mangel hat. Übrigens giebt es verschiedene Handschriften, welche die *Moralitas* als gesondertes Stück enthalten und welche Dr. v. D. LINDE beim Abdruck des lateinischen Textes (*Quellenst.*, p. 65) benutzt hat, deren älteste aber von Sir FR. MADDEN nur in den Anfang des 14. Jrh. gesetzt wird.

Durch einen Zufall erwarb ich, neben der Ausgabe des GALLENSIS, *Argentinae*, 1489, auch noch eine andere (Ulm, JOH. ZEINER) 1281, verdruckt Statt 1481, die mit den Worten schloss: „*ob dei gloriam amplioremque ecclesiae fructificationem artificialiter effigiata.*“ Hierin fehlte die Schachstelle und ich überzeugte mich, dass sie überhaupt auch darin keinen Platz haben dürfte. Im ganzen vierten Theile des Werkes wird über die Tugenden und die von den Geistlichen zu vermeidenden Laster gesprochen, ohne dass aber dabei eine tadelnde Bemerkung über das damalige Verhalten der Prälaten mir aufgefallen wäre. Dazu stimmten die Nutzanwendungen in der Schachstelle dann durchaus nicht.

Nach dieser Entdeckung, die ich eigentlich schon früher hätte machen sollen, wandte ich mich an mehrere Antiquare mit der Frage, ob sie von den verschiedenen existirenden Ausgaben noch eine wüssten, in der die Stelle vorkäme. Sie citirten mir einige als in ihrem Besitz befindlich, aber überall fehlte die Stelle. Diese scheint also nur in der *princeps* und in der Ausgabe von 1489 vorzukommen. Ein Zurückgehen auf Handschriften des GALLENSIS, die vielleicht noch in manchen Bibliotheken bestehen, lohnt sich der Mühe wohl nicht.

Die Schachstelle ist eine Interpolation, wobei ich aber meine, dass die Einschiebung der *Moralitas* schon vor dem ersten Druck in einer alten Handschrift Statt gefunden haben

könnte. Die *Moralitas* ist nämlich im *Destructorium*[1] *vitiorum* 1496 ganz wiederholt und zwar als aus *Vuallerensis in Summa Collationum* I. dist. 34, cap. 8 (was freilich nicht genau zutrifft) entlehnt. Das *Destructorium* giebt aber am Schluss an, dass die in ihm veröffentlichten Stücke im Jahre 1429 gesammelt worden seien. Hiermit hätten wir also, indem wir aufrichtiges Verfahren bei dem Herausgeber voraussetzen, eine Bezugnahme auf den Abschnitt bei GALLENSIS, welche der Erfindung der Buchdruckerkunst vorauf gegangen wäre. Schon der Compilator müsste mithin ein erweitertes Manuscript des GALLENSIS benutzt haben. Dasselbe hätten dann ZELL und ZEINER auch gethan, während die Herausgeber der anderen Ausgaben des GALLENSIS entweder Handschriften ohne Interpolation besassen oder die Schachstelle, als nicht in den Urtext gehörig, selbständig wieder beseitigten.

Wenn nun aber die Bemerkungen über Schach jedenfalls aus dem GALLENSIS gestrichen werden müssen, so gehören sie nach den bisherigen Ermittelungen erst in das 14. Jrh. und verlieren ihre Bedeutung, da wir für dieses durch das Werk des CESSOLES besser unterrichtet sind.

Im *Destructorio* ist das betreffende Stück stylistisch etwas verbessert und am Ende noch in einer Weise fortgesetzt, welche erkennen lässt, dass es in den Druck von 1496 nicht etwa aus einer der Ausgaben des GALLENSIS übernommen sein kann. Nach dem unten[2] beigefügten Auszuge erhellt, dass man um 1429

---

[1] Das *Destructorium* wird, ich weiss aber nicht aus welchen Gründen, dem berühmten Theologen ALEXANDER DE HALES (ALESIUS, erzogen im Franciscanerkloster Hales zu Glocester) zugeschrieben, der 1222 zu Paris lehrte und 1245 starb. Die Schlussnotiz 1496 besagt nur: *Compilatio ... a cujusdam fabri lignarii filio, maximam ad ecclesiae utilitatem 1429 collecta, de novo Nuremberge per Anthonium Koberger exactissime correcta ..... et 1496 finita.*

Das Werk hat für mich danach nur einen Werth von 1429 an.

[2] *Sed, ut videtur multotiens, aliqui praesumptuosi ludentes ad scacarium sunt ita audaces in ludo suo quod permittunt ludentes secum lucrari et*

in England Schach wohl gewöhnlich um Geld spielte. Das *Destructorium* scheint aber dies Spiel bei mässigem Einsatz dem „*genus ludorum socialis honestatis*“ beigezählt zu haben.

---

magnam partem familiae suae accipere, sperantes in fine ludi reeuperare; sed contingit quod antequam sciverint et ex improviso decipiuntur et dicitur eis schaekmate, et sic perdunt totum quod in ludo ponitur et tunc videntes se perdidisse vellent recuperare ludum quod tamen nolunt cum eis ludentes. Sic spiritualiter multi praesumptuosi peccatores voluptuose viventes, diu permittunt dyabolum ab eis lucrari . . . et tunc dicit eis schekmate u. s. w. u. s. w. bis zum Schluss: *modus ludicrorum pro majori parte excedit moderamen rationis . . . . .*

Vierter Abschnitt.

Lateinische Gedichte, wie *Poëma tempore Saxonum.* — Gedicht zu Einsiedeln, *Carmen Abben Esrae; — qui cupit egregium;* und *Vetula.*

Die lateinischen Gedichte, zu denen ich mich jetzt wende, pflegen nur kurz zu sein und beschäftigen sich ausschliesslich und in wenig geschickter Weise mit den Zügen und den Figuren, ohne Notizen beizufügen, die eine chronologische Bestimmung zuliessen. Allein für die Abschriften, in denen die Gedichte erhalten sind, kann einigermaassen, ihrem Ansehen entsprechend, eine Zeitangabe gemacht werden.

In Hyde's *Mandragorias* 1694, p. 179 befindet sich ein Gedicht von 35 Versen[1], welches Hyde überschrieben hat: *De Shahiludio Poëma tempore Saxonum exaratum . . . extat in M. S. Codice Bibl. Bodlejanae, ubi plura alia eodem tempore scripta reperiuntur.* Cod. 58, p. 110. Die Signatur des Codex, von dem man annimmt, dass er sicher ganz in Winchester geschrieben wurde, ist jetzt *Auct. F.* 2, 14., und *p (pagina)* ist eine Flüchtigkeit Hyde's, indem es fol. 110 heissen musste.

Unter sächsischer Zeit kann man nur die Periode vor der Schlacht bei Hastings (1066) verstehen, womit das Gedicht

[1] Es sollten 36 Verse sein, denn Hyde hat den zweiten ausgelassen: *Atque arte pfluosa prelium componere.* Das Wort *pfluosa* hat sich der Dichter wohl selbst gebildet.

also älter wie die Kreuzzüge wäre. Dem ist aber doch nicht so, denn in der Bibliothek, wie man mir selbst dort sagte, schreibt man es nur dem 12. Jrh. zu und auch der Professor der Paläographie PAUL MEYER von der *École des Chartes* in Paris, der es 1891 begutachtet hat, erklärt es nicht für älter als den Anfang des 12. Jrh. — HYDE wird die sächsische Periode wohl auf die Entstehung der meisten Stücke im M. S., aber nicht auf die Zeit bezogen haben, zu der die vorliegende Handschrift selbst angefertigt wurde. Dann hätte er sich aber präciser ausdrücken sollen.

Der *Codex* besteht aus 228, ziemlich grossen Pergamentblättern, die alle von derselben Hand mit nur geringen Abkürzungen und recht deutlich geschrieben sind. Er beginnt mit der Copie einer sehr alten Lebensbeschreibung des heiligen SWITHIN zu Winchester vom Mönch WOLSTAM. Die Schachverse sind anonym, nehmen eine ganze, vermuthlich sonst leer gebliebene Seite ein und haben keinerlei Anknüpfung an den übrigen Text des *Codex*. Sie stehen zwischen einem Aufsatz von SERLO (der noch im Beginn des 12. Jrh. gelebt haben soll) gegen die Mönche und einem Gedichte: *contra Simoniacam Romam*.

Die Schachverse sind öfters nach HYDE, z. B. bei MASSMANN S. 125 wiederholt, das *tempus Saxonum* hat aber namentlich SWINTON, London 1891, p. 158 beanstandet. Ich besitze die Verse in einem sehr guten Lichtdruck oder *collotype* von dem eignen Potographen der *Bodleiana*.[1]

Der Text bei HYDE ist recht genau, obwohl Sir FRED. MADDEN, 1832, p. 20^{v}, das Gegentheil sagt und ihm dies auch nachgedruckt worden ist.

Im Verse: *Cadit Calvus per transversum, tertiam ad*

[1] Es wäre gewiss förderlich für die gesammte Gelehrtenwelt, wenn alle grossen Bibliotheken eigne Potographen anstellten und die Reproductionen ihrer wichtigsten Codices, die am Orte, wo sie liegen, mitunter Niemand zu studiren ein Interesse hat, unter einander austauschen wollten.

tabulam. (Es schlägt der *Alfil* schräg in's dritte Feld) hat HYDE richtig *caedit* corrigirt. MASSMANN schreibt weniger gut *cedit*, denn das *a* steht deutlich im Texte. Hingegen hat HYDE ein Versehen beim Springer begangen, indem er *ad Propugnaculum facilis* für *ad propugnandum*, zum Kampfe geneigt, gedruckt hat.

Die Namen der Stücke sind *calvus*, wie eben erwähnt, für den „Alten", was dem *senex* des NECKAM zu entsprechen scheint. Von diesem Stücke heisst es, *sedet semper in occulto*,[1] *quasi fur ut rapiat*, damit er nimmt, wie ein Dieb. Ferner bemerkt man *eques*, *equestris* und *caballarius* für den Springer, das sonst gewöhnliche *miles* kommt aber nicht vor.

Die Dame heisst Königin, und bei der Umwandlung der Bauern *(Pedes* und *Pedester)* wird sie hier *Ferzia* genannt. In einem Verse steht, dass die Königin die andere nicht hindert *(Regina non valebit impedire alteram)*, also stehen sich König und Königin im alten Schach, wie bei uns, gerade gegenüber, denn sonst befänden sich die Damen auf Feldern gleicher Farbe und könnten sich entgegentreten. Von einer verschiedenen Färbung der Felder ist nicht ausdrücklich die Rede. Dieselbe ist auch nicht nothwendig und soll im Orient vielfach noch heute nicht üblich sein. Vorgekommen ist sie jedoch gewiss, so lange das Schach überhaupt besteht, denn an sich ist die Abtheilung von Flächen in Quadrate von verschiedener Farbe ein aus unvordenklicher Zeit herkömmlicher Brauch.

Von Sprüngen der Bauern und der Dame steht nichts in den Versen, auch nicht vom Sprunge des Königs, wenn nicht etwa eine Anspielung darauf im Worte *alteram* in den,

---

[1] Dieser Gedanke muss in mittelalterlichen Zeiten beliebt gewesen sein. So heisst es in einem Gedichte (MASSMANN, S. 127) *Stultus* (der Alte) *saltator, quasi vir (fur) speculator.* Sollte man etwa damit gemeint haben, der *Alfil* stehe auf der Lauer, um geeigneten Falls für zwei Bauern, wie S. 61 angedeutet war, verwerthet zu werden?

mir aber nicht recht verständlichen Versen[1] enthalten sein sollte:

Rex iturus contra Regem . pedetentim properet.
Primitus alteram petens . occupare Tabulam.
Procul namque duci eum . repellit licentiam.

Der Roch wird *bifrons Rochus* genannt, was wieder an den Januskopf des NECKAM erinnert.

Die allerälteste und im Original erhaltene Urkunde vom Schach und zwar älter als die testamentarischen Bestimmungen zu Barcelona und Urgel würde ein lateinisches Gedicht im Stifte Einsiedeln in der Schweiz sein, wenn man den höchsten, ihm zu Theil gewordenen paläographischen Angaben vollen Glauben beimessen wollte. Die verschiedenen Zeitbestimmungen weichen aber recht weit von einander ab und lassen also Zweifel über das Alter bestehen. Sie beginnen, wie man in den Quellenstudien p. 90 sehen kann, mit 900, schliessen aber selbst das 12. Jrh. noch nicht unbedingt aus. Dieselben wurden zum Theil von mir selbst bei Sachverständigen veranlasst und beruhten auf der Prüfung von grossen und sehr deutlichen Photographien, welche mir der Bibliothekar GABRIEL MEIER vor bald 20 Jahren mit zuvorkommendster Gefälligkeit durch einen Geistlichen im Kloster hatte anfertigen lassen.

Die Geschichte der Urschriften ist folgende:

Ein *Codex* zu Einsiedeln No. 125 hatte, eingeklebt in seinem alterthümlichen Deckel, ein auf beiden Seiten beschriebenes Pergamentblatt mit einem Gedichte von 98 Versen, das in Professor HAGEN's *Schweizerischen Carmina medii aevi, Bernae* 1877 unter No. LXXXII jetzt abgedruckt steht. Nur die

[1] Unter Berücksichtigung der Allusion wüsste ich die Verse nicht anders zu übersetzen, als: „Der König schreite gegen den König nur schrittweise vor, (doch) im ersten Zuge bestrebt, das zweite Feld (1. Ke1—e3) zu besetzen; die Freiheit, weit hinaus geführt zu werden, weist er von sich.

zweite Hälfte, Vers 65—98 des Gedichtes, war im Deckel sichtbar. Diese Verse fanden sich aber wieder auf einem Pergamentblatte 298/9, unter anderen Sachen in einem *Codex* No. 319, auch zu Einsiedeln. Danach muss man annehmen, dass die Verse 65—98 einst vom Deckel des *Codex* 125 abgeschrieben wurden, und dass also das Blatt mit denselben in No. 319 das jüngere Schriftstück war. Dieses trägt die Überschrift *De aleae ratione*, welche vom Copisten herrührt, der wohl nicht recht wusste, worauf sich die Verse bezogen.

In neuerer Zeit hat ein Archivar Gallus Morell, der 1846 Superior des Stiftes wurde, viele Stücke und darunter auch das Schachgedicht, von Deckeln abgelöst. Das Blatt befindet sich jetzt in einem *Sammelcodex* No. 365, und hier bemerkt man, dass die früher unsichtbare Seite mit *Versus de Scachis* überschrieben ist. Sie enthält die von 5 zu 5 numerirten Verse 1—64, aber nichts anderes.

Im Gedichte stösst man auf Manches in Betreff der Namen und auch hinsichtlich einer Spielregel, das der Forscher beanstanden möchte. Die deutsche Übertragung von Hagen, die in der *Leipziger Schz.* 1876, S. 335 steht, ist nicht wörtlich und hat auch eine Lücke. Die beste Übersetzung findet man mit gegenüber stehendem Urtexte in der früheren *Dänischen Schachzeitung* 1877, S. 75. Ob die lateinische Diction des Gedichtes, wie dies mit dem Ruodlieb geschehen ist, schon einer Beurtheilung durch Sprachkenner unterzogen wurde, bezweifle ich. Mir als Laien erscheint die Sprache des Gedichtes, obwohl es für mich auch hier dunkele Stellen giebt, doch etwas leichter verständlich zu sein als im Ruodlieb. Über die Gegend, wo die Verse entstanden sind, ob in der Schweiz oder anderwärts, hat man keine Kunde.

Im Eingang des Gedichtes zeigt sich das Spiel als ein ererlaubtes: „Nicht verletzest du den Körper oder irgend eines deiner Glieder“, heisst es. „Nicht zahlst du etwas, noch zwingst du Jemand, dies zu thun“. Das Schach ohne Einsatz konnte

aber zu Ruodlieb's Zeiten kein in Deutschland ganz gewöhnliches Spiel sein.

Die Verletzung bezieht sich vermuthlich auf die Unsitte des Wettens um Gliedmassen (s. S. 45). — War diese denn aber schon im 10. oder 11. Jrh. so häufig, dass eine Anspielung darauf ohne Erklärung verständlich sein konnte?

Von der verschiedenen Farbe der Felder sprechen Vers 17 bis 20 ausführlicher, als dies sonst wohl in Gedichten geschieht. Der erste Vers[1] „Einigen gefällt es ...“ lässt den Schluss zu, dass damals auch einfarbige Bretter im Gebrauch waren.

Im 37. Verse hat das Original deutlich *acclini comites*[2], während das classische Wort *acclines* (angelehnt) sein müsste. Unter *comites* (Gefährten und Grafen) versteht der Dichter die „Alten“ und gebraucht auch später keinen anderen Namen für dieselben, schliesst also *alfinus* aus, das doch zugleich mit dem Spiel von den Arabern gekommen war und auch in allen Problemsammlungen des 14. Jrh. noch im Gebrauche verblieb.

Der Springer ist *eques* und von den Rochen heisst es: *invectus uterque Bigis seu rochus marchio sive magis* (getragen beide von Zweigespannen sind Rochen oder vielmehr Markgrafen). Die hier personificirten Rochen kommen den friedlich reitenden Statthaltern des Cessoles doch sehr nahe.

Vom Gange der Königin, die nirgends *Ferzia* benannt ist, heisst es nur V. 63—66, dass sie schräg geht, immer auf Feldern derselben Farbe. Die Sprünge sind nicht erwähnt, indess fehlen diese auch in anderen Gedichten, deren Abfassungszeit unzweifelhaft in die Periode gehört, wo die Sprünge schon Statt hatten.

Nach Vers 66 besteht, dem Sinne nach, eine Lücke, die etwas auf die Bauern Bezügliches enthalten haben müsste, denn sonst wäre der Übergang von Dame zu Bauer, wie er jetzt im

[1] *Sunt quibus has (tabulas) placuit duplici fucare colore.*

[2] *Post hos (rex & regina) acclini comites, hinc inde locati, auribus ut dominum conscia uerba ferant.*

Texte eintritt, unvermittelt. Dies ist aus der Anmerkung[1] zu ersehen. Aber es sprechen schon v. 45—54 vom Gange der Bauern, und hierauf bezieht sich vermuthlich, obschon 13 Verse dazwischen liegen, das nun V. 67 folgende „*hoc iter*". Es besteht also wohl Verwirrung, und einige Verse stehen nicht in richtiger Reihenfolge. Mit *hoc iter* beginnt die interessanteste Stelle des Gedichtes, die ich schon in der *Schz.* 1881, S. 71 mit den Worten übersetzt habe: „Dies ist des Bauern Gang, wenn er gegen den Feind vorrückt und bis an's Ende der Reihe gehen kann. So aber stimmen sie (Dame und Bauer) überein, dass, wenn die Königin fort ist, dieser im schrägen Gange dasselbe wie jene vermag."

In gleicher Weise hat auch der dänische Übersetzer die letzten Verse verstanden, die in der Übertragung bei Dr. HAGEN fehlen. Ich kann die Stelle nicht anders auffassen, als dass ein Bauer nur dann zur Königin wird, oder als solche wirken darf, wenn von seiner Partei keine Dame mehr im Spiele ist. Dasselbe sagt auch ALFONSO (1283), aber verschiedene seiner Endspiele mit mehr als einer Dame desselben Spielers, wie die beiden S. 57 erwähnten Aufgaben, widerlegten ihn selbst sofort. In arabischen Problemen und in den Sammlungen bis über das Mittelalter hinaus, kommen sehr oft und ohne zu irgend welcher Bemerkung Anlass zu geben, mehrere Königinnen derselben Partei vor.

Es bleibt für mich nichts übrig, als die bedenklichen vier Verse für eine lokale Eigenthümlichkeit anzusehen, welcher auch der Verfasser des Gedichtes beipflichten mochte. Er hielt es vielleicht für ungehörig, dass, selbst im Spiele, mehr als

[1] *Candida si sedes fuerit sibi* (der Dame) *prima tabella,*
Non color alterius hanc aliquando capit.
Hoc iter est peditis, si quando pergit in hostem,
Ordinis ad finem cumque meare potest.
Nam sic concordant: obliquo tramite, desit
Ut si regina, hic quod et illa queat.

eine Frau und Königin zugelassen werde. Eine ähnliche Auffassung, wie sich recht alte Schachspieler noch entsinnen werden, bestand lange in Deutschland. Erst durch BILGUER's Bemühungen wurde sie in Berlin beseitigt.

Vor einigen Jahren habe ich die Photographien der ersten Hälfte des ältesten M. S. jetzt No. 365 und der ganzen Abschrift No. 319 nochmals einer Autorität in Leipzig vorlegen lassen. Der Ausspruch ist wörtlich folgender gewesen: „*Codex Einsiedeln* 319 [also die alte Abschrift] Ende des 9. bis Anfang des 10. Jrh. Vgl. Schrifttafel 46[a].“ [Es sind die Schrifttafeln von W. ARNDT gemeint.]

Hinsichtlich No. 365, also des alten Originals, war gesagt: „Sicher 10. Jrh. und mit der höchsten Wahrscheinlichkeit noch vor die Mitte desselben zu setzen, aber nicht allzusehr an den Anfang desselben. Etwa (aber alle solche Bestimmungen haben etwas Gewagtes) 925—50. Sehr ähnlich ist die Schrift von Tafel 47, die ich unbedenklich dem Anfang des Jahrhunderts zuschreibe. Beweisend für die angenommene Zeit ist namentlich die eigenthümliche Form des Λ (*A*) als Versinitiale, sowie die Ligaturen von Buchstaben im Text.“

Die verschiedene Zeittaxirung der Abschrift als älter und des anscheinend jüngeren Originals erklärt sich wohl daraus, dass letzteres mit einer mehr cursiven Schrift, die Copie aber mit grösseren Buchstaben und sorgfältiger geschrieben ist. Es könnte auch eine Verwechselung der Zahlen 319 und 365 bei Bezeichnung der Gutachten vorgefallen sein, denn gerade das Λ (*A*) ohne Mittelstrich, das als charakteristisch bezeichnet wurde, kommt am deutlichsten in der Abschrift 319 vor. Immerhin ist nach der letzten Expertise *950* als späteste Grenze hingestellt, womit jede andere, bis jetzt für's Schach bekannte Handschrift an Alter überragt würde.

Professor V. D. LINDE hielt sich hauptsächlich an den schachlichen Inhalt des Gedichtes und scheint *(Quellenst.* 95*)* nicht mehr als das 13. Jrh. zugestehen zu wollen. Aber selbst hiermit

wäre das ungewöhnliche Fehlen von arabischen Anklängen und die Bauernregel noch nicht erklärt.

Ich kann nur wünschen, dass auch späterhin Schachfreunde, die sich mit den Antiquitäten des Spieles beschäftigen und zugleich paläographische Kenntniss besitzen, noch das Räthsel von Einsiedeln zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machen.

In der Reihe der Schachgedichte finden wir auch hebräische Verse, und diese würden sogar zu den ältesten poetischen Erzeugnissen zu zählen sein, könnten wir der Richtigkeit des Namens vertrauen, dem sie beigelegt werden. Th. Hyde, 1694, Pars II theilt ein Carmen R. Abraham Abben-Ezrae mit, führt dabei aber keine Gründe an, um diesen Gelehrten als den Urheber der Verse zu legitimiren.

Abben Ezra war in Toledo 1088 geboren und hatte viele Schriften verfasst. Manches wurde ihm aber noch nebenher untergeschoben, und dazu könnten leicht die Schachverse gehören. Für die Beurtheilung ihres Alters müssen wir daher hauptsächlich ihren eignen Inhalt zu Rathe ziehen.

Das Gedicht, so viel steht unzweifelhaft fest, spricht vom alten Schach. Die Dame wird *Ferzia* genannt und von ihrem und des Königs Sprunge, als gehöre das Spiel noch dem Orient an, ist nicht die Rede, auch von einem Sprunge der Königin, wenn sie aus einem Bauern entstanden ist, schweigen die Verse. Aber dies könnte alles nur zufällige Übergehung von dennoch bestandenen Freiheiten sein. Ausdrücklich gestattet ist hingegen allen Bauern der Anfang mit einem, wenn auch nicht recht klar bezeichneten Doppelschritte, und diese Angabe deutet nicht mehr auf arabisches Schach.

Bestritten ist die Auslegung eines Verses über den Gang des „Alten“. Th. Hyde's lateinische Übersetzung weicht in diesem Punkte etwas von der wörtlichen deutschen Übertragung

ab, welche Dr. STEINSCHNEIDER zum hebräischen Text für v. D. LINDE's *Geschichtswerk* I, p. 164 geliefert hat. Letztere sagt: „Er steht zur Seite wie ein Lauerer; sein Schritt ist der des *Fers*, doch hat den Vorzug er, dass er ein dreifacher". Das Wort „Vorzug" für den *Arfil* ist hier befremdend.

Den Ausdruck Lauerer für den *Fil* (Alten) hatten wir auch bei NECKAM († 1227) gefunden, aber übrigens entspricht die Übersetzung nicht dem Thatbestande, denn die Königin, welche 32 Felder betreten kann, ist bedeutend mächtiger als der „Alte", der (s. S. 60) nur 8 zu erreichen vermag. Dieses Verhältniss hat auch Sir FR. MADDEN (1832, p. 21) verkannt, als er HYDE's Übersetzung tadelte. Mir scheint dieselbe genau zutreffend zu sein: *sicut τοῦ Pherz est incessus ejus nisi quod sit huic* (der Königin) *praecellentia, eo quod ille* (der Alte) *sit tantum trifarius.* Mit dem schrägen Druck des *tantum* bei HYDE will dieser wohl andeuten, dass er dies Wort selbst zugesetzt hat. Aber auch ohne dasselbe bleibt der Sinn der nämliche und besagt, dass die Dame besser als der „Alte" ist.

Die Verse, die angeblich von ABBEN-EZRA herrühren, können ebenso gut erst im 13. Jrh. oder später gemacht sein und brauchen auch nicht aus Spanien herzustammen. Handschriftlich sind dieselben bisher nicht nachgewiesen.

Eine oft erwähnte andere hebräische Schrift in Prosa führt den Titel „*Deliciae Regis*" von BENSENIOR IBN-JAHJA. Diese ist aber aus der Zeit des neueren Schach und hat deshalb für uns hier weiter keine Bedeutung.

Qui cupit egregium scacchorum noscere (discere) ludum . . .

Mit diesen Worten beginnt ein Gedicht in 19 Distichen, von dem Abschriften in verschiedenen Gegenden vorhanden sind. Gedruckt wurde es wohl zuerst von MASSMANN 1839, nach Vergleichung von zwei Münchner Handschriften mit einer

zu Neapel befindlichen dritten. Die ersteren, bemerkt MASSMANN, S. 127, § 37, stellen das Gedicht in das 12. vielleicht 11. Jrh. Eine der Münchner Handschriften muss auch diejenige sein, aus welcher SCHMELLER die Verse unter No. 185 in die *Carm. Burana*, 1847, S. 246 aufgenommen hat. Dies M. S. soll dem 13. Jrh. angehören, aber auf S. VII der Vorrede bei SCHMELLER erfahren wir, dass auch eine Hand des 14. Jrh. am Texte seiner Sammlung betheiligt sein musste. Wir haben also, wenn wir sicher gehen wollen, für das Schachgedicht, das ja eines der späteren Stücke sein könnte, nur das 14. Jrh. in Ansatz zu bringen. Demnächst hat der Oberbibliothekar v. HEINEMANN eine aus 40 Zeilen bestehende Abschrift des Gedichtes unter M. S. *Aug.* 857, fol. 186, *saeculi XV exeunte*, in Wolfenbüttel entdeckt, und auch in London soll sich das Gedicht befinden. Auf meinen Wunsch hat D. DEUTSCH in Berlin, ein Kenner der mittelalterlichen Latinität, den stellenweise incorrecten Text zu berichtigen und besser zu ordnen gesucht. Diese neue Redaction ist in v. D. LINDE's *Quellenstudien*, S. 91 übergegangen. Seitdem habe ich aber in einem Papiercodex in der *Laurenziana* in Florenz ein ferneres Exemplar des Gedichtes, bei Versen des OVID und TIBULL. P. L. XCI. Sup. 28, fol. 97 *recto*, getroffen und copirt. Dies rührt vom Ende des 15. oder dem Anfang des 16. Jrh. her, und aus ihm entstehen neue Schwierigkeiten für die Richtigstellung des Correctur bedürftigen Textes. Namentlich tritt der eigenthümliche Umstand, den man auch schon bei den anderen Abschriften bemerken konnte, deutlicher hervor, dass es nämlich gar nicht nothwendig ist, dieses Machwerk auf das alte Schach, dem es aber doch wohl angehören wird, zu beziehen.

Auf einige Unterschiede der Exemplare möchte ich hier für diejenigen Leser aufmerksam machen, welche sich eingehender mit den Gedichten beschäftigen wollen. Im 4. Verse lesen MASSMANN und die *Car. Bur. quatuor in tabula bis color est varia.* Dies ist mir indess unverständlich, Wolf. und Florenz

haben *loca sunt* Statt *color est*, und dann bezieht sich der Vers auf die acht Felder der ersten Reihe, deren Figuren gleich darauf als *Roccus*, *Alfilus*, *Eques*, *Rex*, *Femina (mulier, regina)* und als *Pedites* erwähnt werden.

Die Unterscheidung der Felder nach Farben ist im Gedicht deutlich ausgedrückt. Vom Rochen und Springer wird gesagt, dass sie beide hinterlistig verfahren. Vom Läufer heisst es ähnlich: *Alficus trivius, cornuta fronte timendus ante, retro comites diripit (deciqit) invigiles.* Das Wort *trivius* wird wohl eine fehlerhafte Lesart sein. Es hat sprachlich, wie ich glaube, nur Bezug auf den Kreuzweg oder eine öffentliche Strasse, jedoch in den Abschriften des Gedichtes kommt es an zwei Orten, in München und in Wolfenbüttel, vor. Die Handschrift in Neapel liest hingegen *curvus* und die Florentiner *Alfinis constat*, was ich vorziehen, jedoch in *constans* umändern und dann so deuten möchte, dass der Läufer beständig heisst, weil er die Farbe seines ersten Feldes niemals wechselt. In einem anderen Gedichte (Massmann, S. 127, § 36) wird die Dame *(Fercia) quadrivialis* genannt, und dieser Ausdruck ist zutreffend, indem sich die Dame in der Mitte des Brettes nach vier Richtungen bewegen kann. Es lässt sich aber *trivialis* nicht ebenso auf den Läufer anwenden, da dieser auch *quadruvialis* ist und man übrigens nicht sieht, wie etwa der alte Sprung des *Alficus* in's dritte Feld mit *trivius* richtig bezeichnet werden könnte. Allerdings begegnen wir diesem Beiworte mit Bezug auf den Läufer abermals bei Massmann in dem Gedichte S. 127, dieser Umstand fällt aber nicht in das Gewicht, da *trivius* an jener zweiten Stelle nur eine Conjectur des Herausgebers selbst ist. Er machte sie Statt des bei Hyde S. 181 stehenden unklaren Begriffes *trimus* (dreijährig) oder für *trinus*, wofür aber andererseits *timens* in einer Handschrift zu Deventer passender gelesen wird, indem der Läufer wohl als furchtsam geschildert werden kann, da er für sich allein den Angriff keines Stückes abzuweisen vermag.

Dem Bauern, der zur Dame wird, ist das 9. Distichon im Gedichte *„qui cupit“* gewidmet:

Et (vir) factus mulier regi ferus arbiter haeret
Imperat et regnat, hinc capit inde labat (levat).

Diese beiden Verse finden sich überall zusammen, mehr oder weniger genau, der Pentameter kann aber auf die alte Dame kaum bezogen werden, denn diese war zum Herrschen zu schwach. Für die heutige Königin wäre der Ausspruch indess geeignet. Auch lässt sich der offenbar incorrecte Vers aus den vorhandenen Abschriften dem entsprechend abändern. Statt *haeret* am Ende liest Wolf. *„exit“* und Statt *regi ferus* oder *tegiferus*, wie in Wolf., hat MASSMANN *„regniferus“*, womit der Vers in Ordnung wäre: *Vir factus mulier regni ferus arbiter exit*, d. h. der verwandelte Bauer wird zum wilden Schiedsrichter oder Gebieter im Reiche, er befiehlt und regiert etc. Das *ferus arbiter* für die Dame erscheint mir nicht härter als die *„crudelis virgo“* bei VIDA 1527, v. 633. — Übrigens enthält das Gedicht — freilich mit einer zweifelhaften Lesart, noch eine Äusserung, die nur für die heutige Dame Bedeutung hätte. Als 17. Distichon geben die *Car. Burana:*

Rex manet incaptus subtracta conjuge solus,
Conjuge subtracta rex manet in tabula.

Hier ist der zugehörige zweite Vers nur eine zwecklose Wiederholung des ersten und deshalb verdächtig, Wolf. liest aber Statt desselben *„Conjuge subtracta nil valet in tabula“*, d. h. nach Verlust der Dame hat der König keine Macht mehr. Auch dies passt besser für das neuere, als für das alte Spiel. Professor DEUTSCH fühlte die Schwierigkeiten und versuchte deren Lösung durch eine geschickte Umstellung der Verse. Dabei liess er den letzten Pentameter, als überflüssig, ganz weg und setzte an seine Stelle den früheren Vers, *Imperat et regnat*, der sich dann nicht mehr auf die Dame, sondern auf den König bezöge. Aber diese Umstellung, nach der im 9. Distichon

der Pentameter nun fehlen würde, findet keine Stütze in irgend einer, auch nicht in der Florentiner Handschrift.

Zu welchen Schlüssen dieses Gedicht endlich berechtigen mag, darüber bin ich mir nicht klar. Will man es für's neue Schach in Anspruch nehmen, so steht dem die Versicherung des höheren Alters der ersten Handschriften entgegen. Soll es hingegen recht alt sein, so vermissen wir darin doch eine unzweideutige Beziehung auf die frühere Gangart der Stücke.

Im *Codex* aus Benedictbeuern steht das Gedicht auf dem 92. Blatte, und voraus vor ihm gehen auf fol. 91 *verso* noch vier, ebenfalls auf das Spiel bezügliche Verse, die man wohl für die ältesten erhaltenen Schachverse angesehen hat (*Gesch.* II, S. 158). Sie beginnen mit „*Roch*, *pedes*, *regina*, *senex*, *eques*, *insuper rex*" und schliessen mit „*Schach roch et hie mat*". Unter denselben befindet sich eine leicht in Umrissen entworfene Zeichnung, die eine Figur mit einem in der rechten Hand erhobenen Becher darstellt und zwei andere sitzende Personen, zwischen denen ein Schachbrett mit Figuren aufrecht steht. Auf diesem ist eine Position aus dem Anfang einer Partie erkennbar, über die aber nur zu bemerken ist, dass sich die Stellung, in der fast die gesammten Stücke vorkommen, auf kein *Tebija* beziehen lässt.

Ein ferneres Gedicht, das ebenfalls sehr verbreitet war, erscheint in alterthümlicherer Form. Es besteht in einer Copie zu Deventer in Overyssel aus 37 und in einer anderen Redaction zu Oxford, wie Twiss II, S. 192 angiebt, aus 52 leoninischen Versen. In Padua, wo man es auch in einem gemischten Papiercodex des 15. Jrh. antrifft, hat es nur 30 Verse. Dieses Gedicht besitzt den Vorzug, dass Sir Fred. Madden (v. d. Linde, *Gesch.* II, S. 170) eine Londoner Copie desselben in's 13. Jrh. setzt, und dass sich eine andere in Montpellier, die Gay 1864, S. 170 erwähnt, vor einem Cessoles befindet, der von 1380 (vergl. S. 96, Note) datirt ist. Hier liegen also einiger-

maassen feste Zeitbestimmungen vor. Auch seinem Inhalt nach bezieht sich das Gedicht entschieden auf die alte Spielweise.

Es ist dasjenige bei MASSMANN, S. 127 mitgetheilte, auf welches ich mich vorher bezogen habe. Im Druck erschienen ist nur der, nicht ganz fehlerfreie Text des holländischen Exemplars und zwar zuerst bei HYDE S. 181. Schliesslich wurde er in v. D. LINDE's *Het Schaakspel in Nederland* 1875, S. 24 nach einer genauen Copie wiederholt, welche aus DEVENTER besorgt war, und bei deren Übersendung Dr. VAN EYK zugleich die Ansicht ausgesprochen hatte, die Handschrift möge aus Flandern herstammen.

Wie in den bisher besprochenen Gedichten fehlt auch in den Versen zu DEVENTER jeder poetische Schwung. Übrigens hätte es für die Verfasser aller Gedichte gewiss nahe gelegen, etwas über die Einleitung der Partie und die *Tabijas* zu sagen, wenn diese noch in der Erinnerung waren, oder von den Wechselfällen in Angriff und Abwehr zu sprechen. Hiervon aber findet sich in den sämmtlichen berührten Versen keine Spur. Die darin vorkommenden sprachlichen Unebenheiten werden nicht blos von unkundigen Abschreibern, sondern öfters wohl von den Autoren selbst verschuldet sein.

Die Gedichte sind vermuthlich alle in Klöstern entstanden und waren, wie manche in ihnen wiederkehrende Ausdrücke annehmen lassen, nicht immer von einander unabhängig. Nur dann könnte man ihnen einen erhöhten Werth zuerkennen und würde ihre genaue Vergleichung nutzbringend sein, wenn es gelänge, Zeit und Gegend ihrer Entstehung mit Sicherheit festzustellen. Sonst haben sie eigentlich nur eine allgemeine Bedeutung für die älteste Schachnomenklatur und bestärken uns daneben durch ihr so häufiges Vorhandensein in der Überzeugung, dass man sich damals gern und fleissig mit dem Spiele, das sie nirgends als verboten bezeichnen, beschäftigt haben muss.

In den Versen zu DEVENTER heissen die Figuren *Rex*, *Regina*, *Rochus*, *Eques* und *Miles*, nebst *Stultus timens*

und *stolidus*, was sich an den französischen *fou* anschliesst. Die Bauern sind *Pedites*, übrigens wird aber auch ihnen hier die Absicht zu täuschen beigelegt, die schon für andere Stücke früher erwähnt worden ist.

Besondere Beachtung könnten etwa noch aus dem Gedichte die Verse 19 und 20 finden, welche die Umwandlung des Bauern betreffen:

Si valet extremum tabulae perstringere demum
Tunc augmentatur, tunc fercia jure vocatur.

Man könnte hiernach vermuthen, dass allein die neu entstandenen Damen *Ferzia* hiessen, während die Figur in der Aufstellung Königin genannt wurde. Diese Auffassung möchte noch durch ähnliche Verse in dem sogenannten Gedichte „*Tempore Saxonum*“ bestärkt erscheinen. Dort steht nämlich:

Cum Pedester usque summam venerit ad tabulam
Nomen ejus tunc mutetur, appelletur Ferzia.
Ejus interim Reginae gratiam obtineat.

Im Gedichte zu DEVENTER lesen wir aber im 26. und 27. Verse zwischen der allgemeinen Beschreibung des Ganges vom „Alten“ und des Königs:

Ferzia gregalis, saltatrix quadrivialis
Numquam candebit, numquam rubicunda parebit.

Hier bezieht sich das *Ferzia* auf die erste Königin, zumal unter *grex* die gesammten Stücke der Anfangsstellung zu verstehen sind. Es waren also damals *Regina* und *Ferzia* ganz gleich gestellte Benennungen für die Dame, im Beginn des Spieles gleich wie später.

Wir besitzen noch mehr lateinische Gedichte als die von mir besprochenen, z. B. eines „*It pedes ad bellum*“ im sog. *Cotton Cleop. M. S.* (s. *Quellenst.* S. 191). Übrigens mögen aber manche Stücke auch noch unbeachtet in alten Manuscripten

ruhen, wo sie einst, zu beliebiger Zeit, auf leer gebliebene Seiten eingeschrieben waren, ohne Rücksicht auf den sonstigen Inhalt oder die Herkunft des Bandes, und wo sie deshalb nur zufällig entdeckt werden können.

Nicht ganz übergehen möchte ich noch 59 auf das Schach bezügliche Hexameter, welche die Abtheilungen 31—33 im ersten Buche der „*Libri tres de Vetula*“ von R. de Fournival bilden und mit den Versen beginnen:

Est alius ludus scacorum, ludus Ulyssis,
Ludus, Trojana quem fecit in obsidione.

Dieses sonderbare, ursprünglich anonyme Erzeugniss des 13. Jrh. wurde in dem so wenig kritischen Mittelalter dem Ovid beigelegt und, da es Beachtung fand, bereits im 14. Jrh. in's Französische umgedichtet. Citate daraus über das Schach im Allgemeinen und über die Figuren mit Hindeutung auf die Himmelskörper habe ich schon auf S. 46 und 60 citirt. Gedruckt wurde die *Vetula* 1470 und später noch mehrere Male. Vielleicht haben sich auch ganze M. S. S. derselben erhalten, indess ist mir für die Schachstelle nur ein beinahe vollständiger, handschriftlicher Text in Amerika und ein anderer, etwas abgekürzter zu Florenz, bekannt. Von dem ersteren besitze ich eine Photographie. Derselbe kommt in einem anonymen Pergamentcodex vor, der schön ausgeführt ist und ein Buch zum Nachschlagen gewesen sein mag, da er sehr verschiedene Gegenstände behandelt. Das M. S. kam um 1845 mit der fürstlichen Bibliothek *Cariati Spinelli* in Neapel zur Versteigerung und ist gegenwärtig im Besitze von Mr. Montgomery H. Throop in Albany. Beschrieben wurde es in der *New York Evening Post* vom 7., 8. und 9. Juni 1875 und dabei in den Anfang des 13. Jrh. gesetzt. Es wurde aber nicht zugleich bemerkt, dass etwa die Hälfte der Schachverse auch bei Massmann, S. 130

nach der Handschrift zu 'Florenz (jetzt in der dortigen an Schachmanuskripten sehr reichen Nationalbibliothek unter XIX, 7. 37.) veröffentlicht und als der *Vetula* angehörig bezeichnet war. Dieser letztere Text von 24 Versen steht in der Einleitung eines, auch übrigens ür das Schach höchst bedeutsamen Papiercodex aus dem Anfang des 15. Jrh., der mit zahlreichen Aufgaben über Schach, aber auch über *Trik-trak* und Mühlespiel angefüllt ist. Die dort befindlichen Verse der *Vetula* enthalten indess eine Änderung des Originaltextes über das Spiel um Geld, auf die ich bei Besprechung des Florentiner Manuscriptes zurück kommen will. Beiläufig muss ich noch erwähnen, dass die 24 Verse auch in einer Gelegenheitsschrift von Luca Mimbelli sehr genau, nebst einer italienischen Übersetzung 1874 abgedruckt wurden. Die Quelle ist dabei zwar nicht angegeben, aber die Verse sind ersichtlich nach dem Florentiner Texte wiederholt.

Fünfter Abschnitt.

Moralschriften. CESSOLES & *Gesta Romanorum*. — *Codex Vaticanus*. — Tablja bei ALFONSO und bei CESSOLES in Dresden. — INGOLD's Guldin-Spiel.

Ungefähr gleichzeitig mit den Gedichten hat die weitere Ausbildung der Literatur des Spieles nach zwei Richtungen hin Statt gefunden. Auf der einen Seite ist man zu grösseren Abhandlungen übergegangen, und deren Betrachtung soll den Gegenstand dieses Abschnittes ausmachen. Andererseits hat man Probleme aufgezeichnet, für welche naturgemäss schon ein lebhaftes Interesse bestanden haben muss, ehe sich die uns erhaltenen umfassenden Sammlungen herstellen liessen. Man legte hierbei ohne Zweifel arabische Vorbilder zum Grunde. Die Sammlungen konnten aber nur zum Gebrauch für Schachfreunde bestimmt sein, wohingegen die Abhandlungen, bei denen die ersten Verfasser ganz auf eigenen Füssen standen, eine allgemeinere Verbreitung beabsichtigten. Bei ihnen war die Erklärung des Ganges und die Gestaltung der Schachsteine nicht der Hauptzweck, sondern überwiegend nur anziehendes Mittel, um für die daran geknüpften Reflexionen und Erzählungen einen grösseren Kreis von Zuhörern und Lesern zu gewinnen.

Unter den Abhandlungen, die mit dem Schach in Verbindung standen, gebührt der erste Platz dem lateinischen

Werke des Predigermönches JACOBUS DE CESSOLES[1], *Solatium ludi scachorum de moribus hominum et officiis nobilium.*

Zugleich in allgemein literarischer Beziehung bildete diese Arbeit eine der beachtenswerthesten Erscheinungen im Mittelalter, denn sie war damals das verbreitetste Buch nach der Bibel, und ihm standen hierin die an sich berühmteren *Gesta Romanorum* doch etwas nach. Auch sind die noch jetzt erhaltenen *Codices* des CESSOLES zahlreicher als die der *Gesta*, namentlich in Italien, wo ich fast in jeder, von mir besuchten grösseren Bibliothek Exemplare des Urtextes vom Schachbuche und häufig auch handschriftliche Übersetzungen desselben angetroffen habe. Übrigens bemerken wir gewöhnlich in den Manuscripten des CESSOLES eine grössere Vollständigkeit als in den Handschriften der *Gesta*, die hinsichtlich der Zahl ihrer Capitel sehr beträchtlich unter einander abweichen. Die Abhandlung des CESSOLES entstand aus Vorträgen, die er öffentlich zur Erbauung gehalten hatte und die er nach einigem Zögern aut vielseitigem Wunsch niederschrieb. Er sagt dies selbst in den hier folgenden Worten, mit denen er seine Abhandlung einleitete: *Multorum fratrum ordinis mei et diversorum saecularium precibus persuasus, dudum munus requisitum negavi* (diese vier Worte sind die gewöhnliche und wohl auch ursprüngliche Lesart. In einer Pergamenthandschrift des 15. Jrh., die ich besitze, ist die Stelle aber radirt und von etwas neuerer Hand durch „*munus diu requisitum negare nolui*" ersetzt) *ut transcriberem solatii ludum schacorum, videlicet regiminis, morum ac belli humani generis documentum. Sane cum illum ad populum declamatorie praedicassem, multisque nobilibus placuisset materia: honori eorum ac dignitati curavi*

---

[1] Früher habe ich CESSOLIS gesagt, was auch Dr. F. VETTER 1892 beibehalten hat, und was mir das Natürlichste scheint, denn „DE CESSOLES" klingt nicht lateinisch. Indess gegenwärtig wird doch überwiegend CESSOLES geschrieben, und so füge ich mich nun dem allgemeinen Brauche.

adscribere (hier giebt das erwähnte M. S. wieder einen abweichenden Text), *monens eos ut formam ipsorum menti imprimant, ut sic bellum ipsum ac ludi virtutem cordetenus possint facilius obtinere.* Das ganze Werk schliesst bei mir in einer älteren Handsch. aus dem 14. Jrh. mit den Sätzen: *Hunc librum ad honorem et solacium et maxime dictum ludum sciencium (composui)*[1] ... *Explicit liber qui intitulatur de moribus hominum et officiis nobilium et popularium super ludo scacorum.*"

Man kann mit ziemlicher Gewissheit, wie v. d. Linde und Dr. F. Vetter (Ammenhausen 1892, S. XXXIX) gethan haben, behaupten, die Schrift des Cessoles sei in der Lombardei und wohl um 1275 entstanden. Viel höher, wenigstens nicht leicht über 1250 hinaus, darf man aber die Abfassung nicht annehmen, denn im Abschnitt über die Hüter der Stadt (s. v. d. Linde's *Gesch.* I, Beilagen S. 26) spricht der Autor von einem Marmorthor über einer Brücke bei Capua, das Kaiser Friedrich II. († 1250) erbaut habe. Ein fremder späterer Zusatz im Werke, woran man allenfalls auch denken könnte, ist diese Erzählung in keinem Falle, denn sie findet sich übereinstimmend in lateinischen Ausgaben und in Übersetzungen, die nach verschiedenen Handschriften gemacht worden sind. In einem, an seinem Ende von 1419[2] datirten lateinischen M. S., in meiner Sammlung, das vermuthlich auf der Insel Ischia geschrieben wurde, steht die Erzählung auf der Kehrseite des 38. Blattes. Ebenso las ich sie in einem *Codex* der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen. Sie scheint nirgends zu fehlen und bezeichnet also sicher die Grenze, über welche hinaus die erste Anlage des Werkes nicht zurückgesetzt werden darf. Das Bauwerk, um welches es sich handelt,

[1] In der Ausg. (Wien) 1505 fehlt der Epilog, in der *Ed. Ultrajecti*, circa 1473, welche für die älteste gilt, und von der sich ein Exp. in Leipzig befindet, steht aber „*ludum cognoscentium*". Es kann indess dabei nur an eine geringe Kenntniss gedacht sein, denn sonst hätte Cessoles wohl nicht die Züge umständlich beschrieben.

[2] Das älteste bisher bekannte M. S. des Cessoles mit einer Jahreszahl erwähnt Gay (1864, p. 170) zu Montpellier von 1380.

stand am Volturnus und war ein Brückenkopf, der 1557 zerstört wurde. Für seine Errichtung nimmt man ungefähr das Jahr 1240 an, und dabei heisst es, die sitzende Statue des Kaisers, die sich über dem Thore befand, werde noch jetzt, aber sehr verstümmelt und ohne Kopf, im Museo zu Capua aufbewahrt. Die Erzählung von dem Marmorthore findet man auch in den *Gesta*, cap. 54 des Vulgartextes und bei AMMENHAUSEN (VETTER, Vers 16424).

Ein Manuscript des CESSOLES aus dem 13. Jrh. scheint nicht erhalten zu sein, aus dem 14. giebt es deren aber, nach den Schriftzügen zu urtheilen, viele, und zugleich wurde der Text mehrfach in deutsche und andere Reime gesetzt, wie in England, *Frondes caducae*, und in Schweden, *Skaftauils Lek*.

ANTON SCHMID, einst Custos der Hofbibliothek in Wien, erwähnte auf S. 10 in seiner Schachliteratur, die bei ihrem Erscheinen 1847 einen hohen Werth hatte, Bruder JACOBUS sei in einem Dorfe Cessoles in der Picardie bei Laon geboren und wäre in einem Dominikanerkloster zu Rheims Magister der Theologie gewesen. Diesen Angaben, die auf französischen Forschungen fussten, habe ich seiner Zeit Glauben geschenkt und hatte dieselben in der *Schachzeitung*, Leipzig 1870, S. 8, bei Gelegenheit der Übersetzung wiederholt, die ich dort von denjenigen Theilen des lateinischen Werkes gab, die unmittelbar das Schach betrafen. Die Angaben sind aber nicht stichhaltig. Dr. E. KÖPKE meint in seiner Ausgabe des lateinischen Textes (Brandenburg 1879) Seite V, es liege ihnen eine Verwechselung mit JOANNES DE TERIACE zum Grunde, und auf das Dorf Cessoles sei man gekommen wegen der, allerdings entfernten, Ähnlichkeit dieses Namens mit dem Orte Cessières.[1]

---

[1] FERRON's Übersetzung des *Liber de moribus*, die 1347 begonnen war, sagte: *Jaques de Cessoles, maistre en divinité*. FERRON war auch Dominikaner und zwar zu Paris, wie viel er aber über CESSOLES mit Bestimmtheit sagen konnte, steht doch dahin. Auch die italienische Übersetzung, Florenz 1493, sagt indess am Schluss *Maestro Jacopo dacciesole*. Magister wird er also wohl gewesen sein.

Man weiss also wohl nichts Näheres über den alten Autor, als was aus seiner eignen Schrift hervorgeht, und dies scheint auf die Lombardei zu deuten. Wegen einer Äusserung des *Liber de moribus* im Abschnitt von der Gestalt der Königin können wir Cessoles als einen Anhänger der erblichen Monarchie erkennen. Er spricht sich nämlich gegen die Einsetzung des Königs durch die Wahl der Fürsten aus, indem die Grossen zu oft nur ihren eignen Vortheil verfolgten. Die schwedische Versifikation sagt dem entsprechend: *Een bozen konug aer baetra for wist, en een korad medh arga listh.* Wollte man annehmen, wie ich es früher that, dass Cessoles hierbei das deutsche Interregnum (1254—73) vor Augen hatte, so gewönne man dadurch abermals eine ungefähre Zeitbestimmung für die Abfassung der Schrift. Die Annahme ist aber doch keine ganz nothwendige, denn nicht alle Ausgaben enthalten die erwähnte Äusserung.

Das Werk des Cessoles knüpfte an die Namen der Figuren allerhand moralische Erläuterungen, wo aber die Namen keine sonstige Bedeutung für den Autor hatten, wie beim *Rochus* und *Alphilis*, gab dieser ihnen neue Bezeichnungen, Statthalter *(Vicarius)* und Richter *(Iudex)*, aber nicht Bischof. Viele alte Handschriften und die ersten Drucke stellen die Figuren dem entsprechend bildlich dar, in allgemeinen Gebrauch sind die von Cessolis gewählten Namen aber doch nicht übergegangen. Die Bauern classificirte er nach allerhand Gewerben und Beschäftigungen und beschrieb sie als Ackerbauer (h2 und h7), Schneider (g2), Notare (f2), Kaufleute (e2), Ärzte (d2), Wirthe (c2), Stadthüter (b2) und Raufbolde (a2). Auch diese so personificirten Stücke finden sich zuweilen, aber nur in alten Zeiten, abgebildet. Am bekanntesten sind die Holzschnitte in Caxton's zweiter Ausgabe, Axon hat sie sämmtlich im *Game and Playe of the Chesse* 1883 wiederholt. Ähnliche Abbildungen findet man auch ferner in der seltenen Florentiner Übersetzung von 1493, aus der sie alle auch in's *Volgarizzamento* 1829 über-

gegangen sind. Ganz im Unklaren lässt uns Cessoles aber darüber, in welchen Kreisen, ob nur beim Adel oder, wie natürlich, mehr allgemein das Schach vorkam, und wie das Spiel weiter gehandhabt wurde. Nirgends findet sich bei ihm eine Hinweisung auf Endspiele, und doch müssen Probleme, die nicht lange nach 1300 bereits sehr verbreitet waren, auch schon zur Zeit des Cessoles bekannt gewesen sein. Die Sammlung des Alfonso X. in Sevilla gehört in's Jahr 1282 und war also gleichzeitig mit dem Werke des Predigermönches entstanden. Freilich mag damals der Verkehr mit Spanien nicht lebhaft gewesen sein. Auch könnte man daneben annehmen, Italien sei in der Schachentwickelung zurückgeblieben, aber wir werden bald sehen, dass gerade die Lombardei und Bologna Centren für die Problemkunde im Anfang des 14. Jrh. waren, und dass auch aus der Normandie und aus England Endspielsammlungen erhalten sind, für deren Ursprung, wenn auch nicht unbestritten, selbst das 13. Jrh. von Kennern der Handschriften zugelassen wird. Nichts desto weniger meine ich, dass die Schriften mit den Anekdoten und Lehren ihre Verbreitung vor der grossen Entfaltung des mittelalterlichen Problemwesens gefunden haben werden.

Cessoles selbst, glaube ich, war eigentlich kein Schachspieler und kannte nur oberflächlich die Züge und die Spielregeln. Diese letzteren sind im Ganzen die nämlichen, wie sie auch bei der Lösung der alten Probleme beobachtet werden müssen. Der Läufer, *Iudex*, springt schräg in's dritte Feld, und die Königin, welche niemals mit dem von *Vezir* abgeleiteten Ausdruck *Ferzia* bei Cessoles genannt ist, geht schräg vor- und rückwärts in's nächste Feld. Jedem Bauern ist Anfangs ein Doppelschritt gestattet, und auf dem letzten Felde kann er immer zur Königin werden. Dass diese ein Mal von dort springen kann, erwähnt Cessoles ebenfalls, wie dies auch öfters in den Problemsammlungen wiederkehrt. Ausführlicheres über den alten Gang der Stücke habe ich schon vorher S. 54 ff. mitgetheilt,

hervorheben will ich aber hier noch, dass einige Vorschriften bei Cessoles an die lombardischen Regeln[4] erinnern, die als solche in einer picardischen Problemsammlung aus dem Anfang des 14. Jh. aufgezeichnet stehen. Es liegt hierin eine Bestätigung für die Vermuthung, dass Cessoles selbst ein Lombarde war. Von orientalischen Quellen scheint er aber nicht beeinflusst zu sein, wie er auch nichts von *Tabijas* sagt.

Vom *Solatium ludi scachorum* giebt es mehrere Wiegendrucke, sowohl vom Urtext wie auch von verschiedenen Übersetzungen, namentlich in französischer, deutscher, englischer und italienischer Sprache. Diese Wiederholungen halten sich alle, wie dies auch bei den Handschriften meist der Fall sein dürfte, verhältnissmässig genau an das Original, während sonst bei mittelalterlichen Werken eine viel grössere Verschiedenheit der Texte zu Tage tritt. Die Reihenfolge der Abschnitte erscheint bei der Arbeit des Cessoles durch ihre Beziehung zu den Figuren mehr gebunden, als dies z. B. bei den lose neben einander stehenden Capiteln der *Gesta* der Fall war. Diese bieten daher in den Manuscripten eine bedeutende Mannigfaltigkeit in Bezug auf Anordnung und auch auf ihre Zahl dar. Einige Unregelmässigkeiten zeigen sich indess selbst in der Wiedergabe der Abhandlung des Cessoles. Ich besitze einen lateinischen Druck (No. 473 meines Catalogs) etwa von 1480, in dem der *Tract.* IV, der die Züge beschreibt und nur wenig Anlass zum Moralisiren darbot, bedeutend gekürzt und verändert ist. In einigen niederländischen Übersetzungen vor 1500 fehlt dieser letzte Abschnitt gänzlich, woran man sieht, dass es den Verlegern mehr auf die Erzählungen als auf das Schachspiel ankam. Auch die spanische Übertragung des Reyna von 1549 hält sich nicht genau an den Originaltext. Wie eigentlich die Dame zieht, ist z. B. aus Reyna gar nicht zu entnehmen. In zwei deutschen Übersetzungen findet sich ebenfalls eine Unregelmässigkeit, die indess nur durch Unachtsamkeit der Herausgeber entstanden ist. Der erste deutsche Druck des Cessoles

soll die Übersetzung (Augsburg) 1477 sein. Das Register in derselben weist, ebenso wie in der Ausgabe Strassburg 1483, auf eine Beschreibung des Ganges für „Alte" *(Alphinus)* und Ritter *(miles)*[1] hin. In beiden Drucken fehlen aber die betreffenden Abschnitte des 4. Theiles. Eine andere Ausgabe, Augspurg 1483, stimmt wörtlich, nur in der Sprache etwas modernisirt, mit der von 1477 überein, aber auch hier sind die Capitel über Springer und Läufer zwar im Verzeichniss erwähnt, im Texte aber übergangen. Dabei muss ich noch des eigenthümlichen Umstandes gedenken, dass sich die nämlichen Nachlässigkeiten auch in einer deutschen Handschrift in meinem Besitze vorfinden. Der Berliner, in bibliographischer Hinsicht sehr bewanderte Antiquar A. Cohn, durch dessen Hände dies Manuscript gegangen ist, bemerkte in seinem Cataloge der Franz'schen Schachbücher: „Ober-deutsche Handschrift aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jrh., vermuthlich der älteste deutsche Text des Werkes. Die Sprache sowohl, wie die Schrift bewegen sich in sehr alterthümlichen Formen." Ich halte es hiernach für wahrscheinlich, dass diese handschriftliche Übertragung die Vorlage für die deutschen Drucke von Augsburg und Strassburg gewesen ist.

Nicht lange, nachdem man mit dem Werke des Cessoles bekannt sein konnte, folgten auch schon die poetischen deutschen Bearbeitungen desselben. Wir haben deren vier, von Ammenhausen im Turgau (1337), vom Meister Stephan, ebenfalls aus dem 14. Jrh. in mittelniederdeutscher Mundart, sowie „vom Pfarrer von dem Hechte" (1355) und endlich von H. v. Beringen in dem einzigen zu Stuttgart vorhandenen M. S. von 1438, das gewiss aus einer mittelhochdeutschen Vorlage entstanden war. Von allen vier Dichtungen giebt es jetzt vollständige Textausgaben. Die mittelalterlichen Bearbeitungen bekunden die grosse Beliebtheit, deren sich Cessoles in Deutschland im 14. und

---

[1] *Eques* für Springer gebraucht Cessoles nirgends.

15. Jrh. zu erfreuen hatte. Es bezieht sich diese Wahrnehmung aber überwiegend auf den erzählenden Inhalt und die Moral des Werkes und betrifft das eigentliche Spiel nur beiläufig, denn die Beschreibung der Züge wird von den Dichtern nur kurz behandelt. Die Regeln hätten sich wohl auch nur dann zu poetischer Umschreibung geeignet, wenn man Schilderungen darüber, wie sich das Spiel im gewöhnlichen Leben zeigte, hätte einflechten wollen. Dies wäre wohl angänglich gewesen, wenn es CESSOLES nur angedeutet hätte, denn Schach bildete auch in Deutschland, wenigstens bei den Gebildeten, im Mittelalter und zwar oft für Männer und Frauen mit einander, wie wir dies aus anderen literarischen Quellen wissen, den Gegenstand geselliger Unterhaltung. Daneben hören wir auch, dass es nicht selten um Geld gespielt wurde. Es hätten sich mithin auch Moralpredigten daran knüpfen lassen. Von alle dem wird man aber doch nur sehr wenig bei den deutschen Schachpoeten finden, und sehe ich deshalb nicht, dass diese für die Darstellung des schachlichen Entwickelungsganges ein besonderes Interesse darbieten. Dasselbe gilt auch von der schwedischen und einer englischen versificirten Bearbeitung des CESSOLES, deren ich schon vorher gedachte (S. 98).

Das bereits mehrfach genannte, ebenfalls moralisirende Buch der *Gesta Romanorum* hat auch einigen Werth für das Schachspiel. Es liefert uns nämlich drei Capitel 166, 178 und 275, die sich auf das Spiel beziehen. Von praktischem Nutzen sind diese Abschnitte allerdings nicht, sondern beweisen nur von Neuem die grosse Verbreitung des Schach. Einen Hinweis auf Endspiele enthalten auch die *Gesta* nicht. In der grossen Ausgabe von ÖSTERLEY finden sich die drei Capitel, aber über eine Beziehung zum Werke des CESSOLES, die bei zweien dieser Abschnitte deutlich besteht, ist nichts gesagt. Wenn man nun doch auf diese Beziehung wegen einer Prioritätsfrage eingeht, so stösst man zunächst auf die Unsicherheit, zu welcher Zeit die Einreihung jener Capitel in die *Gesta* Statt gefunden hat.

Das letzte Capitel ist aus englischen Quellen entnommen und dürfte wohl ein späterer Zusatz sein, wie denn überhaupt die *Gesta* nur allmählich und dabei keineswegs übereinstimmend in allen gleichzeitigen Handschriften angewachsen sind. In einer öfters wiederholten alten französischen Übersetzung LE VIOLIER's von 1521—29, welche etwas abgekürzt von BRUNET, Paris 1858, im Druck erneuert wurde, kommt nur das Cap. 166 auf S. 382 vor.

Die erste Anlage der *Gesta* führt man auf das Jahr 1300 oder wohl auf einen noch älteren Ursprung zurück. Damit bringt man die erste Zeit der *Gesta* indess sehr nahe an CESSOLES heran, und es kann zweifelhaft erscheinen, wo die gemeinsam in beiden Werken vorkommenden Stücke ihre früheste Aufnahme fanden.

Die *Gesta* sind bald nach 1470 im Umfang von 150 Capiteln gedruckt worden, aber bei den vielen nachfolgenden Ausgaben stieg die Zahl auf 181. Diese letztere Sammlung nennt man den Vulgärtext, den auch ÖSTERLEY als Grundlage für seine Ausgabe angenommen und dann noch mit weiteren Capiteln ergänzt hat. Eine lateinische Ausgabe des Vulgärtextes (Strassburg) 1489, die ich besitze, enthält die beiden Schachcapitel 166 und 178, dem ÖSTERLEY'schen Texte derselben vollkommen entsprechend, aber es fragt sich nun, wie alt diese Capitel sind. Nur das erstere, das mit „*De ludo schacorum*“ überschrieben ist, findet sich in einem *Codex* zu Innsbruck vom Jahre 1342, dessen Inhalt ÖSTERLEY (S. 751 und 153) mit zwei anderen jüngeren Handschriften identificirt. Hieraus folgt allerdings noch keineswegs, dass nicht auch Cap. 178 in einem der ältesten Codices vorkommen könnte, man weiss dies jedoch vorläufig nicht, und wir können uns also zunächst nur mit Cap. 166 beschäftigen. Dieses Capitel schliesst sich an CESSOLES an, nennt aber keine Quelle. Schon A. SCHMID hob indess 1847 hervor, dass die *Gesta*, da sie von Ackerbauern, Wollwebern, Handelsleuten, als von etwas Bekanntem reden, erst im Hinblick auf

Cessoles, bei dem jene Bezeichnungen in den Text passen und erläutert sind, verständlich werden, und dass also die *Gesta* für dieses Capitel das jüngere Werk sein müssen. Die Angaben der *Gesta* über die Bewegungen der Stücke sind beinahe wörtlich aus ihrem Vorgänger entlehnt, indess zeigen sich dabei Fehler, und diese beweisen, dass flüchtig und wohl ohne Kenntniss des Spieles excerpirt sein muss. Ein Beispiel wird dies deutlich machen. Im Anfang des Cap. 166 heisst es beim Rochen: *dexter est albus et sinister niger.* Nachher steht beim *Alphilus* „*qui est niger ad dextram regis collocatur et albus ad sinistram, dicuntur autem albi et nigri non ex colore, sed ex loci situatione.*" Druckfehler liegen hier nicht vor, denn der Text lautet genau ebenso in der *Ed.* 1489 und bei Keller 1842. Wenn aber der Roch rechts auf Weiss steht, kann das Feld des nächsten *Alphinus* nicht schwarz sein. Hier hat sich also der Schreiber des Capitels geirrt. Ferner sagt er „*Rochi, cum sint inclusi, nullam habent progrediendi virtutem, nisi eis per nobiles aut populares via fuerit expedita.*" Bis hierher sind die Worte aus Cessoles entnommen, dann fährt aber der Compilator von sich selbst fort, indem er dabei zugleich unmotivirt in den Singular übergeht „*et vadit recto semper tramite et numquam ad angulum, sive antecedat sive revertatur, et quando vadit lateraliter, ex altera parte capit alium et fit fur.*" Statt dieses Satzes steht bei Cessoles nur „*Et sciendum est, quod rochi numquam progrediantur in angulum sed semper in rectum sive antecedant sive revertantur.*" Der cursiv gedruckte, ungehörige Zusatz steht nicht bei Cessoles und kann gar nicht auf den Rochen bezogen werden. Er passt vielmehr zur Beschreibung des Ganges der Bauern, wo er auch im Cap. 275 wiederkehrt. Für das Cap. 166 war also abermals eine arge Flüchtigkeit zu notiren.

Das Capitel 178 ist als das „Wandgemälde" bekannt, dessen Ansicht einen König weise werden liess. A. Schmid hat aber bemerkt, dass die beschriebenen Figuren des Bildes die Schach-

personen des CESSOLES sind. Der gebesserte König muss also Evil-Merodach von Babylon sein. Auf die kurze Angabe des Bildes folgt im Capitel eine längere mystisch gehaltene Auslegung. Diese erinnert zwar ebenfalls an CESSOLES, sagt aber bei den *„assessores scilicet judices in cathedra"*, *isti sunt prelati et predicatores.* Diese Bemerkung ist dem CESSOLES fremd, denn er selbst, obwohl ein Mönch, gedenkt der Geistlichkeit nirgends.

Das dritte Capitel gehört zum Appendix, aber auch ihm liegt, jedoch nur was die Bewegung der Schachsteine anbetrifft, das Werk des CESSOLES nicht fern. Einige Worte will ich aus dem Capitel, namentlich wegen seiner Schachausdrücke, hier anführen: *Antonius in civitate romana regnavit prudens valde ... Cum semel ludebat et vidit regem ludi in scaccio poni, aliqui subter, aliqui super, intra se cogitabat: Sic cum mortuus ero subter terra absconsus ero. Statim divisit regnum in tres partes ... et in terram sanctam perrexit ... Scaccium habet octo punctos in omni parte ... ad istum ludum ludunt sex homines. Primus est pedinus qui cum precedit non habet nisi unum punctum et quando vadit lataliter*[1] (im Cap. 166 stand *lateraliter* beim Rochen) *ex alia parte capit alium ... et fit fur ... Secundus alphinus ... tertius miles ... quartus vero est rocces ... et signat usurios et mercatores falsos ... quintus est regina ... sextus est rex ... quando non curat de deo nec familiam habet fit sicut chekmat. Videamus ergo, quod post ludum omnes ponentur in sacculo nec sit cura quis erit supra vel in profunditate.* Der letzte Satz, den auch CERVANTES wiederholt hat, ist ein Anklang an den Sack und den Gedanken des GALENSIS oder des Destructorii.

Die beiden grossen Werke der *Gesta* und des CESSOLES, nebst den versificirten Bearbeitungen des Letzteren sind übrigens,

---

[1] Als Vorlage kann NECKAM (geb. 1157) gedient haben, der *Pedes directo tramite incedit*, sagt, *nisi cum injurias suas in hostem persequitur. Tunc enim gressum obliquat, cum praedo efficitur.*

ausser den kleineren Vorgängern NECKAM und GALENSIS, nicht die einzigen moralisirenden Schriften über Schach, die aus dem Mittelalter auf uns gekommen sind. Die anderen Abhandlungen haben aber weniger Verbreitung gefunden. Man stösst nämlich öfters in alten Handschriften und selbst in Incunabeln auf Abschnitte, die „*de scachiludio*“ überschrieben sind. Sie schliessen sich aber, so viel ich glaube und auch selbst bemerkt habe, immer an CESSOLES eng an und können daher nur selten zur Erweiterung unserer Kenntniss beitragen. So findet sich in einem starken Codex zu Dresden, der aus einem Prager Kloster herstammt und als *Jordani Chronicon*, 15. Jrh., S. 7 notirt ist, eine Abhandlung von $8^1/_2$ Spalten *De ludo scakorum*, fol. 442—443ᵛ. Dieselbe ist aber von Dr. WUTTKE, der sie bemerkte, lediglich als ein Auszug aus CESSOLES erkannt worden.

Ein anderer Sammelband auf Pergament aus der Mitte des 14. Jrh., der von BETHMAN (1854) in PERTZ's Geschichtskunde XII 1874, p. 229 kurz beschrieben sein soll, wurde mir 1892, als ich in der *Vaticana* in Rom nach alten Schachsachen fragte, von dem dortigen, jetzt verstorbenen Präfecten Monsg. CARINI mit grosser Gefälligkeit vorgelegt. Dieser lateinische Foliocodex No. 1960 enthielt auf Blatt 27 und 28, eng geschrieben $3^3/_4$ grosse Spalten, die mit „*Incipit tractatus de ludo scachorum*“ und mit „*explicit*“ schlossen, also an sich vollständig waren.

Im Anfang des Tractats heisst es, vielleicht im Hinblick auf NECKAM, Einige sagten, das Schach sei von ULYSSES vor Troja ersonnen, aber die Meisten hielten doch den Babylonischen Philosophen XERXES für den Erfinder desselben. Hiermit sind wir also im Fahrwasser des CESSOLES, dem nun weiter gefolgt wird. Indess giebt die Abhandlung, die ebenfalls, wie ihre zahlreichen biblischen Citate beweisen, von einem Geistlichen herrühren mag, doch auch eine Anzahl selbständiger Bemerkungen, welche das Schach, namentlich mit dem Kriege vergleichen. Dabei wird aber der Züge nur so kurz gedacht, dass man sieht, der Schreiber setzte dieselben wohl schon als be-

kannt voraus. Bemerkenswerth erscheint mir seine Arbeit eigentlich nur, wegen eines einzigen kurzen Abschnittes, den ich hier in Übersetzung folgen lasse.

VII. Theil. Wie die Bewegung der Schachsteine das Vorrücken der Schlachtordnung bedeutet.

„Nachdem das Schachbrett beiderseits mit den Stücken ausgerüstet ist, zeigt das verschiedene Vorgehen im Spiele, auch in welcher Weise eine Schlachtordnung vorrückt. Zuweilen werden nämlich die Stücke auf beiden Seiten des Brettes vorgezogen, und es bildet sich beim Vorgehen gleichsam die Gestalt einer Schere. Zuweilen wird der mittelste Bauer vorgezogen und die anderen auf seinen Seiten folgen nach, und es entsteht eine pyramidale Figur. Mitunter werden die Bauern um den König geordnet, und es ergiebt sich gleichsam eine Kreisfigur. Zuweilen werden alle gleichmässig zum Kriege vorgerückt. Wenn hierbei gegen Wenige zu kämpfen ist, so hat man, um diese zu fangen, scherenförmig vorzugehen, wenn gegen Viele, pyramidenartig, denn eine solche Schlachtreihe kann nicht leicht gebrochen werden, und diese beiden Arten sind von grösserer Wirkung gegen die Feinde. Die kreisförmige ist hingegen nützlicher zur Vertheidigung. Die vierseitige jedoch, die so auch im Spiele vorkommt, ist von mässigem Nutzen.“

---

[1] *VII. p. qualiter motus scachorum productionem acierum significat.*

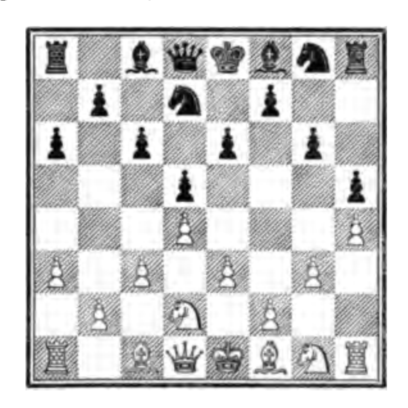
Secund' autem quod scacherium scachis est altrinsecus exornatum variis ludi processus varios modos acies producendi demonstrat. Aliquando enim scachi ex utraque parte scacherii producuntur et fit in processu quasi forficularis figura. Aliquando pedona de medio producitur et ceterae a lateribus subsecuntur et fit pyramidalis figura. Aliquando ordinantur pedites circa regem et fit quasi circularis figura, aliquando omnes equaliter producuntur in bell'. Si contra paucos pugnetur, ad illos capiendos forficulariter procedendum est, si contra multos pyramidaliter, talis enim acies d' facili frangi non potest, et hae duae majorem efficaciam contra hostes; circularis vero pro defensione est utilior. Quadrata vero sicut et in ludo ad modium utilis est.

Mit der Aufstellung zum Schutze des Königs werden wir einigermaassen an die „Hutten“ erinnert, welche im „Schachzabel“ zu Frankfurt 1536, mit Bezug auf das alte Spiel vorkommen und danach bei SELENUS 1616, S. 433 nochmals erwähnt sind. Diese sollten nicht auf ein Mal gebildet werden, sondern allmählich, je nachdem sich Zeit dazu erübrigen liess.

Wie die Bauernmanöver der Schere und Pyramide, des Kreises und Quadrats auszuführen sind, ist im vaticanischen Tractat nicht weiter entwickelt. Immerhin sieht man aber, dass der Schreiber, obwohl seine Andeutungen ganz unbrauchbar sind, doch an die Ausführung der praktischen Partie dachte, und somit bezeichnet seine Arbeit einen Fortschritt. Über Probleme sagt die Handschrift nichts, auch kann man aus ihrem Texte nicht erkennen, wann und wo sie abgefasst sein mag. Sie wird aber wohl in Italien entstanden sein.

Aus den arabischen und persischen Quellen erfahren wir, dass im Allgemeinen zwar die Aufstellung der Schachfiguren ganz wie die unsrige war, dass aber berühmte Meister weitere Anfangsstellungen (*Tabija*) ersonnen hatten, von denen aus die Partie wirklich begonnen wurde, und über deren Wahl sich also die Spieler zunächst verständigen mussten. Eine gewisse Anzahl Züge, z. B. 10 oder 14 war, von der gewöhnlichen Aufstellung der Stücke ausgehend, vorweg von beiden Seiten zu thun, und dies nannte man ein *Tabija*. Gewöhnlich waren die so herbeigeführten Stellungen analog für beide Spieler, zuweilen wichen sie aber auch ein wenig von einander ab. Wir könnten sie etwa mit Normalstellungen vergleichen, wie man jetzt solche im Evans- oder in anderen Spielen annimmt. Veranlasst sind die *Tabijas* wohl dadurch, dass es bei den Zügen des alten Spieles, namentlich wenn man meint, dass im Orient die Bauern nur immer mit einem Schritt beginnen durften, etwas lange währen konnte, ehe man zum Gefecht in der Nähe kam, falls man stets von der gewöhnlichen Aufstellung beliebig zu ziehen anfing. Eine Anzahl orientalischer *Tabijas* ist von

BLAND in seinem *Persian Chess* 1850, p. 48 angedeutet, und noch mehrere findet man bildlich dargestellt in v. D. LINDE's *Geschichte* I, S. 85, 103, 127, 205, (313 STRÖBECK), so wie *Quellenst.*, S. 31, 345, 386, 406 und wohl noch anderwärts. Mit dem vorher übersetzten Capitel aus dem Vaticanischen Codex sind aber die *Tabijas* unvereinbar, und wir können daraus schliessen, dass sie im christlichen Occident nicht üblich waren. Völlig unbeachtet sind sie indess auch in den europäischen Manuscripten nicht geblieben. Zunächst begegnen wir einem *Tabija* von 7 oder 9 beiderseitigen, gleichen Zügen im Codex des ALFONSO (s. *Quellenstudien*, S. 83). Die betreffende Stellung, die ich hier angebe, wird wohl aus einem arabischen Autor, deren gewiss manche auch den Christen in Spanien bekannt waren, entlehnt sein. Eine Erklärung hat ihr ALFONSO nicht beigefügt. Ein Pergamentcodex der Königl. Bibliothek in Dresden aus dem 14. Jrh. liefert uns ein zweites Beispiel, und dieser Fall ist besonders interessant, weil er den arabischen Quellen ferner liegt.



Die Dresdener Handschrift 0/59 ist ein Exemplar der französischen Übersetzung des CESSOLES von J. DE VIGNAY, welche dem Titularherzoge JOHANN VON DER NORMANDIE gewidmet war, der seinerseits der unruhigen Zeit der Schlacht bei Crecy (1346, nicht weit von Calais) angehörte und vier Jahre später in Paris seinem Vater PHILIPP VI. als König folgte. Er wird ein Schachfreund und Gönner dieses Spieles gewesen sein. An den Text des CESSOLES, aber ohne mit dem Inhalt desselben weiter in Verbindung zu stehen, schliesst sich in Dresden, wie ich hier, der Zeit nach etwas vorgreifend, bemerken muss, unmittelbar und anscheinend von derselben Hand geschrieben, auf Blatt 61

eine Problemsammlung an, die ungefähr 70 alte Endspiele umfasst. Es scheint dies nur ein Entwurf gewesen zu sein, denn es sind allein die Stellungen und die Bedingungen, aber nicht zugleich die Lösungen der Aufgaben angegeben. Auch bemerkt man manche Fehler in den Diagrammen, wie wir dies meist nach andern M. S. S. controlliren können. Dennoch hat aber wohl bei der Arbeit die Absicht der Belehrung zum Grunde gelegen. Die Sammlung beginnt mit einem, weiss (h1) und gelb (a1) gefärbten Brette, auf dem sich die gewöhnliche Aufstellung aller Stücke, jedoch mit dem schwarzen Könige auf d8 und dem rothen (weissen) auf d1 befindet. Darunter steht: „*Cest le premier gieu que Xerxes le philosophe trouva des eschies. Et peut chascun eschet passer III poins au premier trait.*“ Hier ist das Wort *gieu* wohl im Sinne von Aufstellung, nicht von Spiel gebraucht, denn beim ersten Endspiele heisst es nachher „*gieus partis*“ für Problem. Unter *eschet*, vermuthe ich, ist ausschliesslich Bauer gemeint, der einen Doppelschritt, aber nur in seinem ersten Zuge, machen kann.



Als zweites Bild erscheint die hierneben angegebene Stellung. Es ist ein *Tabija* von 13 beiderseits gleichen Zügen, auf das ich schon in der Anmerkung bei S. 19 hingewiesen hatte. Darunter steht: „*Cest lautre gieu que le philozophe trouva et en ceste assiete chascun est en garde lun de lautre, lon ne les puet aler prendre en leur siege sans estre pris. Et le mieux est de traire tous jours en garde.*“

Die letzte Empfehlung, nur gedeckt vorzugehen, lässt nicht gerade auf eine kühne Spielweise des Compilators und, wenn wir noch weitergehen wollten, der Zeit, zu welcher er schrieb,

schliessen. Sie steht etwa auf derselben Höhe wie die einst bekannte Vorschrift: „bereite früh die Rochade vor, lasse den Gegner aber nicht merken, nach welcher Seite hin du sie ausführen willst.“ Zu dergleichen Umschweifen giebt es im heutigen Schach gewöhnlich keine Zeit.

Weitere Spuren über den Gebrauch von *Tabijas* im Mittelalter, als die angegebenen, sind mir nicht bekannt.

Ausser den handschriftlichen Aufzeichnungen mit Anwendung auf die Zustände des Lebens und den gedruckten Wiederholungen der *Gesta* und des Cessoles, die bis in das 16. Jrh. reichen, besitzen wir noch eine ähnliche, wiederum von einem Mönche ausgegangene deutsche Arbeit, des Meisters Jngold, aus dem Jahre 1450. Sie führt den Namen „*Das Guldin Spil*“ und beschäftigt sich, neben dem Schach, noch mit sechs andern Spielen. Gedruckt wurde sie nur ein Mal 1472 von Günther Zeiner aus Reutlingen.[1] Citirt habe ich Ingold schon auf S. 57. Zu seiner Zeit muss die Kunde der Probleme schon vorherrschend gewesen sein, Ingold gedenkt ihrer aber ebenso wenig, wie dies irgend einer seiner gleichartigen Vorgänger gethan hatte.

Mit dem „*Guldin Spil*“ scheint dann die Epoche der moralisirenden Traktate für das Schach seinen Abschluss gefunden zu haben.

---

[1] Der erste Holzschnitt bei Ingold ist derselbe wie das Titelbild im deutschen Cessoles, Augspurg 1483.

Sechster Abschnitt.

Erste Abtheilung.

Altes Problemwesen: Spanischer Codex des ALFONSO. — Gruppirung der übrigen Handschriften. — Französische M. S. S. *Cotton Cleop.* und *Bibl. Reg.* zu London. — Die englischen Handschriften PORTER und ASHMOLE (HARTWELL).

Zu der Zeit, als sich die moralisirenden Abhandlungen des höchsten Beifalls erfreuten, muss die Neigung für das wirkliche Partiespiel im Abnehmen gewesen sein. Wir finden hierüber zwar keine Andeutungen in den gewöhnlichen Schriften, denn diese schildern blos im Allgemeinen das Schach als eine beliebte Unterhaltung und haben dabei wohl meist nur Partien im Auge. Aber in den ältesten Sammlungen von Endspielen kommen ein Paar Bemerkungen vor, welche jenes Schwinden des Interesses zum Vortheil der Probleme doch erkennen lassen. Bildliche[1] Darstellungen von Personen am Schachbrett sind freilich aus allen Zeiten nicht selten, aber sie beweisen noch nicht, dass gerade immer eine Partie im Gange war, denn man

[1] Unter Anderm finden wir in dem schönen Werke, *Histoire du Beaujolais et des Sires de Beaujeu* von FERD. DE LA ROCHE, Lyon 1853, p. 386, einen Farbendruck, der ein Fensterbild von mehr als ½ m im Quadrat verkleinert wiedergiebt. Darauf ist ED. DE BEAUJEU (um 1400) am Schachbrett mit Mlle. DE LA BESSÉE dargestellt.

begegnet ihnen ebenso gut bei den Problemen, z. B. in Florenz im Frondispice des *Bon. Soc.* M. S. und zu Rom *(Vitt. Em.)*, ebenso im M. S. des *Civis B.*, sowie namentlich bei allen Endstellungen im M. S. des ALFONSO.

Es ist eine wundersame Sache, dass sich das Schach, namentlich im schleppenden Gange seiner alten Form, in der Ritterzeit einer so ungemeinen Beliebtheit erfreuen konnte. Man sollte glauben, die Lebensweise der Ritter sei nicht geeignet gewesen, um sie für eine Unterhaltung geneigt zu machen, die allein auf strengem Nachdenken beruhte. Aber das Spiel war mehr als irgend ein anderes ein Bild der Wechselfälle des Kampfes zwischen Persönlichkeiten, wie sie im Leben vorkamen, und musste deshalb sehr ansprechend erscheinen. Überdies zeigt uns die Erfahrung noch heute, dass Meister bei den tiefsinnigsten Partien kaum mehr Befriedigung finden, als schwache Spieler und selbst Stümper bei den ihrigen. Es kam also einst wohl nur darauf an, das Schach einmal zur Mode zu machen, um es dann für unbemessene Zeit im Schwunge zu erhalten. Das Spiel erreichte so nach oben hin eine beträchtlich angesehenere Stellung, als es heute beanspruchen kann. Es behauptete sich in derselben wohl auch bis in die Zeiten Königs PHILIPP IV. von Spanien (1621—65), aber am Hofe LUDWIGS XIV. vernehmen wir allerdings nichts mehr vom Schach, obwohl das Spiel in Frankreich sonst damals sehr gepflegt wurde.

Im Allgemeinen hat man das Schach im Mittelalter gewiss nicht vorzüglich gut gespielt. Die vielen Notizen über das Spiel als einer geselligen Vergnügung, auf derselben Stufe mit Trik-trak und Würfel, lassen uns nicht auf besonderen Ernst bei demselben schliessen. Auch zeigen uns die meisten der erhaltenen Probleme nur geringe Tiefe der Gedanken. Indess werden uns in Erzählungen und in poetischen Werken auch manche, freilich dichterisch ausgeschmückte Persönlichkeiten und darunter zuweilen auch Damen vorgeführt, die Ihresgleichen im Schach nicht hatten, und die grosse Erfolge errangen. Man

wird also doch zur Zeit der Dichtungen immerhin Werth auf die Geschicklichkeit im Spiel gelegt haben, wenn diese vielleicht auch meistens nur dazu diente, die damals üblichen Einsätze zu gewinnen.

Die Verbreitung des Spieles muss sich um 1300, von den höfischen Kreisen ausgehend, bis hinunter in die tiefsten Schichten erstreckt haben, vielleicht aber etwas weniger so in Deutschland, wie in Frankreich. Nach den Nachrichten, die Dr. VETTER, als Einleitung zu AMMENHAUSEN's *Schachzabelbuch*, S. XXIII f. f. mitgetheilt hat, können wir für Deutschland wohl nur annehmen, dass Schach ein Spiel der Gebildeten war, dass es aber nicht bis über die Bürgerstände hinunter bekannt sein mochte. Hingegen weist FR. STROHMEYER (Halle, NIEMEYER 1895, S. 381—403) in seinen interessanten „*Beiträgen zur Kenntniss der Bedeutung und Art des Schachspiels in der altfranzösischen Zeit*" darauf hin, dass „unzählige Dichtungen" bestätigten, das Schach sei zwar zuvörderst vom Adel zu einem Lieblingsspiele erhoben worden, müsse aber auch unter der Dienerschaft, in den Familien kleiner Bürger, ja sogar in verrufenen Schenken und selbst mitten unter den Verbrechern heimisch gewesen sein. In einem Epos *(Elie de St. Gille)*, bemerkt er, spielten die Stallknechte im Pferdestalle Schach und im Roman *de Durmart le Galois* (Stuttgart 1873, v. 12096—12105) hiesse es: *Apres mangier, li serjant et li esquiier (écuyers), as eschez juent et as dez, et d'autres jeus juent assez.*

Von den vielen Citaten, deren FR. STROHMEYER weit mehr als hundert speciell anführt, lassen sich doch nur einige auf Endspiele beziehen, obwohl er (S. 399) die Probleme als schon damals gebräuchlich ansieht. Hingegen wird häufig Erwähnung von Geld oder anderen bedeutenden Einsätzen gethan.

Über die Verhältnisse in Italien und Spanien weiss ich aus der allgemeinen Literatur keine Einzelnheiten für den Glanz des Schach im Mittelalter anzuführen, die Zustände werden sich aber gewiss nicht von denen Frankreichs und Deutschlands

unterschieden haben. Auch in England, wohin WILHELM I., um 1066 von der Normandie aus, französische Sitten und selbst die französische Sprache, für die höheren Klassen, auf lange Zeit hinüberführte, müssen die Gebräuche bei den Vornehmen dieselben wie in Frankreich gewesen sein. Schon vom Vater des Eroberers, dem Herzog ROBERT, erzählt eine Chronik (STROHM., S. 383), dass er Trik-trak, Schach und Würfel geliebt habe. Ob dies für das Schach ganz glaubwürdig ist, thut hier weiter nichts zur Sache.

Das Interesse an den Schachaufgaben des alten Spiels wurde im 14. und 15. Jrh. vorherrschend. Aus den Problemsammlungen erfahren wir aber nichts über das Verhältniss zu den gespielten Partien, die doch nicht aufgehört haben können. In die Druckzeit hinein konnte aber der Einfluss der Sammlungen doch nicht mehr weit reichen, da um 1450 oder 75 die Schachzüge wesentliche Erweiterungen erfuhren, durch welche der vorhandene Vorrath alter Probleme zum grössten Theile unbrauchbar gemacht wurde.

Die älteste Sammlung von Endspielen im Occident besteht in einem, mit werthvollen Miniaturen ausgestatteten Pergamentcodex des Escorials in spanischer Sprache. ALFONSO X., EL SABIO, König von Castilien und Leon, liess ihn innerhalb 32 Jahren seiner Regierung zu Sevilla abfassen. Das Buch wurde daselbst 1321 nach altspanischer Ära (das ist 1283 oder 84 nach Chr.) vollendet. So steht nämlich darunter am Schluss, wenn auch vermuthlich von etwas neuerer Hand.

Das Werk bildet eine anerkennenswerthe Bereicherung der Schachliteratur und erhob die Behandlung des Spiels in Europa auf die Höhe, auf welcher sich die arabischen Autoren allerdings schon mehrere Jahrhunderte zuvor befunden hatten. Der Urheber des Codex verdient, dass auch von seiner Person geredet werde.

DON ALFONSO war ein sehr gelehrter Fürst und zeichnete sich zugleich militärisch aus. Von den Mauren gewann er meh-

rere Provinzen zurück. Die auf seine Veranlassung berechneten astronomischen Mondtafeln sind noch heute als die alphonsinischen bekannt. An Stelle des Lateins setzte er die Landessprache, und so ist auch das M. S. spanisch abgefasst. ALFONSO war der Sohn König FERDINAND DES HEILIGEN von dessen erster Gemahlin, einer Enkelin FRIEDRICH BARBAROSSA's, und wurde 1257 zum deutschen Kaiser gewählt, kam aber nie nach Deutschland. Seine letzte Regierungszeit war wegen Familienzwistigkeiten recht unglücklich. Im Jahre 1284 starb er zu Sevilla, wo auch er und seine Eltern in der Cathedrale ruhen, das Herz ist aber, seinem Wunsche gemäss, nach Murcia gebracht worden.

Der Codex ist ziemlich umfassend und beschäftigt sich neben Schach mit verschiedenen Spielen wie Würfel, Mühle, Trik-trak, jedoch nicht mit Damespiel. Das Schach macht aber bei Weitem den grössesten Theil des Ganzen aus. Auch die Einleitung, welche aus 5 Capiteln besteht, betrifft fast nur die Erfindung und die Regeln des Schachspiels. Dabei erfahren wir wörtlich — und dies bestätigt meine Behauptung von der zunehmenden Vorliebe für die Probleme, „dass die Menschen Lust haben, diese zu kennen, wegen des Überdrusses, den sie bei der langen Dauer des Spieles empfinden, wenn es ganz vollständig gemacht wird. Aus demselben Grunde habe man auch die Würfel in das Schach genommen, damit schneller gespielt werde.“[1]

Erst in neuerer Zeit hat man dem Inhalte des Werkes, dessen Existenz wohl immer bekannt war, grössere Aufmerksamkeit zugewendet. Bestimmte Beweise dafür, dass die Probleme des Codex auf spätere Arbeiten Einfluss ausgeübt hätten, giebt es nicht. Einige Aufgaben kommen zwar ebenso in anderen Sammlungen vor, aber sie können aus gemeinsam benutzten

[1] Auch in Frankreich muss es einst ein Schach mit Bestimmung der Züge durch Würfel gegeben haben, das jedoch gewiss selten vorkam. STROHMEYER (S. 400) kennt eine darauf bezügliche Stelle, aber nur eine. Jemand fragt seine Gegnerin: „*Voulès as trais, ou vous voulès as dés?*“ Worauf die Dame die Würfel ablehnt, indem sie antwortet: „*Or soit as trais*“.

Quellen herrühren. Spanien scheint für längere Zeit ganz abgesondert dagestanden zu haben. Gegenwärtig ist das Werk des ALFONSO vollständig zugänglich, indem die *Quellenstudien* nicht allein die Einleitung, sondern in bildlicher Darstellung auch die sämmtlichen 103 Endspiele nebst ihren Lösungen mitgetheilt haben. Professor v. D. LINDE bemerkt zugleich, dass sehr viele Probleme bereits in arabischen Werken nachzuweisen sind, dass aber die spanischen Compilatoren die feineren arabischen Studien fast gänzlich fortgelassen haben. Dieses würde nicht für eine hohe Stufe des Schach bei den Christen zur damaligen Zeit sprechen. Über Spielanfänge äussert sich der Codex nicht, nur das schon S. 109 angegebene *Tabija* kommt, aber ohne als solches bezeichnet zu sein, als Diagramm vor.

Die Endspiele sind nicht nach der Zügezahl ihrer Lösungen geordnet. Weiss hat zwar überwiegend, aber nicht immer, den ersten Zug. Ein Spiel, das ich sogleich als Probestück mittheilen will, findet sich doppelt mit verschiedenen Farben. Die Zahl der in jedem Problem vorkommenden Figuren ist stets angegeben, was zur Controlle dienlich ist und auch von heutigen Problemisten zuweilen geschieht, z. B. bei den Aufgaben in der wöchentlichen Schachspalte der dänischen Zeitung „*Nationaltidende*“ und in der Berliner Schachzeitung von WALBRODT.

Die Probleme der Handschrift unterscheiden sich merklich von der Art und Weise der ältesten Endspiele im neueren Schach. Es ist mir aber nicht möglich, diese geistigen Abweichungen näher zu beschreiben; ich glaube nur eine gewisse Charakterverschiedenheit wahrzunehmen. Die Composition der neuesten Probleme unserer Zeit ist natürlich eine vollkommen andere. Eine grosse Zahl der Aufgaben des M. S. sind mit Figuren überladen, einige könnten aber auch als leichte moderne Producte angesehen werden, wie z. B. die Spiele 58, 63 und 64, welche übrigens nach ein und demselben, ursprünglich arabischen Grundgedanken aufgestellt sind.

Häufig werden die Lösungen an die Bedingung geknüpft, dass mit einem bestimmten Stücke oder auf einem für den feindlichen König bezeichneten Felde, in nicht mehr und auch nicht in weniger Zügen als angegeben ist, Mat erfolgen soll. Selten sind aber die Stellungen so gewählt, dass sie als Schluss einer wirklichen Partie erscheinen, hingegen finden sich auch nirgends für die Partie unmögliche Stellungen und die Läufer erscheinen nicht auf Feldern, die für sie im Spiele, bei ihrem beschränkten Gange, unerreichbar wären. Auf den letzteren Punkt ist in den späteren Sammlungen nicht geachtet. Bei diesen fehlt auch öfters einer der Könige, was bei ALFONSO nie der Fall ist.

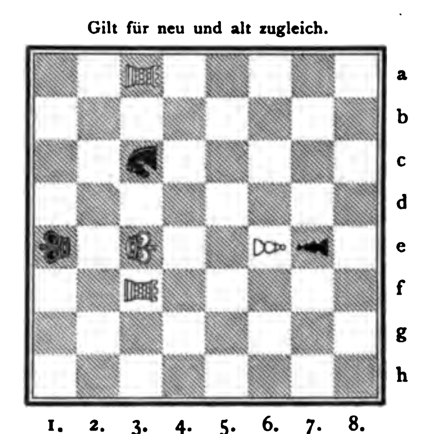
Das Brett steht immer, ohne Rücksicht auf die hiermit im Bilde verletzte Perspective, aufrecht zwischen zwei zur Seite sitzenden, in allerhand Costümen farbig dargestellten Personen und zeigt stets, wovon ich mich bei Ansicht der prächtigen Handschrift im *Escorial* überzeugen konnte, ein weisses Feld unten zur Rechten eines jeden Spielers. Die Schachsteine sind überall figürlich dargestellt, vermuthlich den Formen entsprechend, die damals im Gebrauch sein mochten. Die Züge sind nicht einzeln abgetheilt, aber doch gezählt und wurden so beschrieben, wie dies heut zu Tage da üblich ist, wo die algebraische Notation keine Aufnahme gefunden hat. Die Copie einer, auch auf das heutige Spiel passenden Aufgabe aus der Handschrift, mit einer wörtlich übersetzten Lösung wird das Verhältniss ganz deutlich machen. Dabei gebe ich die Stellung des Brettes in der Lage, wie diese bei jedem Problem im M. S. vorkommt. In späteren Sammlungen wurde das Einschreiben von Buchstaben auf den Brettern üblich, um die Züge danach anzugeben, ALFONSO drückt sich aber umschreibend aus und sagt:

„Dies ist ein anderes Endspiel *(juego de partido)*, in welchem sich sieben Schachsteine befinden, die so aufgesetzt werden müssen, wie es in der Figur der Stellung *(figura del*

entablamiento) der Fall ist, und sie müssen so ziehen: Die Weissen ziehen zuerst und geben dem schwarzen Könige in drei Malen Mat mit ihren eigenen Zügen auf dem zweiten Felde der schwarzen (dies ist ein Fehler des M. S.) *Alferza*, wobei der weisse König und seine Rochen je ein Mal ziehen.

„Der erste Zug ist, dass der weisse Roch zum dritten Felde des weissen *Alfils* zieht, indem er das schwarze Pferd nimmt, und wird der schwarze König auf das Feld der weissen *Alferza* ziehen. Im zweiten Zuge wird der weisse König auf das zweite Feld des weissen *Alfils* ziehen und wird der schwarze König auf das zweite Feld der weissen *Alferza* gehen. Im dritten Zuge Schach und mat *(xac e mate)* mit dem anderen weissen Rochen, indem er auf das dritte Feld der weissen *Alferza* gesetzt wird.“ Gedrängt war Alfonso's Mittheilung nicht!

Gilt für neu und alt zugleich.



Die Buchstaben und Ziffern am Rande gehören nicht zum alten M. S.

1. $\frac{\text{Tc3:}}{\text{Kd1}}$ 2. $\frac{\text{Kf2}}{\text{Kd2}}$ 3. $\frac{\text{Tf3—d3}\dagger}{\textit{mat.}}$

In der Stellung befinden sich zwei, für das Spiel nicht nothwendige Bauern, und es fragt sich, wie bei dem Diagramm auf S. 65, ob sie nur zur Füllung des Brettes dastehen, oder ob die Vereinzelung des Königs dadurch vermieden werden sollte.

Der Codex erwähnt auch Abarten des Schach, z. B. ein Spiel auf einem Brette von 12 × 12 Feldern und ein anderes für vier Spieler, die in den Ecken des gewöhnlichen Brettes (*Quellenst.*, S. 260), aber nicht ganz so wie im indischen Vierschach aufgestellt werden. Sein abweichendes Spiel nennt Alfonso Schach der vier Jahreszeiten und sagt dabei, hier seien keine *Alferzas*, bis solche aus Bauern entständen.

Ob es in Spanien alte Copien von dem Werke gegeben hat, ist unbekannt. Eine Abschrift liegt in der National-Bibliothek in Madrid, eine andere hatte RIMINGTON WILSON[1] erworben, und danach sind einige fernere Copien gemacht worden.

Der Codex des ALFONSO scheint mir eine abgesonderte Stellung einzunehmen. Die übrigen in ziemlicher Anzahl erhaltenen Problemsammlungen glaube ich aber, nach Gruppen ordnen zu können. Ich will deshalb zur besseren Übersicht, ehe ich die wesentlichsten M. S. S. einzeln berühre, hier erwähnen, wie ich mir ihre Zusammengehörigkeit denke.

Zunächst treten wir in einen Kreis von Problemen, der vermuthlich von Paris aus beeinflusst wurde, den man aber, da er nach England hinüberreicht, die anglo-normannische Gruppe nennen kann. Hierzu gehören zwei sehr alte, vielleicht noch vor 1300 entstandene Pergamentcodices *(Cott.* M. S. und M. S. *Reg.)* zu London in französischer Sprache und zwei bedeutend jüngere, englisch abgefasste Schriften. Zur selben Gruppe möchte ich auch eine altfranzösische Sammlung zu Dresden (s. S. 109) rechnen, die mit der Normandie ebenfalls in Verbindung zu stehen scheint.

Diese Gruppe besitzt manche Eigenthümlichkeiten, behandelt Schach allein und weist unter ihren, nicht besonders zahlreichen Problemen, mehrere auf, die nicht als Gemeingut aller Compilationen anzusehen sind.

Demnächst zeigt sich die bei Weitem wichtigste und die meisten Aufgaben enthaltende Gruppe, deren beide ältesten lateinischen Sammlungen etwa gleichzeitig, bald nach 1300 in

---

[1] F. W. RIMINGTON WILSON starb im Nov. 1877 auf seiner Besitzung Bromhead Hall. Er war ein wohlhabender Schachfreund, der, wie die *Westminster Papers* im Decb. 1877, p. 132, neben Angabe einer Portraitskizze des Verstorbenen sagten, gut Probleme löste, und der zugleich die seiner Zeit bedeutendste Sammlung von Schachwerken besass. Diese zeichnete sich namentlich durch Abschriften von alten Manuscripten aus und hat dadurch denjenigen Forschern, welche Kenntniss von den Copien erhalten konnten, noch in späterer Zeit wesentlichen Nutzen geleistet.

Italien anonym zusammengestellt sein mögen. Ich nenne dieselben nach Worten in ihren Einleitungen *Bonus Socius* und *Civis Bononiae* (Bologna). Beide beschäftigen sich ausser dem Schach noch mit Stellungen des Trik-trak und des grossen Mühlespiels. Diese drei Spiele scheinen eine allgemein bekannte und beliebte Trias im 14. Jrh. ausgemacht zu haben. Das Damenspiel, das man daneben erwarten möchte, da es auch sehr alt sein muss, ist doch, so viel ich weiss, nirgends beachtet worden.

Von der Sammlung des *Bon. S.* haben wir, neben lateinischen Exemplaren, verschiedene altfranzösische Übertragungen mit einigen Erweiterungen. Auch giebt es einen kurzen deutschen Auszug (LOBKOWITZ in Prag), sowie einen niederländischen, jetzt in München befindlichen.

Die Compilation des *Civis Bon.* ist unübersetzt geblieben, aber in mehreren gut übereinstimmenden Abschriften vorhanden, welche bis über die Mitte des 15. Jrh. hinaus reichen. Sie scheint sich länger als der *Bon. S.* im allgemeinen Gebrauch erhalten zu haben und konnte wohl eine Dauer ihrer Vervielfältigung von etwa 150 Jahren aufweisen. Im neueren Schach wird sie hierin nur von der Beliebtheit der Spielsammlung des Calabresen GRECO übertroffen.

Auf diese „lateinische" Gruppe folgen noch eine Anzahl, zum Theil ebenfalls lateinisch abgefasster, kleinerer Sammlungen, die zwar ihren Stoff meist aus den Hauptwerken entnahmen, denen man aber doch einen eignen Kreis einräumen könnte.

Den Abschluss der verbreiteten mittelalterlichen Problemliteratur bilden zwei italienische, anonyme Handschriften zu Florenz (XIX. 7. 51) und zu Rom vom Jahre 1511, in der *Bibl. Casanatense* No. 791. Diese beiden Papiercodices enthalten, gleich wie das Werk des *Lucena* (circa 1497), sowohl Probleme nach alter, wie auch nach neuerer Spielweise *(alla rabiosa)*, für welche letztere sie die Regeln bereits ebenfalls als bekannt voraussetzen.

Wir gehen nun auf die beiden, im *British Museum* unter den Bezeichnungen *Cotton Cleop.* B. IX. und *Bibl. Reg.* 13. A. XVIII. befindlichen Pergamentcodices gemischten Inhalts näher ein. Dieselben enthalten zwei französische Schachmanuscripte, die ich zu unserer ersten Gruppe rechne. Sie sind übrigens zusammengehörig, da die meisten Spiele in ihnen gemeinsam vorkommen. Die Aufmerksamkeit der Schachfreunde wurde 1822 auf beide M. S. S. durch ALLEN LAKE gelenkt, der in einem Artikel des *New Monthly Magz.* Auszüge daraus mittheilte. Dann hat aber Sir FRED. MADDEN, einst Custos der Handschriften im *Brit. Mus.*, Copien der M. S. S. mit Einleitungen und theilweisen Übersetzungen angefertigt, in der Absicht, Alles vielleicht als Theil einer Gesammtgeschichte des Schachspiels herauszugeben. An der Ausführung dieses Vorhabens verhinderte ihn aber leider sein im März 1873 erfolgter Tod. Die Copien gelangten später an RIMINGTON WILSON, und nach ihnen wurden wiederum, durch Vermittelung von GEO. BRUNTON FRASER of Dundee, der sich vielfach um Verbreitung der Kenntniss der älteren Literatur verdient gemacht hat, Abschriften genommen, welche dann dem Prof. V. D. LINDE zur Benutzung vorlagen. Danach konnte dieser die betreffenden Notizen für die *Geschichte* I, 302 u. 304 und *Quellenstud.* 191—209, mit Angabe der Endspiele der M. S. S., herstellen. Auf diese Weise wurde der Inhalt der Handschriften im Allgemeinen zugänglich. Meine speciellere Kenntniss beruht auf gefälligen Mittheilungen von Abschriften Seitens Mr. WHITE, die für ihn wohl auch von Mr. FRASER vermittelt waren.

Beide M. S. S. haben die Darlegung ihrer Aufgaben in einen poetischen Rahmen gefasst und mit allerhand Nebenbemerkungen begleitet. Sie unterscheiden sich dadurch von allen übrigen Sammlungen, indem diese sich nur auf die trockene Aufzählung der Züge nebst ihren Bedingungen beschränken und dabei noch Manches öfters wiederholen.

Die Schachschrift des *Cott.* M. S. bildet ein kleines Heft

im Anfang eines Octavbandes, der nach MADDEN's Ansicht, durchweg von derselben Hand eines Geistlichen im Kloster Abbotsbury geschrieben wurde. Als Zeit wird dabei etwa 1270 angenommen, weil sich in dem Bande die Bestimmung von Festen befindet, die von 1273 bis 1380 reichen und gewiss im Voraus berechnet sein mussten. Diese Argumentation allein ist aber für das Datum der Abschrift wenig entscheidend. Zudem ist das Anfangsjahr 1273 zugleich das erste Jahr EDUARD's I., und es liesse sich leicht denken, dass die Tafeln zwar später angelegt wurden, aber doch vom Beginn der Regierung ausgingen. Das M. S. ist indess seinem Schachinhalt nach älter als der *Codex Reg.*, und diesen, der entschieden englische Einwirkung verräth, setzen englische Schriftkenner ebenfalls in das Ende des 13. Jrh.

Es giebt auch noch einen inneren Grund im M. S. selbst, der auf dieselbe Zeit und auf englische Zustände hindeuten möchte. Es wird nämlich von Bischöfen und Äbten als von Leuten mit grossen Reichthümern gesprochen, die aber ein Leben der Verdammniss führten. ALLEN und ebenso MADDEN entnehmen hieraus, dass kein Geistlicher der Verfasser der Urschrift gewesen sei. Dies ist aber für die damalige Zeit keine nothwendige Folgerung. Der Autor konnte sehr wohl der niederen Geistlichkeit angehören, denn unter welchem kirchlichen Drucke diese, mit der ganzen Laienwelt in England während der Regierung HEINRICH's III. († 1272) stand, ist historisch bekannt. Italiener kamen haufenweise, so sagt ein Geschichtsschreiber, nach England, um die dortigen, in Rom theuer erkauften Pfründen zu besetzen. Sie trieben ferner hohe Summen, auch von den untergebenen Geistlichen, ein und liessen ihre Ämter oft durch schlecht besoldete Vikare verwalten. Wir sahen auch schon bei GALLENSIS (S. 72), dass den Prälaten herbe Vorwürfe nicht erspart blieben. Es konnten also wohl auch geringere Geistliche gegen die Missstände reden.

Genaue Zeitbestimmungen fehlen freilich noch über das

Cott. M. S., sollten wir aber wirklich bei 1270 stehen bleiben und dabei bedenken, dass die Urschrift doch noch älter als die Copie im Sammelcodex gewesen sein muss, so hätten wir die beiden französischen Handschriften fast als gleichzeitig mit Cessoles anzusehen. Wir gelangten dann zu dem Schluss, dass sich in Frankreich und England, gleich wie in Spanien der Geschmack für die Probleme früher entwickelte, als dies in Italien der Fall sein mochte, denn die dortigen Sammlungen gehen schwerlich ganz bis auf das Jahr 1300 zurück.

Das Schach M. S. beginnt mit einer doppelten Einleitung in gereimten Versen. Die erste ist mehr allgemein und sagt, „der Autor wolle die Probleme *(gius partiz)* mittheilen, welche er von verschiedenen Personen und Meistern gelernt habe. Es gäbe zwar Leute, welche die Probleme gering schätzten, indess nur, weil sie nichts davon wüssten. Man bemerke, dass wer grosse Kenntniss von den Problemen habe, an jedem Hofe sicherlich viel geschickter spielen werde."[1] — Hieraus schliesse ich, dass wir die Abfassung des Textes in die Übergangszeit verlegen müssen, als die Partie den Aufgaben in den höheren Kreisen zu weichen begann. Die Erwähnung der Höfe findet sich auch in dem zweiten, dem M. S. *Reg.*, in welchem es beim 35. Spiele heisst, dieses sei „gelobt und schön genung, auch an manchen Höfen sehr beliebt."[2] — Dabei fragt es sich nun, an welche Höfe hier zu denken sei. Ich glaube, es wird Rouen in der Normandie und Paris, eher als London gemeint sein. Das erste M. S. ist rein französisch und kann, was seine Urschrift anbetrifft, leicht aus Paris, dessen Universität damals höchst angesehen war, herstammen. Im M. S. *Reg.* kommen aber manche englische Worte vor, und ich beziehe diese Handschrift daher mit mehr Bestimmtheit auf die Normandie und den Verkehr nach England, mit welchem Reiche übrigens die

[1] *Bien purra ueer e parceueir — Ke giuspartiz a g'nt saueir — En ·ules curz aseurement — Juer purra plus afeitement.*

[2] *Kas il* (das Spiel) *est louez et beal assez — En plusieurs cours mlt ames.*

Normandie, wenn auch für sich bestehend, doch mittelst Personalunion staatlich bis 1242 verbunden war. Hiernach gebe ich auch der ganzen Gruppe die Bezeichnung der anglo-normannischen, die MADDEN zuerst angewendet hat.

Der zweite Theil der Einleitung im *Cott.* M. S. ist eine, auch im anderen M. S. vorkommende Empfehlung, die übersandte Handschrift nicht ohne Erlaubniss des Autors weiter zu geben, damit sie ihren Werth behalte. Über den Empfänger heisst es: „Guter Bruder[1], oft habt ihr mich ersucht, die Aufgaben nach meinem Verständniss in die Umgangssprache *(Romans)* zu übertragen und Euch zuzuschicken.“ Hier sehen wir also, dass die Probleme bereits lateinisch verbreitet sein mussten.

Die Handschrift umfasst neun gut und sauber in je zwei Spalten geschriebene Seiten von Blatt 4 bis 8ª mit 15 Diagrammen und darauf gezeichneten Figuren, dann auch, Blatt 9, ein Rundschachbrett, das aber zur ursprünglichen Schachabhandlung wohl nicht gehört haben wird, nebst zwei ferneren Problemen und einigen lateinischen Versen (s. S. 91). Zwischen Blatt 5 und 6, bemerkt aber MADDEN, müssen zwei Blätter ausgefallen sein, mit denen wir also 6 bis 7 Probleme vermissen. Eine Bezeichnung für die Felder ist nicht eingeführt, auch erscheinen keine Buchstaben auf den Brettern, vielmehr werden die Züge immer durch Umschreibung angedeutet. So schliesst z. B. die Lösung des ersten Problems mit *„al neofime viët auant li cornuz“*, beim 9. Zuge kommt der Läufer hervor. Dieses Spiel ist durch eine versificirte Geschichte eingeführt, in der zwei

[1] *Beal frere souent mauez requis — Ke ieo solunc le mien auis — Les giuspartiz t'nslatasse — En romans . e vus les enueasse.* — MADDEN und ALLEN haben *Beal frere* mit *fair brother* übersetzt, könnte aber hier nicht eine Mehrheit und „Brüder“ eines englischen Klosters gemeint sein? Gleich darauf kommt *dui baron* (zwei Barone) ohne *s* vor und nachher *sis peres* (ihr Vater). Das Fehlen oder Vorhandensein eines *s* ist also im M. S. noch nicht entscheidend. — *Romans (sing.)* bedeutete gewöhnlich, zur damaligen Zeit, die französische Sprache, ohne Bezug auf die Provence.

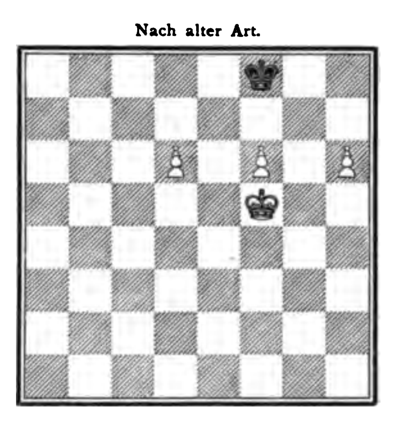
Barone, der eine um sein Leben, der andere um seine Tochter spielen. Letztere kommt herbei, als ihr Freund in Verlegenheit geräth, und verhilft ihm zum Siege gegen den Vater. Umgekehrtes erzählt von einer Dame Dilaram, nach Addison 1837, S. 118 und Bland 1850, S. 23, ein persisches M. S., das 1612 copirt sein soll, dessen Stoff aber wohl älter war. Hier ist jedoch das Endspiel[1] nicht dasselbe wie im französischen M. S., indess zweckmässiger so gewählt, dass es allenfalls der Schluss einer Partie sein könnte. Die Aufgabe im *Cott.* M. S. ist zu complicirt, scheint aber beliebt gewesen zu sein, denn wir begegnen ihr wieder, allerdings mit Modificationen, in einem arabischen M. S. von 1257, bei Alfonso No. 22, sowie im *Ashmole* M. S., fol. 17^{v} und ferner auch im M. S. *Reg.* No. 28 (*Quellenst.*, S. 194) mit der Überschrift *Meschef fet hom penser* (Unglück macht denken), hier aber ohne die, nur im *Cott.* M. S. befindliche Erzählung. In der lateinischen Gruppe scheint das Problem zu fehlen. Vielleicht müssen wir danach auf einen grösseren, wenn auch indirecten arabischen Einfluss im anglonormannischen Kreise schliessen. Herr J. G. White hat mich auf die Nothwendigkeit der Berücksichtigung dieses eventuellen Einflusses hingewiesen.

Ein anderes Endspiel, allein mit 4 Bauern auf einer Seite, habe ich schon 1896 am Schluss einer Münchener akademischen Festschrift, mit Angaben für die Lösung, besprochen. Es kommt in den Copien des *Bonus Soc.* nicht vor, wohl aber beim *Civis Bon.*, wo ich es als „*partitum regis francorum*“, wegen dieses eigenthümlichen Namens, nochmals anführen werde. Dasselbe findet sich auch im Dresdener M. S., welches man der anglonorm. Gruppe beigesellen kann. Das Endspiel könnte specielle Beachtung finden, wenn man versuchen wollte, das Ineinandergreifen der Gruppen näher festzustellen.

[1] Es steht auch bei Alfonso No. 54 und 100, aber ohne Bezug auf eine bestimmte Person.

Aufgaben mit ähnlichen Combinationen, wie das folgende unentschiedene Spiele finden sich öfters in den grossen Sammlungen, genau dieselbe Stellung habe ich aber nirgends bemerkt. Das *Cott.* M. S. deutet die Vertheidigung in Prosa an. Wenn Weiss zur Einengung des Gegners 1. d6—d7 zieht, so soll Schwarz sich hüten, mit dem Könige, dem andern entgegenzugehen, denn er müsse verlieren, sobald h6, wie es hierauf geschähe, zur „*fierce*" würde. Diese Angaben sind richtig.

Nach alter Art.



1. d7, Kf7? — 2. h7, Kf8 — 3. h8D, Kf7 — 4. Dh6, Kf8 — 5. Kg6, Kg8 — 6. Dg5, Kf8 — 7. Df4, Kg8 — 8. De5, Kf8 — 9. Dd6, Kg8 — 10. De7, Kh8 — 11. d8D, Kg8. Die Dd8 geht nun nach h6 und erzwingt Mat mit Hülfe von f6—f7†. In der Variante 3. — Kg8 — 4. Dh6, Kh7 — 5. Kg5, Kh8 — 6. Kg6, Kg8 — 7. Dg5 käme man wiederum auf das vorher angegebene Spiel.

Die Aufgabe No. 5 im *Cott.* M. S. ist als ein Beispiel des Selbstmat zu erwähnen.

Die andere französische Handschrift in London, das M. S. *Reg.* 13 A. XVIII, soweit es Schach betrifft, ist eine erweiterte Bearbeitung der Materialien, welche zur Anlage der eben besprochenen Sammlung gedient hatten, und beginnt wie diese mit den Versen: *Seignours, vn poy entendez — Vs. ke les gius des echez amez — E ieo vn p'tie Vs. dirray — Selunc ceo ke apris enay.* — Sein durchweg versificirter Text umfasst 25 Seiten in einem Codex, dessen einzelne Stücke nicht alle zur nämlichen Zeit oder von derselben Hand geschrieben sind. Eine Übereinstimmung in den Schriftzügen mit denjenigen der Schachtheile ist in der Handschrift nur bei einer geschichtlichen Arbeit zu erkennen, die bis zum Tode HEINRICH's III. geht und also

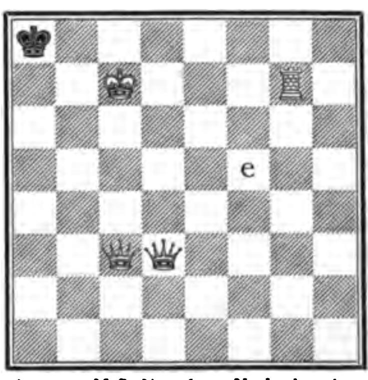
nicht älter als 1272, wohl aber jünger sein könnte. „*The original*", sagte ein begutachtender Kenner auf meine Nachfrage und mit Bezug auf das Stück über Schach, „*is neatly written, but with the usual contractions of the period about the latter part of the 13th century.*" v. d. Linde (*Geschichte* I, 305) meint, aber ohne weitere Motivirung, der Traktat über Schach stamme gewiss aus der ersten Hälfte des 14. Jrh., und citirt dazu, wahrscheinlich nach Schmid's *Literatur* 1847, S. 82, einen Catalog der betreffenden Bibliothek, London 1734, S. 218, der indess keine Zeit bestimmt, sondern nur angiebt: *Ludi Scaccorum descriptio, Gallicè; Gallicorum dicti.* Im Ganzen sind es 55 Diagramme, und in diesen sind die Felder farbig unterschieden, die Namen der Figuren aber roth und schwarz eingeschrieben. Dabei wird die Dame stets *Ferce* und nur in einem Falle *Reyne* genannt, in dem ein Diagramm mit 16, in vier Quadraten aufgesetzten Königinnen dargestellt ist, welche dem feindlichen Könige keinen freien Platz lassen. Diese Aufgabe, No. 4 im M. S., kommt ebenso bei *Civis Bon.* und sonst noch oft vor, aber nicht in den Exemplaren des *Bon. Socius*, was ich wieder als Merkmal für die Unterscheidung der beiden grossen Sammlungen hier anführe.

Höchst interessant ist der Umstand, dass im M. S. *Reg.* eine Bezeichnung des Brettes ohne weitere Erklärung auf dem Rande notirt steht und für die Züge angewendet wurde. Merkwürdiger Weise ist es die bei uns jetzt übliche. Es besteht nur der Unterschied, dass Statt arabischer Ziffern, vielleicht weil die damals üblichen römischen schwerfällig waren, die Buchstaben *i* bis *q* an den Rand geschrieben wurden. Es heisst danach z. B. in einem Verse der 26. Aufgabe: *Puys le roc hq en eo tryera.* Dies ist so zu verstehen: Th8 *(hq)* —e6 *(eo)* auf die Königsreihe, nämlich in zwei Zügen über h6, da nur dieser Weg offen stand. Wir werden der Notation bald noch ein Mal im picardischen M. S. begegnen, wo sie indess nur erwähnt und nicht benutzt ist. In Gebrauch kam sie erst wieder

1737, und zwar mit grosser Anerkennung, nach mehr als 400 Jahren, durch den Syrier STAMMA in Paris. Dieser konnte aber von den alten Manuscripten keine Kenntniss haben und erscheint uns deshalb als der eigentliche Urheber der algebraischen Notation.

Gleich wie die beiden erstgenannten franz. M. S. S. von einander abhängig waren, so sehen wir dies auch bei den zwei jetzt zu erwähnenden englischen Handschriften. Für die älteste Arbeit in englischer Sprache wird das M. S. gehalten, das sich in einem Londoner Papiercodex unter anderen Sachen befindet und nach 1453 von einem gewissen PORTER, dessen Namen es nun auch trägt, geschrieben zu sein scheint. Besonders beachtenswerth sind seine 40 Endspiele aber nicht, ausser dass der Verfasser, wie sich aus mehreren Aufgaben ersehen lässt, Werth auf das Mat legt, dass innerhalb der vier mittelsten Felder e4, e5, d4 und d5 erfolgt, die er „*iiij poyntis*" nennt.

Diese Wertschätzung ist auch schon im M. S. *Reg.* zu bemerken, wo beim 15. Problem, das mit *Guy cotidian* (gewöhnliches Spiel) überschrieben ist, die *iiij poyntz* durch *En*, *Em*, *El* und *Ek* genau angegeben und als die Felder der Mitte *(my lu del eschecker)* bezeichnet sind. Die folgende Aufgabe findet sich übereinstimmend in drei Handschriften der anglo-norm. Gruppe, aber nicht auch in den lateinischen M. S. S. Sie lässt uns erkennen, worauf es hier für Weiss ankommt.



ASHMOLE M. S. No. 16. — Nach alter Art.

1. Tg8†, Ka7; 2. Tf8, Ka6; 3. Ta8†, Kb5; 4. Ta1, Kc5.

Jetzt könnte 5. Ta5‡ geschehen, es war aber verdienstvoller, den feindlichen König erst innerhalb der vier Punkte Mat zu machen, daher 5. Tb1, Kd5;

6. Kd7, Ke5 (Kc5; 7. Tb7 etc.) 7. Tf1, Kd5; 8. Tf5 ‡, *then is he mated in e, oon of the iiij poyntis* (mat von f5 aus in einem der vier Punkte).

Die Absperrung der vierten Reihe kann auch durch zwei Springer c2 und d2 oder durch eine Dame auf c3, nebst einem Springer auf d2, so wie am einfachsten allein durch einen zweiten weissen Rochen auf h4 geschehen. Beispiele für alle diese Arten enthält das M. S. *Reg.* Auch mit Dc3 und Bauer d3 oder durch zwei Bauern würde man vier Felder in einer Reihe beherrschen, von diesen Fällen spricht das M. S. aber nicht. Übrigens giebt Fr. Strohmeyer in Niemeyer's *Abhandlungen*, 1895, S. 399 ein altfranzösisches Citat aus dem „*Ogier*", *éd.* 1842, p. LXIV: „*mais qui es quatre poins scet le roy aengler . . . je dy c'on le doit bien et priser et loer*"[1], das sich vermuthlich ebenfalls auf die Mitte des Brettes bezieht. Die Bedeutung, welche den vier Feldern für das Mat beigelegt wurde, könnte also wohl auf eine altfranzösische Sitte zurückzuführen sein.

Die zuletzt mitgetheilte Aufgabe führt mich noch zu einer besonderen Betrachtung. Das Problem wird im M. S. *Reg.* unter No. 14, fol. 168 (2) mit der Aufforderung eingeleitet, dass Weiss, falls der gegnerische König noch von einem Stücke begleitet wäre, dieses nicht eher nehmen solle, bis seine eigenen Figuren sich in der Stellung des Diagrammes befinden. Diese Empfehlung ist theoretisch werthlos, sie zeigt uns aber, dass sich der Autor die Endspiele, wenigstens für gewisse Fälle, auch noch als zur wirklichen Partie gehörig und als daraus hervorgegangen denkt. Es konnte also gleich beim Beginn der Partie das Mat auf der Mitte von dem einen Spieler, der dann allerdings als der sehr bedeutend schwächere anzunehmen ist, ausbedungen werden.

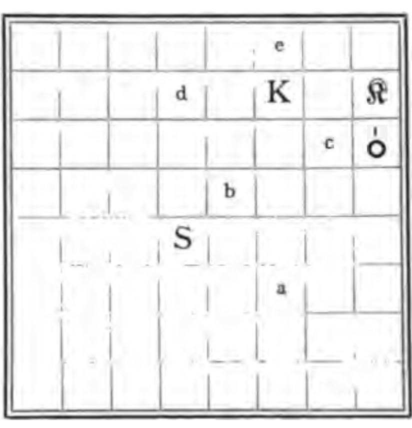
[1] „Aber wer in 4 Punkten weiss, den König in die Enge zu treiben, den, sag' ich, soll man preisen und loben". Unter *aengler* ist gewiss nicht blos ein Treiben nach der Ecke zu verstehen, sondern hier das Matsetzen. *Point* für Feld ist ein gewöhnlicher Ausdruck.

Die vorerwähnte Überschrift *(cotidian)* liesse sogar darauf schliessen, dass dies nichts Ungewöhnliches war. Hiermit erlangt das Citat aus dem „*Ogier*“ eine gewisse Bestätigung.

Die meisten Aufgaben des PORTER M. S. kehren in der soeben von mir benutzten zweiten englischen Handschrift, dem ASHMOLE M. S. wieder. Mehrere findet man aber schon früher im M. S. *Reg.*, und einige kommen auch anderwärts vor.

Kurz erwähnt ist das PORTER M. S. in den *Quellenst.*, S. 209.

Das letzte Stück der normannischen Gruppe ist die zuweilen als HARTWELL M. S. bezeichnete Nummer 344 in der ASHMOLE-Abtheilung des *Brit. Mus.* Auch dieses M. S. mit 41 Diagrammen steht in einem Sammelbande, dessen Inhalt indess auf Pergament geschrieben ist. Dennoch erscheint es etwas jünger als das PORTER M. S. Um die Art, wie die Züge in den englisch verfassten M. S. S. angegeben werden, anschaulich zu machen, lasse ich hier ein Beispiel (No. 33) mit seinem vollen Texte folgen.



Man kann das Spiel beliebig für alt oder neu halten.

At V draughtis shall this Jupertie[1] *be plaiede. The white men have adraught before. Draw thi knyght into a. Sythen in-to b. Ande if he put vpp is pōn, then he mated in c. Ande yf his kyng go ȳn there he was þen draw from b in-to d & from d in-to e & must be nedis put vp his Pon & mated in c.* — Bauer h6 ist, als von h2 kommend zu denken.

---

[1] Dieses Wort ist gewiss aus *jeu partie* entstanden. Schon ALFONSO nannte die Aufgaben *iuego de partido*, vielleicht so viel wie theilweises Spiel. In den lateinischen Handschriften steht *partitum* für Endspiel. Der Ausdruck Problem ist erst gegen die Mitte unseres Jrh. allgemein geworden.

Dieses Spiel hat dem Sinne nach fast überall, von den arabischen bis zu unseren Zeiten, Aufnahme gefunden, so steht es z. B. im M. S. *Reg.* unter No. 21 und kommt in den heutigen Lehrbüchern noch immer vor, bei PORTER fehlt es indess.

Die Bezeichnung mit Buchstaben für diejenigen Felder, auf welche gezogen werden sollte, war bei der Mittheilung von Problemen nicht unbequem. Daher war es in alten Zeiten auch nicht nothwendig, eine andere Notation allgemein anzunehmen.

Wettspiele, die einen versteckten, die Lösung störenden Fehler enthalten, mit dem man zu gewinnen hofft, kommen nicht selten in anderen Handschriften vor, in der anglo-normannischen Gruppe, die ich jetzt verlasse, habe ich sie aber nicht bemerkt.

Sechster Abschnitt.

Zweite Abtheilung.

Altes Problemwesen: *Bonus Socius* M. S., nebst FOUNTAINE, Paris (alte Sig. 7390), PICARD (alt 7391), Wolfenbüttel Extrav., M. S. S. LOBKOWITZ und ROTTMANNER. — *Civis Bononiae* M. S. — Dresden M. S. — Florenz XIX 11. 87. — *Ricardiana* M. S. und *Alla Rabiosa*. GUARINUS. — *Bibl. Casanatense*.

Um das Jahr 1300 oder etwas später zeigt uns Italien Beweise seiner wachsenden Hinneigung zu den Problemen und zwar mit zwei grossen lateinischen Werken, dem *Bonus Socius* und *Civis Bononiae*. Das erstere wurde von FANTACCI entdeckt, der 1854 (*Chess Player's Chronicle*, p. 220) Copien aus Florenz von verschiedenen dort vorhandenen Handschriften an H. STAUNTON, den damaligen Redacteur der Schachspalte im *Ill. London News*, sandte. Letzterer liess sich aber nicht weiter auf eine Verwerthung der Stücke ein. Von der Existenz des anderen M. S. muss schon MASSMANN 1839, S. 130, Anmk. 27 Notiz gehabt haben, kümmerte sich aber ebenfalls nicht um die darin enthaltenen Endspiele. Erst v. D. LINDE's *Geschichte* 1874 (I, 285) hat den *B. Soc.* zu Ehren gebracht, welcher nun, als am genauesten bekannt, das Hauptbuch für Diejenigen ist, welche die alten europäischen Probleme zu studiren wünschen. Der Codex ist ein sehr schöner, auf Pergament geschriebener

Quartband aus dem 14. Jrh. in der National-Bibliothek zu Florenz und trägt jetzt die Signatur „*Banco dei Rari* B. A. 6, p. 2, No. 1.“ Er wird wohl die calligraphische Abschrift eines noch älteren Werkes sein.

Die Sammlung des *Civis Bononiae* lag Anfangs nur in einer jüngeren Papierhandschrift vor, und auch die später aufgefundenen Pergamentcodices mögen dem Alter nach etwas jünger als der Florentiner *B. Soc.* sein, obschon dies doch nicht gerade fest steht. Indess werden wohl die wenigen[1] Schachfreunde, welche die Spiele beider Sammlungen verglichen haben, geneigt sein, dem *Bon. Soc.* die Priorität zuzugestehen. Wo die Texte der beiden Sammlungen nicht genau übereinstimmen, pflegt die Sprache bei *Bon. S.* am wenigsten klar zu sein und erscheint mir schon deshalb älter.

Eine besondere Unsicherheit in der Beurtheilung des Alters der Endspiele ist noch darin zu finden, dass eine dem Ansehen nach bejahrtere Handschrift, doch nicht das Original des Autors oder eine gleichzeitige Copie des ersten Textes zu sein braucht. Es könnte vielleicht in einem der jüngsten M. S. S. die Abschrift der ältesten Redaction des Werkes auf uns gekommen sein.

Jenes M. S. des *B. Soc.* ist ganz vollständig und enthält Aufgaben für Schach, Mühlespiel und zuletzt Trik-trak. Eine Erklärung der Züge und Regeln ist keinem dieser Spiele beigegeben. Sie müssen also damals alle herkömmlich und bekannt gewesen sein. Die Schachaufgaben beziehen sich nur auf die alte Spielweise. Sie sind nicht numerirt, aber 194 an der Zahl im Codex. Auf jeder Seite rechts stehen zwei Diagramme über einander und auf der Seite links gegenüber befinden sich die zugehörigen Lösungen. Die Felder sind nicht durch Farben unterschieden, sondern nur durch rothe Linien von einander getrennt. Die Figuren sind schwarz und für die weissen Stücke roth auf den betreffenden Feldern eingeschrieben

[1] Es sind deren bisher wahrscheinlich nur drei oder vier Personen.

mit den Namen *rex*, *ferz*, *alfin*, *miles* (nie *eques*), *roc*, *pedes*. Diese Benennungen kommen auch in den Lösungen vor bis auf die Königin *ferz*, die hier immer *regina* heisst und zwar auch für eine neu entstehende Dame. Die Züge werden mit Hülfe von Buchstaben angegeben, die sich, wo es nöthig ist, auf den Feldern, nebst Punkten und schrägen Kreuzen befinden. Bei den Bauern ist gewöhnlich die Richtung, nach der sie ziehen, durch einen kleinen Strich angedeutet. Roth, aber im Texte stets weiss genannt, steht gewöhnlich auf derselben Seite, wie jetzt bei uns und zieht meistens an, manchmal hat aber Schwarz den Anzug und steht mitunter auch da, wo wir die weissen Stücke hinsetzen.

Einen Titel führt das Werk nicht. Auf der Kehrseite des ersten Blattes befindet sich ein schon ziemlich verwischtes Miniaturbild, das zwei Spieler an einem leeren Brette, mit goldenen und schwarzen Feldern, darstellt. Links vom Beschauer sitzt, ähnlich wie bei CAXTON, wohl ein König oder Kaiser, denn er trägt eine gezackte goldene Krone. Gegen ihn spielt vielleicht ein Cardinal mit rother Kappe und rothem Mäntelchen. Im Hintergrunde stehen zwei zusehende Damen. Diese Darstellung soll wohl darauf hindeuten, dass der Inhalt des Buches gesellige und in den höchsten Kreisen eingeführte Spiele behandelt. Eine Auf- oder Unterschrift hat das Bild aber nicht.

Dem Titelbilde gegenüber steht ein Prolog, aus dem ich das Wesentliche übersetze: „.... Ich, ein guter Genosse *(ego bonus socius, sociorum meorum precibus acquisescens ...)* habe mich den Bitten meiner Genossen gefügt und dafür gesorgt, die Aufgaben *(partita)*, welche ich gesehen, so wie durch Studium neu gefunden hatte, sowohl im Schach, wie im Würfel- und Mühlespiel *(scaccorum, alearum quam etiam marrellorum)*, in diesem Buche zusammenzufassen, damit durch die Kenntniss und Übung dieser Beispiele *(ut per istorum doctrinam et exercitium*, wie der Text liest) das Verständniss anderer Aufgaben, die gemacht werden könnten, erleichtert werde ....“ Am

Schluss steht in rother Schrift: „Nun folgen die Capitel des guten Genossen *(boni socii sociorum)* und zuerst von den Aufgaben, nämlich des Schachs, die in 2 Zügen geschehen.“

Aus diesen Worten des hier anonymen Verfassers, den aber ein Pariser M. S. als *Nicholes de Nicholai demeurant en Lombardie* bezeichnet, ergiebt sich, dass seine Arbeit eine Compilation war, zu der er noch etwas selbst hinzufügte. Geordnet sind die Probleme nach der Zügezahl der Lösungen. *Socii* nannten sich in den berühmten italienischen Universitäten der damaligen Zeit die Lehrer in ihrem Verhältniss zu den Zuhörern Deshalb meine ich, der Anonymus sei wohl ein solcher Docent gewesen. Mit den bekannten späteren Gönnern des Schachspiels aus der Familie der Buoncampagni kann man *Bonus Socius* nicht in Verbindung bringen. Der Ausdruck „*precibus acquiescens*“ erinnert an ähnliche Worte, *precibus persuasus*, im Eingang des Cessoles und bestärkt mich in der Annahme, das Original des *B. Soc.* müsse jünger als die Abhandlung des lombardischen Predigermönches sein.

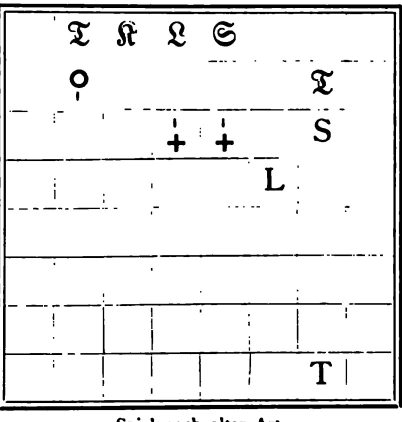
Vor dem Zeitpunkte, zu welchem eine Vereinigung von beinahe 200 Endspielen entstand, werden sicherlich kleinere Sammlungen vorhergegangen sein, aber nirgends in den Handschriften sind Vorgänger genannt. Auch werden hier, wie wir dies ebenso auch auf anderen Gebieten sehen, die einzelnen Quellen verschwunden sein, wenn die daraus entstandenen Sammelwerke Beifall fanden. Überdies ist zu bedenken, dass nur die schön ausgestatteten Codices für vornehme Liebhaber angefertigt werden mochten, in deren Bibliotheken oder Archiven sie sicher und lange sich erhalten konnten, während gewöhnliche oder partielle Abschriften untergingen.

Die Spiele des *B. Soc.* haben in mancher Beziehung einen anderen Charakter als die von mir schon als eigenartig bezeichneten Probleme des Alfonso. Man kann sich hiervon in den *Quellenstudien* überzeugen, wo die gesammten Probleme des *B. Soc.* wiedergegeben sind, mit alleiniger Ausnahme der

zufällig übergangenen beiden hier folgenden Aufgaben, denen man nun No. 88ª und 88ᵇ beilegen kann.

Albi primo trahunt et mattabunt nigros ad iiij tractum. Gerade in der Zahl 4 besteht die Aufgabe.

1. Se7†, Te7:; 2. Tc1†, Sc7; 3. d7†, Td7:; 4. d7‡ oder 2. . . . Tc7; 3. Tc7†, Sc7:; 4. d7‡.

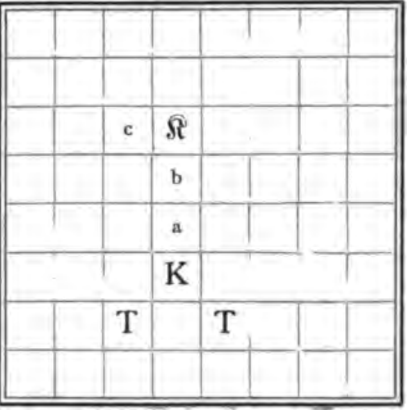


Spiel nach alter Art.

Beiläufig weise ich darauf hin, dass der *Alfil*, der d8 für den König unzugänglich macht, dahin nie im früheren Spiel hat kommen können.

Albi trahunt primo et mattabunt regem nigrum ad iiij tractum; primo trahe regem in a. et in b. et in c. dabis mat de rocco qui stat in parte dextra.

Dies Spiel kann beliebig für alt oder neu angesehen werden.



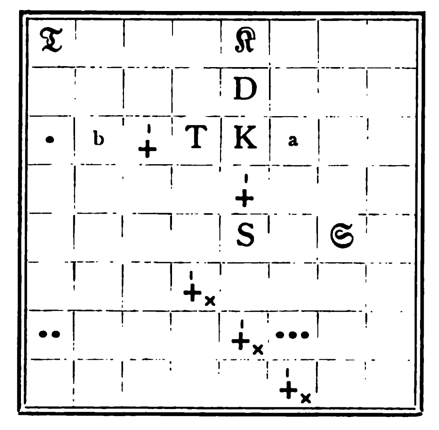
Das Problem ist weder geistreich noch schwierig, es findet sich aber doch, gleich dem vorhergehenden, auch beim *Civis B.*, und zwar sind hier die Worte und Buchstaben für 88ᵇ genau so wie im *B. Soc.* Bei 88ª, welches auch im *Civis B.* direct vor 88ᵇ vorhergeht, fehlt in beiden Sammlungen der weisse König, die Worte sind aber für 88ª nicht bei Beiden ganz übereinstimmend.

Aus dem Gesagten ersieht man, dass entweder die eine Sammlung bei der Anfertigung der andern benutzt wurde oder

dass, wie ich es glaube, gemeinsam verwendete Quellen bestanden, die gleichfalls lateinisch abgefasst waren. Neben der Frage nach der Priorität der Hauptsammlungen zeigt sich nachher noch die Forschung über Alter und Ursprung der einzelnen erhaltenen Exemplare einer jeden Compilation für sich. Aber auch hier hat sich bisher nur wenig feststellen lassen.

Viele Aufgaben bei *Bon. Soc.* sind als Wettspiele oder Fallen zu betrachten, die lösbar erscheinen, es aber doch nicht sind. Gleich No. 1 eignet sich zu solcher Wette, ich will aber als Beispiel eine andere Aufgabe anführen, wegen ihrer absonderlichen Bauernstellung. Die *Quellenst.* haben an der Unregelmässigkeit Anstoss genommen und sie nicht wiedergegeben, sondern, Statt der drei mit schrägen Kreuzen bezeichneten Bauern, nur einen ohne Kreuz auf e2 gesetzt. Dabei hat aber dann die Bemerkung (S. 167, No. 92), welche v. D. LINDE beibehält: *si non essent tres pedones crucesignati*, keine Bedeutung. Die Bedingung ist: Weiss will im 4. Zuge, also nicht im dritten mit dem Bauern e5 mat geben, kann dies aber gegen die umsichtigste Vertheidigung nicht erreichen.

Problem nach alter Art.



Tu nigros defende quod non fit. Albi forsan dabunt scac de suo rocco, tu eum capies et secundo de milite in loco ubi stetit roccus. Tu eum capies . ipse capiet te de pedone et credet tibi dare mat de eodem in iiij tractu, sed tu trahas militem tuum in a. et defendes. (1. Td8†, Td8:; 2. Sd6†, Td6 ⁜; 3. d6:, Sf6 ohne Mat mit dem Bauern). *Item si dicat scac de milite suo in . a. tu capies eum de tuo et ipse te de pedone, tum tu trahas roccum tuum in duo puncta et* (1. Sf6†, Sf6:; 2. f6:, Ta2 und

nachher Te2† oder 3. Tf2, falls Weiss inzwischen 3. e2—e3 gethan hätte) ***aut dices sibi scac vel trahas eundem in tria puncta et defendes. Item si non essent tres pedones cruce signati adhuc*** (dennoch) ***defenditur trahendo roccum in punctum*** (ohne die mit Kreuzen versehenen Bauern 1. Sf6†, Sf6:; 2. f6:, Ta6 und Weiss kann das Mat nicht bis zum 4. Zuge verschieben), ***sed si pedo staret in b. nōn esset defensio quia ipse traheret roccum album ubi nunc stat pedo*** (nämlich, wenn der Bauer c6 auf b6 stände: 1. Sf6†, Sf6:; 2. f6:, Ta6; 3. Tc6 und nachher mat.)

Eine analoge Stellung hat auch *Civis B.*, aber um eine Reihe mehr nach links geschoben, wobei *b* sammt der hierauf basirten Variante wegfällt. Sollte die Stellung natürlich gemacht werden, so könnte man die Bauern f1, e2, d3 nach f2, e3 und d4 rücken und zugleich die Punkte nach a3 und f3 setzen. Die etwas unklaren Worte des *B. Soc.*, bei denen ich aber die beabsichtigten Züge hinzugefügt habe, sind vom *Civis B.* deutlicher ausgedrückt. Es zeigt sich indess auch noch ein anderer, auf zwei Gruppirungen hinweisender Umstand. Die Stellung des *Bon. S.*, genau wie dieser sie mit b und dem Bauern c6 giebt, kehrt im M. S. PICARD, fol. 109^{v}; M. S. Paris 7390, fol. 93^{v}; M. S. *Wolfenb. Extrav.*, fol. 48; sowie M. S. FOUNTAINE, fol. 168[1], wieder, zuletzt aber mit den drei, durch Kreuze ausgezeichneten Bauern auf c4, d3 und e2, also in einer für's Spiel zulässigen Stellung. Die Änderung geschah jedoch vielleicht nicht mit Absicht, denn sonst hätte noch erwähnt werden können, dass ausser Ta8—a2 auch Ta8—a1—f1 die Lösung stören würde. Alle diese und noch einige andere M. S. S. gehören zum Bereiche des *Bon. Socius*, während die M. S. S. des *Civis Bononiae* die Veränderung, mit der die Aufgabe für Weiss stichhaltig würde, fortgelassen haben. Zu dieser Abtheilung

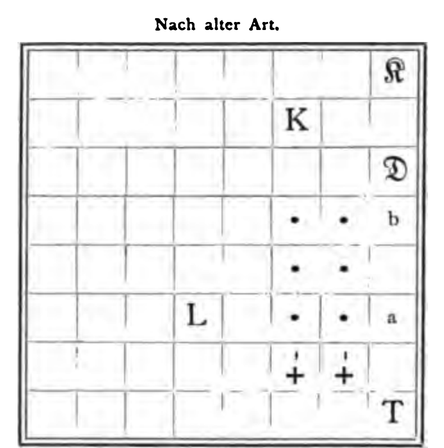
---

[1] Die Benennung der noch nicht erwähnten M. S. S. wird in der Folge erklärt werden.

gehören die Pergament-Handschriften *Rom Vitt. Em.*, fol. 63; Barberini, fol. 60; Lasa, fol. 61 und der Papiercodex Florenz XIX, 7. 37, fol. 67, sowie gewiss noch andere M. S. S. Übrigens haben beide Zweige der lateinischen Gruppe die Gedanken der Aufgabe auch noch in anderen Stellungen verschiedentlich verarbeitet. Beachtenswerth ist vielleicht ferner die Wahrnehmung, dass bei den soeben angegebenen Citaten die Blattzahlen der zweiten Abtheilung alle sehr nahe zusammen fielen, bei den vom *Bon. S.* herstammenden Handschriften aber mehr zerstreut erschienen, indem hier bei den Wiederholungen des Textes mit mehr Freiheit verfahren und Manches dabei noch eingeschoben war.

Ein anderes bedingtes Problem ist No. 164. Weiss macht mat mit dem Bauern g2 in 11 Zügen, aber die schwarze Dame ist gefriedet *(habet fiduciam)* und zieht nur, wenn sie zugleich nimmt.

Nach alter Art.



Fac quinque primos tractus de pedonibus secundum puncta: 1. g3, Kh7; 2. f3, Kh8; 3. g4, Kh7; 4. f4, Kh8; 5. g5, Kh7; 6. Th3, Kh8; 7. Th5, Kh7; 8. g6†, Kh8; 9. Tg5 *(ponendo roccum in custodia reginae)*, Dg5:; 10. Lf5, Df4: (denn sie muss nehmen, wenn sie zieht); 11. g6—g7╪. Die *Quellenstudien* bemerken hierzu, das Spiel lasse sich um zwei Züge kürzen durch Doppelschritte der Bauern. Dabei fragt es sich nun, ob dies vielleicht zur Zeit des Problems, das aus alter arabischer Quelle stammen könnte, noch nicht gestattet war oder nur unterblieb, um die Zügezahl 11 zu erreichen, was aber auch mit Thurmzügen gemacht werden könnte. Das Diagramm kommt ebenso beim

Civis B. vor, auch der Text ist, mit unbedeutender Abweichung, derselbe, jedoch ist Statt *in custodia* grammatisch und logisch richtiger *in capturam reginae* gesetzt. Für *Civ. Bon.* ergiebt sich übrigens aus den Texten von zweien seiner Spiele (*Codex Vitt. Em.*, fol. 115^{V} und 124^{V}), die nicht zugleich bei *Bon. Soc.* stehen, dass er den Bauern beliebig einen oder zwei Anfangsschritte gestattete.

Von den 24 Aufgaben über Mühlespiel, dessen Regeln den heute üblichen, wie man sie bei CHARPENTIER 1849, p. 26 findet, wohl fast ganz gleich waren, spreche ich nicht und ebenso wenig über die 11 Diagramme zum *Tric-trac*, welche den Schluss des M. S. bilden. Eine Abschrift des Textes besitze ich für Beides, und der eine oder andere darin gebrauchte Ausdruck, z. B. *facere tabulam* bei *B. Soc.* fol. 108^{V} (das Spiel unentschieden machen, s. S. 45) kann auch von Werth für das Verständniss einiger Schachstellen sein, im Ganzen kommen aber doch die Beispiele der Merellen und der *partita quae fiunt in aleis* oder, wie *Civis B.* sagt, *partita tabularum*, für mich nicht in Betracht.

Das Werk des B. Soc. besteht nicht allein in Florenz, sondern ist vollständig, mit dem Texte seiner drei Spiele, öfters copiert und übersetzt worden. Namentlich in Frankreich muss es stark verbreitet gewesen sein. Dort wird also auch im 14. Jrh. das Problemwesen sehr geschätzt worden sein, wie wir dies bereits annahmen, als wir von England und Spanien sprachen. Zwei prächtige Pergamentcodices, einer lateinisch, der andere in der ziemlich schwer verständlichen picardischen Mundart, befinden sich in der National-Bibliothek zu Paris [lat. 10286 (alt 7390) und (alt 7390), jetzt franz. 1173]. Ein drittes ebenfalls mit goldenen und rothen Figuren ausgestattetes M. S. ist in einem, wie mir scheint, normannischen und dem picardischen sehr ähnlichen Dialecte abgefasst. Dasselbe muss, nach Sir FRED. MADDEN's einstigem Dafürhalten, von einem englischen Copisten nach einem lateinischen Texte gemacht worden sein.

Dieses Exemplar gelangte in den Besitz von ANDREW FOUNTAINE in Norfolk und wird nach ihm benannt. Mir wurde dasselbe, gleich den beiden vorher erwähnten, nachdem ich deren Originale früher in Paris gesehen, in Abschrift durch die Gefälligkeit von Herrn JOHN G. WHITE in Cleveland (Ohio) zugänglich, dem ich in dieser Beziehung sehr viel verdanke, und der wohl Copien von sämmtlichen in Europa entstandenen[1] Handschriften, so weit dieselben bisher bekannt geworden sind, nebst Photographien einzelner Seiten in seiner Sammlung vereint hat.

Alle drei Exemplare sollen in's 14. Jrh. gehören und, glaube ich, stehen, obwohl sie nicht immer absolut übereinstimmen, doch in gewisser Verbindung zu einander, aber das picardische M. S. ist unter ihnen wegen seiner interessanten Einleitung das beachtenswertheste. Im FOUNTAINE M. S. fehlt der Anfang.

In den beiden Pariser M. S. S. sind die Diagramme, so wohl was die Form der Figuren, als die Ausführung anbetrifft, so gleichartig, dass man fast an denselben Verfertiger für beide Codices glauben möchte, wenn nicht doch die Handschrift verschieden wäre. Übrigens hat sich der Copist des lateinischen M. S., der wohl picardisch dachte, auf fol. 106^v so weit vergessen, dass er dort ein Spiel mit einigen Worten in jenem Dialect beginnen lässt. In allen diesen Handschriften sind die Felder weiss und schwarz unterschieden, und damit könnte Gelegenheit geboten sein, zu sehen, ob eine Regel für eine bestimmte Lage des Brettes bestanden habe. Dem ist aber doch nicht so. Wenn man nämlich auf einer Blattseite Schwarz links findet, so steht dies auf der Kehrseite rechts, offenbar nur damit die dunkeln Felder der einen Seite gerade wieder auf die umstehend gefärbten treffen.

Man war also im Mittelalter gleichgültig gegen die Lage

[1] Auch einige arabische M. S. S. aus Constantinopel und Cairo sind bei ihm abschriftlich vertreten.

des Brettes, wofür sich auch noch manche andere Beweise finden lassen.

Die ursprünglichen Vorlagen für die prunkvollen M. S. S. müssen weniger glänzend ausgesehen haben, denn die Abschreiber, die immer in den Texten Gold und Roth statt Weiss (oder Roth) und Schwarz zu setzen hatten, unterliessen dies mitunter aus Unachtsamkeit. Übrigens finden sich in allen Abschriften und Uebersetzungen des *Bon. Soc.* Zusätze und Verschiedenheiten, vorzüglich in der Reihenfolge der Spiele. Die meisten Erweiterungen rühren aber daher, dass Varianten oder kleine Änderungen in der Aufstellung zu neuen Spielen gemacht wurden.

Von einer vollständigen italienischen Übersetzung des *Bon. Soc.* ist nichts bekannt, nur ein später Auszug ist in Florenz vorhanden.

Das lateinische M. S. wiederholt als Vorwort den Prolog des Florentiner *B. Soc.*, jedoch mit der beachtenswerten Änderung, dass die schon angeführten Worte, *Ego bonus socius sociorum meorum precibus acquiescens,* die zu Florenz vorkommen, nun in: *ego y. de y. meorum* (mit Fortlasssung von *sociorum*) *precibus* ... umgewandelt sind, und dass auch der letzte Satz des Prologs, der „*bonus socius sociorum*" wiederholt, in Paris fehlt.

Professor v. d. LINDE hat die obigen Initialen als *N. de N.*, mithin Nicholes, wie in einem anderen M. S. steht, gelesen, sie gleichen aber keinem *N* im lateinischen M. S. sondern genau dem Buchstaben *U* oder *V*, wie er im illuminirten Worte *aurei* in der Form *y* zu Anfang sehr vieler Spiele vorkommt. Mir scheint unter diesen Umständen das *y. de y.* eine bedenkliche Interpolation zu sein, wenngleich ich wohl weiss, dass sich die Buchstaben gerade ebenso, oben offen, in einer französischen Übersetzung zu Wolfenbüttel finden, wo sie aber dem dortigen grossen *N* auch nicht gleichen.

Am Anfang des Pariser M. S. steht ein Bild, das ein leeres Brett zwischen zwei Personen darstellt, und auf dem man links

ein hellrothes Eckfeld, rechts aber ein dunkelblaues bemerkt. Weiter hin stehen neben dem Texte drei gleich grosse Wappenschilde über einander, deren mittelstes aber durch die beigefügten Ornamente besonders ausgezeichnet ist. Das oberste Wappen zeigt einen doppelköpfigen schwarzen Adler in hellbraunem Felde. Gold soll dies wohl nicht vorstellen, denn wirkliches Gold ist anderwärts reichlich verwendet. Das zweite Wappen sind viele weisse Lilien auf blauem Grunde, und das dritte stellt drei übereinander hinschreitende Löwen und Leoparden dar. Man könnte allenfalls diese Wappen auf Südfrankreich, Arles mit Languedoc und auf Gascogne deuten. Sie gehörten dann etwa der Zeit nach dem Frieden zu Bretigni, 1356, an. Wenn man von den Farben etwas absieht, stände also Frankreich in der Mitte, das zu Deutschland damals noch gerechnete arelatische Reich oben und unten England, wegen der Plantagenet in Aquitanien. Den Ursprung des Originals für die Handschrift müssten wir dann nach Südfrankreich verlegen, wo damals auch die Päpste (1309—77) residirten.

Die picardische Handschrift enthält an Stelle des Prologs eine eigne Einleitung, die man in drei Abschnitte theilen kann, die aber, wie ich vorweg sagen will, mir nicht recht zugehörig zum übrigen Schachtexte zu sein scheint. Die erste Abtheilung nennt zwei Mal den Namen des Verfassers. *Jou* (ich) *Nicholes de St. Nicholai clercs a laüde de chelui ki est fontaine de sapience,*[1] was wohl einen angehenden Priester bezeichnen mag. Der Autor erzählt dann eine Legende von der Erfindung des Schachspiels vor Troja durch einen lombardischen Ritter und dessen Freundin, welche beide die Kenntniss des Spieles nachher in ihre Heimat brachten, wo nun die besten Spieler wären. Dieser Abschnitt ist etwas

---

[1] Die nächstfolgenden Worte sind: *vueu enseigner & demonstrer une partie du sentement de mon cuer & especiaument sor le gieu des eskies et p'miers coument par cui ne* (deutlich geschrieben und gleich *et*) *en quel lieu il fu trouves.*

frei übersetzt im *Palamède*, 1837, S. 82.[1] Er schliesst mit Sätzen, welche einigen im *Florentiner Prolog* gleich sind, und letzterer muss also dem Verfasser der Einleitung vorgelegen haben, der übrigens von sich selbst sagt, dass er die Art des Schach und der Regeln zeige und lehre, wie das Spiel durch Aufgaben *(peut iestre abregies par partures)* abgekürzt werden könne.

Der zweite Abschnitt erklärt, dass es verschiedene Spielregeln giebt, dass aber die Normen für die mitgetheilten Schachaufgaben die lombardischen seien. Diese Erklärung ist insofern etwas auffällig, als die meisten Bestimmungen sich auf den Anfang und das Partiespiel beziehen, wovon im Buche nachher nicht die Rede ist. Abgedruckt sind die Regeln[2] in der *Gesch.* I, 286, und über die Bedeutung des einen Wortes *daiue* in denselben habe ich schon vorher (S. 67) gesprochen.

Aus den Satzungen ersehen wir die Bestätigung und Erweiterung einer Angabe des CESSOLES, dass der König als ersten Zug 3 und selbst beliebig 4 Felder weit springen kann und dabei die Königin, wenn es angemessen erscheint, zugleich mit nehmen darf. Diese Bestrebungen zur erweiterten Belebung des Spieles waren eine gewiss unpractische Ausdehnung von früheren stricteren Regeln. Unterstützt wurden sie durch die mittelalterliche Neigung für allegorische Vergleiche. Der König sollte sich innerhalb seines Bereichs frei bewegen können und sprang nun nicht mehr blos in's dritte Feld, sondern von e1 aus bis b2, als stände er auf d1, dieweil, wie CESSOLES im Capitel über den Gang des Königs sagt, Königin und König

[1] Bei dieser Gelegenheit bemerkt der „*Palamède*", überraschender Weise, die Merellen seien ein jetzt unbekanntes Spiel. Ein *Complément du Dictionnaire de l'académie*, *Bruxelles* 1853, p. 648 sagt aber ganz richtig: *Le jeu de la mérelle s'appelle aussi le jeu du moulin.*

[2] Es ist nur zufällig eine, aber unbedeutende Zeile zwischen *eskier* und *et*, wo ein Comma steht, weggeblieben: *&* *li roine saut v. I. point v. III le p''mier tit & li roys &* . . . (und die Königin geht ein oder drei Felder im ersten Zuge und der König &) . . . .

wegen der Ehe einen Leib ausmachen. Es mag wohl sein, dass die lombardischen Freiheiten keinen ungetheilten Beifall in ihrer Anwendung fanden, und dass es deshalb nun verschiedene Reglements gab. Zugleich führen uns aber die Neuerungen auf die Vermuthung, die Unzufriedenheit mit dem alten wirklichen Partiespiele könne wohl von Oberitalien ausgegangen sein. Beim neuen Schach hat nur der beschränkte Sprung des Königs allein Zulassung gefunden, und dieser ging später zum Doppelzug der Rochade über.

Im dritten Abschnitt der Einleitung wiederholt der picardische Verfasser nochmals und legt also besonderes Gewicht darauf, dass er zeigen wolle, wie man das Spiel mit den Problemen abkürzen und dabei die Bedingungen *(les assises)* selbst bestimmen könne, je nachdem man wenige oder mehrere Züge haben wolle. Hiermit fangen nun die Probleme an, in den Wettbewerb mit der wirklichen Partie, wie es schon ALFONSO mehr als 30 Jahre früher angedeutet hatte, ernstlich einzutreten.

Zum Aufzeichnen von Stellungen (worunter ich hier solche Positionen von Endspielen verstehe, die man zufällig aufgesetzt sah und zu Hause prüfen wollte, um sich vor Fallen zu hüten) empfiehlt die Einleitung eine Bezeichnung der Felder, welche aus lauter Buchstaben horizontal und vertikal besteht. Es ist dies wieder die algebraische Notation des schon besprochenen Londoner M. S. *Reg.* Für die Züge der Endspiele ist dieselbe indess im picardischen M. S. nicht benutzt worden, hier begnügte man sich mit dem Aufschreiben von Buchstaben auf die zu betretenden Felder.

Auf welche Art die ganze Einleitung, in der manche Worte, (wie *mestier* für das gewöhnlichere *besoin* und *delitaule*, das von *dilettevole* herrühren muss), an's Italienische und Spanische[1] erinnern, in ein nordfranzösisches Buch gekommen ist,

---

[1] LUCENA schliesst den Text seiner letzten Aufgabe mit den Worten: *y si quereys que no se de en diez poned el rey enel punto y son menester onze lanses.*

mag schwer zu erklären sein. Ich bin aber der Ansicht, dass der picardische Spieltext von einem anderen Übersetzer wie die Einleitung gemacht ist, denn auch die französische Sprache bei den Diagrammen ist merklich abweichend von der in der Einleitung. Es finden sich im Eingange mehrere sehr gewöhnliche Worte, die bei den .Spielen nirgends wiederkehren, z. B. das öftere *ne* für *et* in allen drei Abschnitten der Einleitung und der weibliche Artikel bei *la maniere*, *la dame*, *Troie la grant*, der später nur *li* und *le* ist. Zur näheren Feststellung meiner Wahrnehmungen hatte ich mich schon nach Paris gewendet, bisher aber ohne Erfolg, weil auch dort die alte Mundart zu fremdartig sein mag. Bei den nun noch obwaltenden Zweifeln über die Beschaffenheit der Einleitung, halte ich es für gerathen, den darin vorkommenden Namen NICHOLES nicht zu gebrauchen und einstweilen bei der anonymen Bezeichnung des *Bon. Soc.* zu verbleiben.

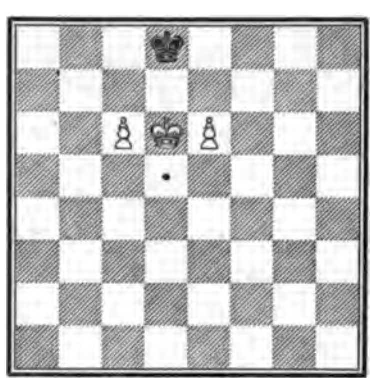
Ein besonderes Bedenken gegen den Namen NICOLES werde ich sogleich noch näher entwickeln. Zuvor möchte ich aber als Curiosum anführen, dass sich in der picardischen Handschrift am letzten unteren Rande der Lagen von je 5 Blättern, aber nicht ganz regelmässig, sowohl bei den Schachaufgaben wie beim Trik-trak und den Mühlespielen die deutschen oder flämischen Worte „*ach mocht es sijn*“ finden, ohne weiter erklärt zu sein.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Sammlung der Probleme des *Bon. Soc.* in Italien entstanden. Dort liegt jedoch kein St. Nicholai, wohl aber kommt dieser Ortsname anderwärts öfters vor. Man trifft St. Nicolas oder Nicolai bei Pressburg, in Oberschlesien und nicht weit von Nancy. Es sind dies aber unbedeutende Ortschaften, und nur Saint Nicolas mit etwa 30,000 Einwohnern an einem heutigen Kreuzungspunkte der Bahn von Antwerpen nach Gent hat jetzt und früher eine gewisse Bedeutung gehabt. Der Platz war, neben Lokeren, Hauptstadt im Waeslande *(Pays de Waes)*, einem Landstriche, der

nach seiner Einverleibung in die Grafschaft Flandern (1175) eigne Gerechtsame behielt und auch seine alte Bodencultur sorgfältig weiter betrieb. In SPRUNER's *Hist. Atlas*, 1854 findet man auf einer Karte „Deutschland No. VI", die sich auf die Zeit gegen 1200 bezieht, St. Nicolai in Wasia verzeichnet. Dieser Ort liegt nun freilich nicht in der Picardie von Boulogne nach Amiens, sondern im niederdeutschen Sprachbereiche, dessen Mundart indess dem Schreiber des M. S., wie Anklänge darin bezeugen, nicht fremd war. Ich wage deshalb die Vermuthung zu äussern, dass mit der Namensergänzung des ungenannt gebliebenen Autors der Problemsammlung der Versuch gemacht wurde — der auch so ziemlich gelungen zu sein scheint — das Ganze auf NICHOLES DE ST. NICHOLAI und dadurch vielleicht auch auf den Norden zu übertragen. Hierbei denke ich mir den Hergang etwa folgendermaassen. NICHOLES war wirklich aus St. Nicholai gebürtig, befand sich aber in einem lombardischen Kloster. Dort verfasste er in seiner Mundart zu einem vorhandenen Exemplar des *Bon. Soc.*, an Stelle des lateinischen Prologs, die dreitheilige Einleitung und schickte diese mit dem Originaltexte der Endspiele an Klosterbrüder in der Picardie. Letztere übersetzten die Probleme und vereinigten sie mit der unverändert gebliebenen Einleitung zur picardischen Handschrift. Auf diese Weise liesse sich die beobachtete Verschiedenheit der Sprache erklären. Der Schreiber des lat. Exemplars zu Paris (alt 7390) mag dann zugleich Kenntniss vom picardischen M. S. gehabt haben, nahm aber aus seiner directen Vorlage den alten Prolog wieder auf und setzte beim Namen nur Anfangsbuchstaben, da er vielleicht schon Zweifel an der Echtheit des NICHOLES als Verfasser hatte. Ebenso verfuhr der Autor des franz. Exemplars in Wolfenbüttel.

Die nebenstehende Position ist ein Zusatz zum ursprünglichen *B. Soc.* Das Spiel kommt in den drei Handschriften, der picardischen, normannischen (FOUNTAINE) und, mit verständlichster Erklärung, auch in Paris, fol. 139 vor, bleibt aber immer-

hin schwer zu entziffern. In den beiden ersteren M. S. S. ist es mit den Worten eingeleitet: *Chis gieu nest mie (unkes* im normannischen Texte) *iues . toutevoies est il soutieus*[1], die uns erkennen lassen, dass man die grossen Sammlungen wie Repertorien ansah, in die alles Bekannte zusammengetragen wurde, und aus denen man die mehr oder weniger zusagenden Aufgaben zum Gebrauch entnahm. Äusserungen, welche auf diese Auffassung schliessen lassen, erscheinen gar nicht selten in den Compilationen, wie z. B. bei *Civis B.*, Florenz, fol. 124: Viele machen dies Spiel, aber nur Wenige verstehen es.



Muss als alt betrachtet werden.

Die Bedingungen des obigen Wettspiels mit zwei Bauern sind: *Aurei* (Weiss) *primo trahunt et volunt mattare regem rubeum* (Schwarz) *et rex rubeus non potest reveri clausus.* Die Bedingung wird erst klar, wenn man annimmt, dass Schwarz, im *pat* stillstehend, noch *mat* gesetzt werden kann, z. B. 1. e7†, Ke8?; 2. Ke6, *pat;* 3. c7, *pat;* 4. c8D, *pat;* 5. Dd7‡ *mat.* — Auf 1. e7† muss also folgen (und dies steht auch im Texte) Kc8!; 2. Kd5 *ubi fit punctus*, Kc7; 3. Kc5, Kc8?, nun verliert Schwarz wieder, mithin spielt er besser 3. . . Kb8!; 4. e8D, und der Text sagt für Schwarz richtig: *non ascendas* (thue nicht aufwärts 4. . . Kc7) *sed vadas directe versus eam,* d. h. 4. . . Kc8! nach der Seite der Königin. Ferner soll geschehen: *si vadat cum regina nova duos tractus* (5. De8—e6) *vade versus cantonem et defendes:* 5. . . Kb8 ≡. Das Wort *canto* ist gewiss unklassisch, auch hat es der normannische Übersetzer nicht,

---

[1] Modern würde der Satz lauten: *Ce jeu n'est point joué, toutefois est-il subtil.*

wie sein picardischer College, mit *cant* wieder gegeben, sondern hat dafür eine Lücke (wenigstens in der von mir benutzten Abschrift) im Texte gelassen und diesen bald darauf unvollendet abgebrochen. Das Wort *cantone* ist altspanisch sowie italienisch und wird von Lolli häufig für „Eckfeld“ gebraucht. Wir haben also hier wieder eine starke Hinweisung auf den Süden.

Übrigens kommt das Problem auch im Dresdner M. S. vor und im *Cott.* M. S. sowie im M. S. *Reg.* und *Casanatense* No. 132 u. 135, an den drei letzteren Stellen aber mit Zusatz von Bauern, um die Fortsetzung des Spiels im Pat zu vermeiden.

Die Verbreitung des Problemwesens in Deutschland scheint nicht sehr bedeutend gewesen zu sein. Vom *Civis B.* zeigt sich hier keine Spur, und vom *B. Soc.* finden sich nur zwei kurze, schon bei der Gruppeneintheilung erwähnte Auszüge. Der erste besteht in der fürstlich Lobkowitz'schen Bibliothek zu Prag in einer Pergamenthandschrift des 14. Jrh., die J. Kelle in der *Zeitschrift für deutsches Alterthum*, 1867, S. 179—189 herausgegeben hat. Ihre 31 Aufgaben sind sämmtlich aus dem *B. Soc.* und zwar, wie ich nachweisen könnte, speciell aus der französischen Übertragung entnommen, von der ein Exemplar in Wolfenbüttel unter *Extr.* 118 vorhanden ist. Diese Übersetzung von etwa 1350 wird wohl auf einen lateinischen Text zurückgehen, bei welchem man zunächst an das Exemplar in Paris (10286 alt 7390) denken könnte. Letzteres war aber gewiss nicht die betreffende Vorlage, und zwar ergiebt sich dies auf folgende Art, die als ein Beispiel einer Prioritäts-Untersuchung dienen kann und deshalb hier Platz finden mag. Im Florent. *Bon. Soc.* schliesst No. 171 mit dem Satze „*sicut per te videre poteris*“. Diese Worte stehen ähnlich auch im picardischen M. S., fol. 161 v, fehlen aber am Ende des gleichen Spieles zu Paris, kehren indess in Wolf. No. 187 wieder: *ainsi*

come tu porras ueoir se tu uieus. Also kann Wolfb. nicht aus Paris entlehnt sein. Aber Florenz passt auch nicht, denn eine Stellung in Wolf. No. 80 auf fol. 41 (die ich später angebe) weicht, ich möchte sagen, systematisch von *Bon. Soc.* No. 80 ab. Danach bleibt nur noch übrig, ein drittes, etwas verschiedenes lateinisches Exemplar zwischen dem Pariser und dem Florentiner Codex anzunehmen, das als Vorlage für die Wolfenbütteler Übersetzung benutzt wurde. — Dergleichen Untersuchungen, wenn zahlreich vorgenommen, könnten wohl zu Resultaten über die Zeitfolge der M. S. S. führen, leider zeigen sich aber dabei auch Fälle, die anscheinend widersprechende Ergebnisse liefern.

Der zweite deutsche Auszug aus der Sammlung des *Bon. Soc.* ist eine niederländische Handschrift des 15. Jrh. zu München, welche ROTTMANNER in den *deutschen Alterthümern* XXII, S. 409 bis 421 mitgetheilt hat. Diese enthält nur 26 Aufgaben. Die Quelle ist in beiden erwähnten Auszügen nicht angegeben, aber von V. D. LINDE festgestellt worden.

Manches auf Deutschland Bezügliche könnte sich vielleicht noch in den alten Stiftsbibliotheken in Österreich ermitteln lassen (s. S. 42), diese sind aber von Schachfreunden noch nicht durchsucht worden.

Über die Verhältnisse in Spanien sind wir nicht unterrichtet. Nur die Existenz einiger spanischen Papiercodices, die Endspiele enthalten haben müssen und auch über Trik-Trak handelten, ist dadurch nachgewiesen, dass BRUNET Y BELLET in *El Ajedrez* 1891, p. 220 u. 21 hierauf bezügliche Notizen aus einem Bibliotheks-Verzeichniss im Archiv zu Barcelona vom Jahre 1410 anführt. Auch besitze ich die Abschrift eines Bruchstücks von einer spanischen, in Barcelona befindlichen Übersetzung des CESSOLES aus dem 16. Jrh.

Das zweite grosse Problemenbuch, *Civis Bononiae*, ist ganz ebenso eingerichtet wie der *B. Soc.* in Florenz. Es giebt davon

verschiedene lateinische Exemplare, aber keine Übersetzungen. Die beiden ältesten Manuscripte sind in Rom und wurden auf das 13. (?) oder 14. Jrh. geschätzt. Sie sind sich von Ansehen ganz ähnlich; näher unter einander verglichen habe ich sie aber nicht. Mr. WHITE besitzt Abschriften von beiden. Das eine M. S. liegt in der *Bibl. Vitt. Eman.* unter No. 273, das andere im *Palazzo Barberini.* Ein drittes Exemplar, auch auf Pergament und einst in Florenz, war datirt: *Tractatus partitorum Scacchorum, Tabularum et Merelorum, scriptus anno 1454.* Es begann, gleich wie die beiden vorhergehenden, mit 24 Versen, welche in den *Quellenst.* S. 183 danach abgedruckt stehen. In diesen Versen nennt sich der Autor einen *Civis Bononiae* (Bologna),[1] giebt aber zugleich an, wie man seinen Namen ausfindig machen könnte, was indess bisher, vielfacher Mühe ungeachtet, nicht hat gelingen wollen. Dieses Exemplar hat vermuthlich dem letzten Grossherzog von Toscana[2] persönlich gehört und mag nach Salzburg gebracht worden sein, wie ich dies als Vermuthung in der *Österr. Lesehalle* 1893, S. 245 geäussert habe. Ein vierter Pergamentcodex, LASA, auch mit den Versen, nebst *Tric-trac*, *Merellen* und einem anderen, aber wohl später hinzugefügten Spiele, bei dem gewisse Punkte aus einem Kreise ausgestossen werden, ist von Rom aus in meinen eignen Besitz übergegangen. Er hat die Form eines Sedez-Bandes, ist höchst sauber mit wahrer Miniaturschrift und gemalten Initialen ausgeführt und mag wohl auch um 1450 entstanden sein. Ferner befindet sich eine weniger vollständige Handschrift, *Add. Mss.* von 1466 im *British Museum*, und endlich kennt man einen Papiercodex, ebenfalls aus dem 15. Jrh. in Florenz mit der Signatur XIX, 7. 37. Dieser ist unter sämmtlichen Manuscripten wohl das wichtigste,

---

[1] Es wurden auch andere von Rom entferntere Orte, z. B. *Boulogne sur mer* mit *Bononia (maritima)* bezeichnet. Aber diese Orte kommen für die Problemsammlung nicht in Betracht.

[2] WALKER bemerkt im *Philidorian* 1838, p. 119: *The Grand Duke is fond of the game, and has a collection of works relative to the subject.*

da er mit Verständniss angelegt worden ist. Er enthält nicht allein die Probleme des *Civis Bononiae*, sondern auch viele andere Endspiele und namentlich eigne Bemerkungen des Revisors. Das Exemplar zeichnet sich noch durch zahlreiche Hinweisungen von früheren auf spätere Aufgaben und umgekehrt aus, aber die Verse stehen nicht darin, und sein Äusseres ist weniger glänzend als das anderer Exemplare.

Einigermaassen auffallen muss das Vorhandensein so vieler M. S. S. aus dem 15. Jrh., in dessen Mitte das Schach seiner neuen Gestaltung entgegen ging, mit der sich das alte Spiel nicht mehr vertrug. Es scheint fast, als sollten uns die M. S. S., die wohl alle, vielleicht bis auf das letzte, für vermögliche, aber doch nie in Dedicationen genannte Schachfreunde hergestellt wurden, darauf hinweisen, dass in den höheren Ständen in Italien noch zuletzt ein Festhalten am Alten angestrebt wurde. Bestimmtes wissen wir hierüber aber nicht.

Alle Copien des *Civis B.* geben die Spiele, ein Paar Versehen, wie z. B. eines von Bedeutung bei den Merellen abgerechnet, in derselben Reihenfolge und ohne den Text der Lösungen abzuändern. Sie unterscheiden sich hierin vom *B. Soc.*, welchen übrigens die späten Exemplare des *Civis B.*, wie man vermuthen muss, an Beliebtheit überdauert haben. Es scheint mir, als sei die Sammlung des *Bon. Soc.* vorzugsweise in Frankreish zur Geltung gekommen, wohingegen die andere auf Italien beschränkt blieb. Beide enthalten freilich zumeist dieselben Aufgaben, aber ohne dass man nachweisen könnte, die eine Compilation habe dem Verfasser der anderen nothwendig vorgelegen (s. S. 102).

Der *Civis B.* spricht in seinen Versen in den Pergamentausgaben vom Inhalt des Buches als von etwas bis dahin Unbekanntem *(tradens tot ignota)*, dies war aber nur ein freier poetischer Ausdruck, denn ein anderer Vers deutet auf überwiegende Compilation hin. Er sagt auch, dass im Buche nichts doppelt vorkäme. Absolut identisch mögen nun allerdings darin

nie zwei Stellungen sein, der Idee nach sind sie aber oft genung recht nahe verwandt.

In dem erwähnten Papiercodex leitet ein neuer Anonymus die Probleme mit einer eigenen Vorrede ein und scheint dadurch die Autorschaft des Werkes auf sich übertragen zu wollen. Seine Äusserungen stellen aber zugleich die Absicht der Spieler, mit den Aufgaben Geld zu gewinnen, so sehr in den Vordergrund, dass ich die ganze Vorrede in ihrem Urtexte unten beifüge.[1] Es heisst darin, der Lehrmeister habe dem Schreiber gesagt, man müsse bei den ersten Aufgaben um einen mässigen Einsatz wetten und nicht gewinnen. Auch nachher solle man zuweilen verlieren, weil dadurch die Leute zum Wetten veranlasst würden. Er selbst habe aber diese Vorsichtsregel niemals angewendet. Hingegen erwähnt er andere Regeln, die darauf hinaus laufen, an den Stellungen, die man als Probleme aufgiebt, eine Kleinigkeit so zu ändern, dass sie zu Fallen werden. Hiermit bekommen wir eine schlimme Ansicht vom Problemwesen am Schluss des Mittelalters und fühlen, dass es mit dem Schach, da das Partiespiel schon früher langweilig erschienen

[1] *Dicebat meus magister quod in primis partitis debemus de modico ludere et perdere et sic etiam in conflictu ludi debemus aliquando perdere quia ex hoc homines inducuntur ad ludendum, sed hac cautela numquam fui usus. — Ut autem caute ludas nec possis perdere est considerandum ut scias coludentis (conludentis?) secreta, circa quae dantur plures cautelae. Prima est: certum est quod partitum bonum non debet esse id quod apparet sed ejus oppositum, unde tu ponas illam partem scaccorum quae habet pejus et videtur habere melius a latere tuo. Nam tunc si ipse nescit partitum, tam (tuum?) melius partitum perscrutandi (-tans?) revolvet scacharium, licet hoc multi non faciunt et ideo non est enumeranda certa. — Alia cautela est quod in principio fingas te non recordari de partito et ideo ponas scaccos aliter quam debent esse, saepe in principio recitando et tandem pones illos ut debes, hoc in casu si sibi videbitur aliquis tractus occurrere de facili, cogitabit te non recordari de partito et ideo ludet. Et tu si cognoveris ipsum partem bonam eligere, dices or (vero?) antequam ludam, volo videre facta mea et poteris adjcere aliquid per quod mutabitur totum partitum et sudes (subdes?), ceterum non debere ludere quia quasi feci magnum errorem, non enim bene posueram partitum. Et ipse non poterit de te conqueri quia ab initio credidit te ignorare*

war und nun die Aufgabe zur Täuschung dienten, ohne Reform wohl hätte zu Ende gehen müssen.

Die aufgestellten Verhaltungsregeln dürften wohl nicht als allgemein üblich zu betrachten sein, aber sie erhalten doch in den vielen Wettspielen und durch manche zerstreut in den Text eingefügte Mahnworte einen gewissen Rückhalt. Interessant bleibt immerhin die Notiz, dass man Lehrer für die Kenntniss der Endspiele hatte. Die schönen Codices konnten sich, als zu kostspielig, nicht in Jedermanns Hand befinden. Vielleicht hat nun das einfachere Papierexemplar in Florenz als Hülfsbuch für einen Magister dienen sollen, wie man dies bei der verhältnissmässig umsichtigeren Ausführung des Buches wohl annehmen könnte. Allerdings muss es immer noch recht werthvoll gewesen sein und konnte, wegen der lateinischen Redaction, nicht als volksthümlich gelten.

Die Verse des *Civis B.* stehen jetzt nicht im Florentiner M. S., da aber in der Handschrift ersichtlich ein Paar der ersten Blätter fehlen, so könnten die Verse mit diesen verloren sein, was mir indess nicht wahrscheinlich vorkommt. Sie sind vielmehr durch einen Auszug aus der *Vetula* ersetzt, der aber nicht ganz genau ist. In diesem heisst es, Schach sei Jedem erlaubt, wenn er nur nicht blos Geld damit suche. *(Dum*

---

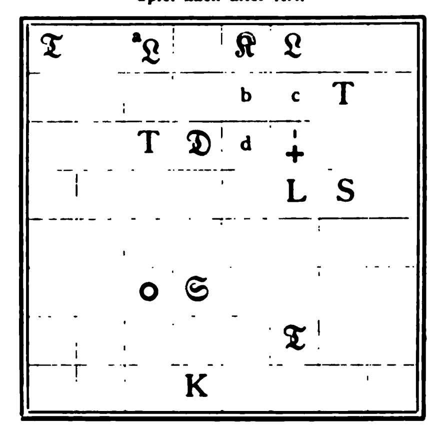
partitum. Si autem iterum vellet capere bonam partem, iterum observabis supra dicta, dicens te nolle ludere quia non recordaris, et sic destrues partitum et facies aliud vel observabis aliquam cautelam etc. — In ponendis cautus etiam existas et consideras numquid voce tremulenta partitum capiat; item numquid modica cogitationi; item numquid sit paratus multas pecunias ponere; item si voluit capere alia partita facta; item si nollet capere partita fienda, nam haec omnia demonstrant quod ipse scit partitum vel ignorat. — Et est alia cautela quae appellatur aurea quae taliter operatur quod cogit concludentem (conludentem?) eligere partem deteriorem et fit taliter. Tu scis quod partitum bonum non debet esse id quod appareat sed ejus oppositum, dicas ergo quod pars quae videtur habere melius ponit duplum pecuniarum. Nam ex hoc solo nisi caute ludat cogetur antequam ponatis pecuniam dicere quam partem vult ipse nam tu interogabis numquid velit te ponere duplum vel simplum et ex hoc habebis quam partem eligat et ista quidam utuntur hac cautela.

non pecunia queratur sola per ipsum, ne cum predictis deciis annumeretur.) Der wahre Text, der schon S. 47 angeführt wurde, sagt indess: wenn n u r der Sieg und n i c h t der Gewinnst erstrebt wird. Im Hinblick auf die vorher erwähnte Einleitung begreift man aber leicht, weshalb die Worte der *Vetula* etwas abgeschwächt wurden. Nebenbei lässt uns diese absichtliche Änderung wahrnehmen, dass die Einleitung nicht etwa eine von andersher genommene Zuthat war, sondern dass der Verfasser sie wirklich für die Sammlung aufgesetzt hatte.

Die Verse der *Vetula* gehen vor der Einleitung voraus, und erst auf diese folgen dann die Probleme mit ihren Lösungen. Die Felder in den Diagrammen haben keine verschiedene Färbung. Sie sind nur durch Bleistiftlinien von einander getrennt, und diese haben sich häufig in störender Weise verwischt. Die Figuren sind mit ihren Namen eingeschrieben: *miles* (niemals *eques)*, *alfinus*, *ferz* etc. In den Lösungen wird aber, auch für eine neue Dame, fast überall *regina* gesagt. *Domina* für Königin kommt nur gegen das Ende des Buches vor und zeigt, dass die letzten Theile Beispiele aus späterer Zeit enthalten müssen.

Die folgende Stellung entnehme ich aus meinem eignen M. S. des *Civis B.*, fol. 62 mit der Absicht, daran eine Vergleichung verschiedener Codices zu knüpfen. Das vierzügige Spiel [1. Tc8‡, Tc8:; 2. Te7† (De7:; 3. f7†, Kd8; 4. Se6‡) Kd8; 3. Td7†, Ke8; 4. f7‡] kommt in den Copien der beiden grossen Sammlungen vor, und sein lateinischer Text ist immer sehr genau derselbe: *Albi primo trahunt et mattabunt*

Spiel nach alter Art.



nigros ad iiij tractum. Cape alfinum (trahe roccum in . a., sagt *Bon. Soc.) in . a . et est scac, de alio rocco scac in . b. Si capiat eum de regina da scac de pedone et mat de milite* (nämlich in *d). Si non capiat eum de regina da iterum scac in custodia* (gedeckt vom) *alfini. Et erit mat de pedone in . c.* — Der Buchstabe . *d* . ist nicht erwähnt.

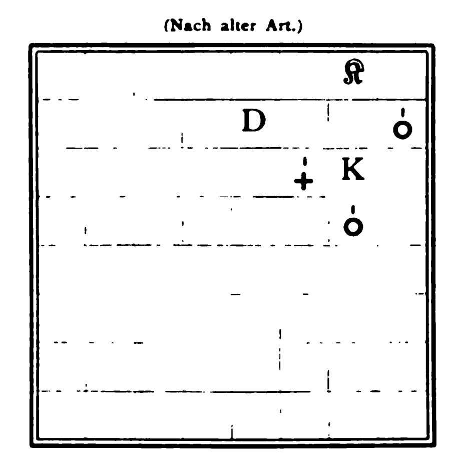
Die Stellung ist in den meisten Handschriften unrichtig, und die Lösung passt dann nicht, was aber keiner der Abschreiber, bis auf den hier auszunehmenden Anonymus des Papiercodex, bemerkt zu haben scheint. Richtig habe ich die Stellung nur in meinem *Civis B.* und im Florentiner *Bon. Soc.* No. 80 gefunden, also in je einem Exemplar von jeder der beiden Abzweigungen der lateinischen Gruppe. Mithin sind die Compilatoren, meiner Ansicht nach, ursprünglich gemeinsam von einer richtigen lateinischen Vorlage ausgegangen. Zugleich ist aber in den Verstössen eine gewisse Methode zu erkennen. Die Codices PICARD, FOUNTAINE, *Paris, Wolfenbüttel* gehören zur Abtheilung des *Bon. Soc.* und machen den gemeinsamen Fehler, Sg5 und Lf5 nach e5 und d5 zu stellen, was die Lösung stört. Der Codex *Rom. Vitt. Em.* hingegen lässt S und L richtig stehen, verschiebt aber die ganze sechste Reihe um ein Feld nach rechts und macht dadurch die Aufgabe ebenfalls unlösbar. Diese letztere falsche Aufstellung muss dem Verfasser der Papierhandschrift vorgelegen haben, denn er giebt S und L richtig an, corrigirt dann aber das Übrige mit einigem Geschick so, dass wenn es auch nicht in die ursprüngliche Aufstellung zurückkehrt, es doch zum Wortlaut der alten Lösung passt. Mit einer gewissen Befriedigung sagt er dann fol. 68: *In hoc partito primitus erratum erat, sed stat, ut nunc vides, correctum.* Seine Stellung ist für Weiss: Kd1; Tb7 und f6; Lc5; Sb5 und Bauer b6 und c6. — Für Schwarz: Kd8; De6; Tf2 und h8; Lc8 und f8; Sd3 und Bauer c3 mit einem Strich nach c2.

Die vorstehenden Bemerkungen lassen erkennen, dass der Text in meinem *Civis B.* älter sein muss, als im M. S. *Vitt. Em.*

in Rom,[1] und dass wiederum der *Bon. Soc.* in Florenz den ältesten Text seiner Abtheilung im Original oder in einer Copie enthält. Um aber mit solchen Annahmen sicher zu gehen, müsste man dieselben erst mehrfach durch andere Beispiele bestätigt finden, sonst kann man noch keine allgemeinen Schlüsse über das relative Alter der Texte in den einzelnen Handschriften sicher darauf gründen.

Aus dem vorigen Beispiele konnte man entnehmen, dass sich der Florentiner Anonymus die Revision angelegen sein liess. Die folgende Aufgabe, fol. 102 im Codex, zeigt aber doch, dass seine Aufmerksamkeit noch nicht ganz genügend war.

(Nach alter Art.)



Weiss zieht und soll in 9 Zügen mat machen. Eine weitere Bedingung ist nicht angegeben, auch stehen bei den schwarzen Bauern im Florentiner Codex die Striche wie gewöhnlich und mithin abweichend von dem hier beigefügten Diagramme. Danach erscheint die Aufgabe, bei der sich also Kg6 im Schach befindet, so wie die dort angezeigte Lösung unverstädlich. In meinem *Civ. Bon.* und bei Guarinus No. 39 sieht man aber die Striche vor g5 und h7 in derselben Richtung wie bei dem weissen Bauern f6, und so erräth man, dass ausnahmsweise hier alle Bauern in der Richtung nach dem schwarzen Könige gehen sollen. Im M. S. zu Dresden (No. 54[2])

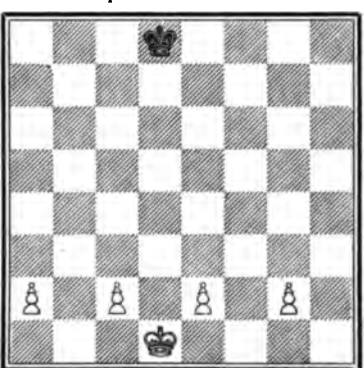
[1] Dieser Fall ist ein Beipsiel dafür, dass ein jüngeres Exemplar, verglichen mit einem ersichtlich älteren, doch die Abschrift eines ursprünglicheren Textes enthalten kann.

[2] In den beiden andern franz. M. S. S. der angl.-norm. Gruppe kommt das Problem nicht vor. — Auf einzelne Übereinstimmungen des *Dresd.* M. S. mit

ist dies ausdrücklich gesagt, und auch selbst im M. S. zu Florenz (fol. 162 v) ist dasselbe Spiel mit modernisirtem Texte und gewechselten Farben später nochmals gegeben, wobei es dann heisst: *pedones albi et nigri vadunt uno et eodem modo versus regem album* (g8)!, *licet non possent secundum rationem ludi recti.* Der Verfasser, der sonst immer auf gleiche oder ähnliche Spiele im Voraus und zurück hinweist, hat in diesem Falle dies zu thun unterlassen. Ihm ist also das erste Mal die Fehlerhaftigkeit der Stellung nicht aufgefallen, und nachher hat er die Gleichheit der Probleme fol. 102 und 162 nicht beachtet. Er hat offenbar, wie dies Beispiel bestätigt, neben dem alten auch neueren Stoff benutzt, aber nicht hinreichend verarbeitet. Die Lösung der Aufgabe ist übrigens folgende: 1. f7†, Kh8; 2 f8D, Kg8; 3. Df8—h8, Kh8:; 4. Kf7, g6†; 5. Kf8, g7†; 6. Kf7, g8D†; 7. Kf8, D ~; 8. Df6, D ~; 9. Dg7 ╪. — Bei *Bon. Soc.* No. 155 kommt das Problem etwas anders und ohne regelwidrige Bedingung in acht Zügen vor.



Spiel nach alter Art.



Noch ein Spiel will ich anführen, weil es einen besondern Namen bekommen hatte. Weiss zieht und soll gewinnen, obwohl er nur Königinnen auf Feldern derselben Farbe machen kann, die also nicht Mat geben würden, wenn sich der einzelne König auf einem Felde anderer Farbe hielte. Das Mat wird aber doch erreicht in einer der Ecken oder nahe dabei, indem man nicht alle Bauern umwandelt. Im Spiel, sagen die M. S. S., soll man die mittleren Bauern um einen Schritt vorausziehen, mit den Eckbauern aber

Aufgaben der lateinischen Gruppe gründet sich meine, S. 120 u. 126, mit den Wörtchen möchte und kann angedeutete Unsicherheit bei der Zuzählung dieses M. S. zum angl.-norm. Kreise.

langsamer nachfolgen.[1] *Civis B.* schliesst hiermit seine Anleitung zur Lösung der Aufgabe, der Verfasser der Papierhandschrift fügt aber fol. 136 noch hinzu: *Hoc partitum est pulcherrimum et multae discretionis, vulgariter nuncupatur partitum regis Francorum.* Dieser Zusatz, den ich schon S. 126 erwähnte, beweist wohl, wie sehr einzelne Spiele verbreitet waren, und wie schon in alten Zeiten ein Zusammenhang unter den Schachfreunden verschiedener Länder bestanden haben muss. Ein ähnliches Spiel wie das des französischen Königs ist die siebente Aufgabe des *Dresd.* M. S. Die Stellung ist dort für Weiss Kd3 nebst den Bauern auf b3, d4, f3 und h3. Der schwarze König allein steht auf d5.

Neben den verschiedenen Exemplaren der beiden umfangreichsten Sammlungen sind noch eine Anzahl anderer, aber in alter Zeit nicht weiter vervielfältigter Compilationen erhalten, die auch zumeist nur Auszüge aus den grösseren Werken sein mochten.

Beachtenswerth ist aber doch namentlich ein jüngeres lateinisches Manuscript zu *Florenz, Bibl. Naz.* XIX, 11/87, welches dem 15. Jrh. zugewiesen wird. Dies ist ein sehr kleiner, etwa in 24° Format, aber ausnehmend sauber geschriebener Pergamentcodex. Er enthält keine Trik-trak- und Mühlespiele, sondern nur 168 mit Diagrammen versehene Schachaufgaben, war aber vielleicht noch nicht abgeschlossen. Auch dies M. S. hat keine Einleitung und keine Erklärung der Notation, obwohl letztere eine ganz eigenthümliche ist, und neben den Buchstaben, gewöhnlich durch Zeichen, z. B. ♀, ȯ-, ╨, ‡ u. s. w. auf den Feldern die Züge andeutet. Massmann hat dies schon in der Note zu S. 113 in seiner *Geschichte* bemerkt, wo er, als der

[1] Fernere Erläuterungen, nach Angaben von Eugene B. Cook, stehen in der schon erwähnten *Münchener Festschrift*, S. 41. Kenner von Problemen würden danach die Lösung für alle Varianten leicht finden.

Erste, den Codex, jedoch recht ungenau, erwähnte. Ebenso flüchtig hat nachher FANTACCI über das M. S. berichtet.

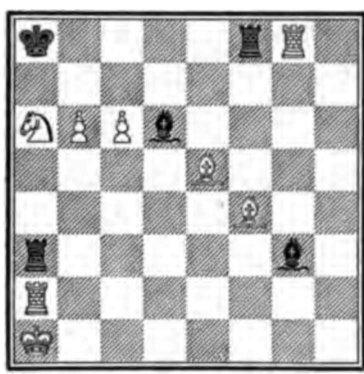
Auf den Feldern der Diagramme, die sämmtlich nicht verschieden gefärbt sind, stehen die Namen der Stücke schwarz und roth (für Weiss) abgekürzt eingeschrieben. Sie heissen in den Bildern, wie im Texte: *f* = *fercia*, *al* für *alphinus*, *R* als *rex* und *r* Statt *rochus; p*, *pedes* und *eq'* für *equus*, das hier zum ersten Male in Diagrammen und Lösungen erscheint. *Miles* ist nirgends gesagt, und ebenso nicht *regina*, sondern immer *fercia*. Dies sieht so aus, als hätte ein stärkerer Einfluss aus arabischen Quellen Statt gefunden, wo bekanntlich für beide Stücke Vesir und Pferd (nicht Reiter) gesagt wird.

Über jedem Diagramm ist die Zahl der darin aufgestellten Stücke, freilich nicht immer richtig, verzeichnet. Diese Zählung erinnert uns (s. S. 117) an ALFONSO, von dem unser Autor aber nichts gewusst haben wird. Für den spanischen Codex war seinerseits die Sicherungsmaassnahme vielleicht schon aus arabischen Vorbildern entnommen.

Bei den Diagrammen von unausführbaren Spielen ist häufig: *mentit'* (gelogen) von derselben Hand, die das Ganze geschrieben hat, beigefügt. Es folgt hieraus aber noch nicht, dass die Bemerkung vom Copisten ausging, vielmehr kann sie schon in seiner Vorlage gestanden haben. Das Wort ist aber jedenfalls ungewöhnlich. In anderen Sammlungen sind dergleichen Vermerke ebenfalls nicht selten, werden aber mit: *non fit* ausgedrückt.

Eine Anzahl von Stellungen lässt sich auch anderwärts nachweisen, jedoch stimmen die Texte der Lösungen in den älteren M. S. S. nie mit denen in der Florentiner Handschrift überein, sondern sind in letzterer immer kürzer gefasst, auch zuweilen nur angedeutet. Wegen der vielfachen Unterschiede, in Folge deren diese Sammlung als eine für sich stehende erscheint, habe ich mir eine genaue Copie derselben verschafft.

In einer, dem hierneben angegebenen Spiele sehr ähnlichen Stellung ist dem Schreiber des kleinen Codex eine Unachtsamkeit begegnet, indem er auf a6, Statt *equus*, wie es in der zugehörigen Lösung heisst, *ch'r* eingeschrieben hat. Dies scheint die Abkürzung von *Chevalier* zu sein und lässt vielleicht auf eine Entstehung oder Vervielfältigung der kleinen Sammlung in Frankreich schliessen.



(Nach alter Art.)

Weiss macht in 3 Zügen mat: 1. Sc7†, Kb8; 2. Lf4—d6+, Kc8; 3. Tf8 ‡. In alten Spielen findet man öfters zwei gleiche Läufer derselben Farbe, aber vier Läufer zugleich auf Feldern, von denen drei für sie eigentlich unerreichbar waren, kommen anderwärts wohl nicht vor. Dem Autor des M. S. muss das Spiel aber sehr gefallen haben, denn er wiederholt dieselbe Stellung noch drei Mal, indem er nur die Läufer dabei ihre Plätze verschieden wechseln lässt. Man kann daran sehen, wie durch Umformung von älteren Gedanken immer neue Aufgaben hinzukamen.

Im Ganzen folgen die Spiele des M. S. auf einander nach der Zügezahl der Lösungen, wo dies aber nicht der Fall ist, scheint die Unordnung nur beim Einbinden entstanden zu sein.

In der Ricardianischen Bibl. zu Florenz habe ich 1890 in einem Papiercodex 2871, vom Anfang des 15. Jrh., der verschiedene Sachen enthält, auf den Blättern 34—56 Endspiele mit Diagrammen gefunden. Die Felder sind hier abwechselnd hell und dunkel gefärbt, das Brett ist aber, wenn man nach heutigem Brauche urtheilt, bald richtig und bald verkehrt gestellt. Die Steine sind figürlich auf den Brettern angegeben



und gleichen sehr den Stücken in den schönen Manuscripten zu Paris. Die zu besetzenden Felder sind mit Buchstaben bezeichnet. Die sämmtlichen Probleme, 44 an der Zahl, scheinen nebst einem halben Rösselsprunge aus *Civis Bon.* entnommen, mit Ausnahme des letzten Spieles, das nirgends wiedergefunden werden konnte. Die Sammlung hat deshalb einigen Werth, weil sie die erste bis jetzt bekannte ist, die in italienischer Sprache abgefasst wurde.

Noch ein anderer alter Papiercodex befindet sich in Florenz, und zwar unter den Manuscripten der National-Bibliothek. Derselbe trägt die Signatur XIX, 7. 51, ist auch italienisch geschrieben, gehört aber in den Anfang des 16. Jrh. oder mag ein Wenig älter sein. Minister FANTACCI entdeckte ihn und machte Mittheilung darüber an STAUNTON, woraus dann die Notizen bei v. D. LINDE, *Geschichte*, S. 245, 284, 328 und *Quellenstudien*, S. 220 entstanden sind. Leider war aber die erste Mittheilung in mehreren Punkten und namentlich darin nicht zutreffend, dass sie den Codex als ganz dem neueren Spiele gewidmet ansah. Die Handschrift beginnt freilich mit etwa 50, zum Theil in der *Geschichte* wiederholten Endspielen nach moderner, im M. S. *alla rabiosa* benannten Spielart. Sie enthält dann aber noch bedeutend mehr alte Probleme, sowie auch Mühle- und Trik-trakspiele. Vollständig ist der Codex nicht, denn es sind darin an mehreren Stellen Blätter leer gelassen. Erklärungen über die Züge finden sich nirgends, obwohl sie beim neuen Spiele, das, wenigstens für Italien, damals noch nicht sehr verbreitet sein konnte, am Platze gewesen wären. Wir müssen also annehmen, dass die moderne Spielweise doch bereits im engeren Kreise des Autors genügend bekannt war, und wir können dann nur bedauern, dass sich die Zeit des M. S., deren Ermittelung auch für die Neuerung chronologisch wichtig sein würde, nicht näher feststellen lässt. Hinsichtlich der Gegend, wo es abgefasst sein mag, glaube ich, dass die regelmässig vorkommende Schreibweise *chome, dichono,*

chavalo, zuweilen auch *chaualiere* und *chanto* etc. auf die Aussprache, obgleich dies unsicher ist, hindeuten könnte, die für das *c* in Toskana mit einer leichten Aspiration üblich ist. Über die Namen der Steine ist nur noch zu erwähnen, dass der Läufer *alfino* und nie *delfino*, wie bei DAMIANO *Roma* 1512, genannt ist, die Königin aber stets *Donna* und nur ausnahmsweise, z. B. fol. 103 und 106^{v} *regina* und *reina*. Die *Fersia* ist bereits gänzlich verschwunden.

Keines der Probleme des modernen Schach scheint aus den alten M. S. S. entnommen zu sein, obwohl dies bei Spielen ohne Dame und Läufer wohl hätte geschehen können, auch findet sich nirgends eine Übereinstimmung mit DAMIANO und den neuen Spielen bei LUCENA (um 1497), oder mit dem gewiss noch etwas älteren Göttinger M. S. — Hingegen sind die Stellungen nach alter Art wohl sämmtlich schon bei *Bon. Soc.* vorhanden. Sie scheinen sogar mehr der Reihe nach excerpirt zu sein, als dies sonst in anderen Copien jener Compilation der Fall war. Die italienischen Angaben der Bedingungen und der Lösungen sind aber keine genauen Übersetzungen des lateinischen Textes, sondern wurden vermuthlich, nach Durchsicht desselben, frei nieder geschrieben.

45	62	43	52	35	56	39	58
48	51	46	61	42	59	34	55
63	44	49	36	53	40	57	38
50	47	64	41	60	37	54	33
1	22	5	28	9	32	15	18
6	25	8	21	4	17	12	31
23	2	27	10	29	14	19	16
26	7	24	3	20	11	30	13

Auf fol. 28^{v} begegnen wir einem halben, nicht anderwärts ebenso vorkommenden Rösselsprunge,[1] der sich leicht, und wohl nicht zufällig, zu einem, in sich zurückkehrenden fortsetzen lässt. Man muss dazu die untere Hälfte 1—32, auf der er steht, herum wenden und analog oben von 33—64 weiterführen, wie das Diagramm hier zeigt.

[1] In der *Schachz.* 1847, S. 97 steht ein ähnlicher, aber nicht ganz gleicher Rösselsprung.

Dann schliesst sich 64 an 1 wieder an. Das Ganze dürfte wohl als das älteste Beispiel eines vollkommenen Rösselsprunges zu betrachten sein. In der „*Geschichte*“, S. 245 und S. 295 steht er nur halb, ebenso in den *Quellenstudien*, S. 196, No. 18.

Etwa um dieselbe Zeit, als die gemischte Arbeit *à la rabiosa* entstand, wurde noch 1512 von PAULUS GUARINUS aus Forli, nicht weit von Ravenna, ein lateinisches M. S. nur für Schach mit lauter alten Endspielen auf Papier zusammengestellt. Dasselbe besteht aus 76 Problemen und ist nur ein Auszug aus *Civis Bon.* Eine Erklärung über die Regeln ist nicht beigefügt, weil dieselben vermuthlich noch die in jener Gegend üblichen waren. Die Spiele stehen alle in Dr. LANGE's *Handbuch der Schachaufgaben*, 1862, S. 567. — Das Original war einst im Besitz von R. FRANZ in Berlin, befindet sich jetzt aber in Amerika bei JOHN G. WHITE.

Zuletzt muss ich bei den Handschriften eines grösseren Manuscripts in Rom gedenken, das gewissermaassen aus der alten in die neuere Zeit hinüber reicht. MASSMANN, S. 152 erwähnte es zuerst als eine Arbeit *De ludo arithmomachiae*, mit der es auch wirklich beginnt. Dann aber, fügte er hinzu, folgen Schachtafeln mit Zügen, Buchstaben und italienischen Auslegungen. Diese Notiz ist jedoch unberücksichtigt geblieben, bis im Jahre 1894 Jemand wieder die Schachaufgaben bemerkte. Herr JOHN G. WHITE erhielt hiervon Kenntniss und erlangte eine Abschrift, von der demnächst ein Paar weitere Copien gemacht wurden.

Das M. S. ist in 4to auf Papier geschrieben und befindet sich unter No. 791 in der *Bibl. Casanatense* zu Rom, welche früher den Dominicanern gehörte. Der Schachtheil umfasst 158 Diagramme, von denen je eines nebst zugehöriger Lösung auf einer Seite steht. Die Probleme erscheinen hier aber nicht,

immer, wie es in den früheren grossen Sammlungen der Fall war, nach der Zügezahl geordnet. Eine Erklärung oder Bemerkung über die Züge ist nirgends beigefügt; unter einem leeren Brette liest man aber: *Joannes Chachi de Interamna 1511* und am Ende des Bandes wieder: *Anno 1511 die mercurij 30. Julij Romae.* Die Zeit ist also bestimmt und die Abhandlung scheint vollständig zu sein.

Die Aufgaben theilen sich in drei Abschnitte. Der erste No. 1—123[1] giebt alte Probleme, von denen sich einige auf *Civis Bon.* zurückführen lassen, bei Weitem die meisten aber neu hinzugetreten scheinen, indess durchschnittlich nicht besonders schätzbar sind. Drei Spiele, No. 2, 18 und 117, gehören dem neueren Schach an. Bei sehr vielen Problemen besteht die Schwierigkeit der Lösung nur darin, dass man nicht in weniger Zügen, als angegeben ist, mat setzen darf. Übrigens ist ungemein häufig eine kleine Änderung der Stellung angedeutet, bei welcher man nicht würde zum Ziele kommen können. Die Wettspiele müssen also wohl noch sehr üblich gewesen sein.

Spiel nach alter Art.



Der zweite Abschnitt No. 124 bis 147 enthält sogar lauter Aufgaben, die leicht scheinen und doch nicht lösbar sind: *partiti che pareno boni et sono falsi.* Eine für den Geist der Probleme des M. S. *Casanatense* recht bezeichnende Aufgabe möchte wohl die beigefügte Stellung, mit zwei *Alfilen* auf Feldern gleicher Farbe, sein. Dieselbe ist No. 16 in der Handschrift.

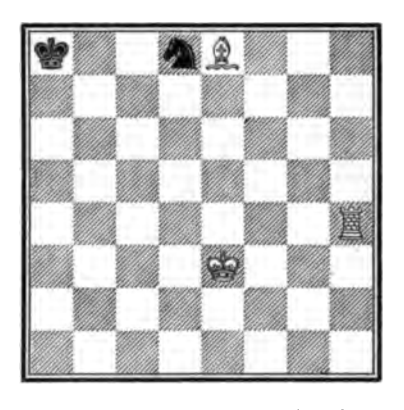
Weiss muss genau in zwei Zügen mat machen und zieht 1. Tf7—d7. Soll die Aufgabe aber unrichtig werden, so setzt

[1] Die Numerirung ist neu.

man gleich anfangs Tb5 nach b3. Dabei ist dann 1. Tf7—d7 mit Sa6—c4 erfolgreich zu beantworten und 1. Tf7—b7 ebenso mit Sa6—c5:.

Der letzte, dritte Abschnitt No. 148—158 ist mit *„Dela D(onna), partiti ala rabiosa"* überschrieben und bezieht sich auf das neuere Spiel, aber auch hier darf man gewöhnlich nicht vor der Zeit mat sagen und erfährt, wie man unscheinlich die Stellung verderben kann. Die Namen der Stücke sind durchweg *Re*, *donna*, *rocco*, *alfino*, *cavallo* und *pedina*, werden aber fast ausschliesslich mit den Anfangsbuchstaben allein und in den Diagrammen noch mit dem Zusatze *b (bianco)* oder *n (nero)* bezeichnet. Eine verschiedene Färbung der Felder besteht nicht; die Züge werden nach eingeschriebenen Buchstaben angegeben. Der Text ist nicht immer leicht verständlich, aber arge Fehler kommen hier, ebenso wie im Ganzen bei den Stellungen nicht zu häufig vor.

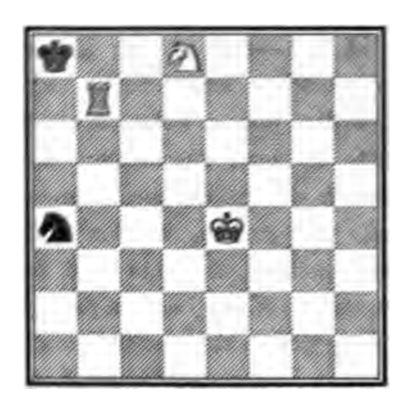
Das folgende alte Spiel No. 94 wird besonders gelobt. Schwarz zieht mit dem Springer drei Mal, erobert den Roch, verliert dann aber den Springer. Vermuthlich stammt das Spiel aus dem Orient, wo die Partei gewann, welche ein Stück übrig behielt.



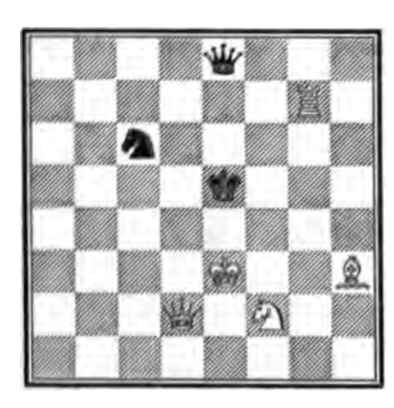
Die Lösung ist: 1... Sd8—c6—e7—f5†; 2. Kf4!, Sh4:; 3. Lc6†, K~; 4. Le4, und nachher geht der Springer verloren. Die Züge passen auch auf neueres Spiel.

No. 28 auf nächster Seite ist ein ähnliches Spiel. Im Arabischen lautete die Bedingung dabei wohl, dass Schwarz anzieht, den Roch gewinnt, aber doch verliert. In Italien wird ein Spiel um 1511 vermuthlich, wenn nicht mat erreichbar war, für unentschieden gegolten haben. Darum giebt der Autor eine

umständlichere Einleitung für das Problem und sagt: *Dice lo b. ch dara mato al n. ouero li leuara lo c. — Dice lo n. ch iocando auanti* (mit dem Anzuge) *e contento.* Die Fortsetzung ist: 1. . . Sc5†; 2. Kd5, Sb7:; 3. Sc6!, worauf der schwarze Springer verloren ist. Der Grundgedanke der Aufgabe ist übrigens auch im 93. Problem des Alfonso enthalten, s. S. 66.



Um noch zum Schluss ein Spiel *alla rabiosa* anzuführen, gebe ich hier aus dem M. S. das letzte Problem nach neuerer Art.



Weiss zieht und setzt mat in drei Zügen: 1. Se4, Dd8 *(per il meglio)*; 2. Dd6†, Dd8:; 3. Tg5 ╪ und nun wird noch hinzugefügt: willst Du es aber falsch haben, so setze den schwarzen Springer nach b5, damit dieser auf d6 nehmen könne.

Siebenter Abschnitt.

Übergang zum neueren Spiel. — *Sen svit ieux Partis.* — MENNEL, Schachtzabelbuch. — Vicent 1495. — LUCENA (NEVES). — Göttinger Handsch. und DAMIANO, 1512. — CARDANUS.

Die von mir besprochenen M. S. S. umfassen ungefähr das gesammte uns erhaltene handschriftliche Material über das mittelalterliche Problem-Schach in Europa, und wir befinden uns nunmehr in unserer Darstellung an dem Wendepunkte, welcher der bedeutungsvollste in der ganzen Geschichte des Schach gewesen ist, indem von ihm die Reform ausging. Ich setze den Beginn des allmähligen Überganges zum neuen Spiele in die zweite Hälfte des 15. Jrh., etwa um 1475, und folge übrigens der allgemeinen Annahme, die Anderung sei von Spanien ausgegangen. Die Neuerung umfasste die Erweiterung des Ganges für die Dame und die Läufer unter Beibehaltung des einmaligen Königssprunges in's dritte Feld, aber mit Wegfall des Anfangssprunges der ersten und einer jeden später entstehenden Königin. Über die Umstände, unter denen sich der Abgang vom alten Spiel vollzog, und ob die Erweiterung für die Dame und die Läufer gleichzeitig Aufnahme fand, darüber gebricht es uns an Nachrichten. Auch findet man nirgends eine bestimmte Äusserung, dass man gerade zu jenen Zeiten mit den alten Normen besonders unzufrieden war. Anzeichen des Vorhanden-

[illegible] einer gewissen Missstimmung haben wir allerdings schon früher wahrgenommen, als die ganze Partie aufhörte, geschätzt zu werden. Damals trat aber das Interesse für die Probleme in den Vordergrund, und das Wesen des Spieles an sich blieb noch unberührt. Die Aufgaben waren indess zum Theil, wie auch die von mir angegebenen Beispiele gezeigt haben werden, recht wenig geistvoll, und es ist eigentlich zu verwundern, dass ihre Beliebtheit so lange, wie geschehen ist, hat andauern können. Nachdem aber das praktische Spiel zurückgedrängt war und nun auch die Aufgaben nicht mehr genügten, blieb freilich nichts übrig, als die Züge zu erweitern, was ich schon S. 154 andeutete. Unterstützt wurde die damalige Geneigtheit für eine Änderung vermuthlich durch das allgemeine Streben, welches gegen 1500 die christliche Bevölkerung erfasste und zu Entdeckungen, sowie später zu religiösen Bewegungen antrieb. Eine so gewaltige Aufregung hat wohl zugleich auch eine starke Wirkung auf die geselligen Unterhaltungen ausgeübt, zu denen das Schach mitgehörte. Die Neuerung war aber doch sehr durchgreifend und musste zugleich den Charakter der Beschäftigung mit dem Spiele ändern, da sie ihn von den kurzen Aufgaben zur umfassenden Partie zurückleitete, was man noch dazu im Wesentlichen innerhalb ziemlich kurzer Zeit vollbracht haben muss. Dass eine schnelle Änderung im Schach nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, hat zu unserer Zeit der (s. S. 23) rasche Übergang Italiens zur allgemein üblichen Spielweise gezeigt. Ähnlich kann es also auch mit der Umwandlung im Zeitalter der Entdeckungen der Fall gewesen sein. Ob nun aber dabei der Combinationswerth des Schach wesentlich gewonnen hat, ist kaum festzustellen, da Niemand, der zum Urtheil befähigt wäre, heut zu Tage in der alten Partie hinreichend geübt ist. Gerade in der Gegenwart, wo man sich von den lebhaften und oft überraschenden Angriffsspielen vielfach zurückhält und dafür Positionsspiele als besser übersehbar und bei Irrthümern meist weniger verhängnisvoll bevorzugt, könnte die Frage aufgeworfen

werden, ob in dieser Beziehung nicht etwa das ruhige alte Spiel dem Zwecke ebenso gut entsprechen konnte. Die gesammte Streitmacht stellte einen geringeren Werth dar, aber es war dann auch bei eintretender ungünstiger Stellung oder bei Concentrirung der Kräfte nach einer Richtung, z. B. bei den auch früher, wie es scheint, sehr häufigen Flügelangriffen, das Übergewicht der einen Partei nicht so gross, wie dies heute wegen der Gewalt zu sein pflegt, die in der neuen Dame und in unseren Läufern ruht. Auch im alten Schach wird, wenn man gut spielen wollte, sehr umsichtig combinirt worden sein. Namentlich wird es grosser Feinheit beim Endspiel bedurft haben, um gegen das in sehr vielen Fällen mögliche Remis noch den Gewinn zu erlangen. Man darf indess doch wohl annehmen, dass die Erweiterung des Spieles zum „Sturmschach" einen intellectuellen Fortschritt bildete. Ehe wir uns jedoch vollständig vom alten Schach trennen, möchte ich noch daran erinnern, dass auch in den Erstlingen der Druckerzeugnisse eine Übergangszeit für das Schach zu Tage tritt. Ein Paar unbedeutende Arbeiten erschienen damals neben dem grösseren Werke des Lucena. Es giebt nämlich einen kleinen Druck in französischer Sprache, den Denis Janot (vermuthlich der Sohn) in Paris verlegt hat, und der dem Anfang des 16. Jrh. angehören wird: *Sen svit ieux Partis des eschez et est appelle ce liure le ieu des princes et damoiselles.* Hiervon existirt, so viel man weiss, nur in Wien ein mehrfach copirtes Exemplar. Dasselbe enthält 21 schon sonst bekannte alte Endspiele ohne Einleitung und weitere Erklärung. Auch hier sind die alten Züge also noch als gebräuchlich vorausgesetzt.

Endlich bleibt noch Mennel's Büchelchen von 1507 und dessen erweiterte Ausgabe zu Oppenheim etwa um 1520 zu erwähnen, mit welcher einige alte Endspiele verbunden waren, die Selenus 1616 als Antiquitäten wiederholt hat. Eine letzte Ausgabe von Chr. Egenolff 1536 zu Frankfurt a. M. bezieht sich zwar auch auf das Spiel der früheren Zeit und nennt den

Läufer noch den Alten, giebt aber zugleich die Züge des Current- oder Welsch-Schachspiels an, womit nun auch für Deutschland der Übergang zum neuen Spiel bezeichnet ist.

Ein catalonischer Druck aus Valencia: *Libre dels jochs partits dels chachs en nombre de 100 ordenat e compost por mi Francesch Vicent* vom Jahre 1495 wird aus Problemen bestanden haben, wir wissen aber nur den Titel und die Schlussworte,[1] sind also im Unklaren darüber, ob sich der Inhalt auf das alte oder schon auf das neue Spiel bezog. Dieses Werk ist das einzige gedruckte Schachbuch, von dem man jetzt kein Exemplar nachweisen kann. PANZER (1795, III, S. 60) hatte eines im Kloster Monserrate bei Barcelona gesehen, dies Exemplar existirt aber seit Zerstörung der Bibliothek nicht mehr. Das *Libre dels jochs partits* muss ein kleines Heftchen gewesen sein und mag vielleicht noch, mit etwas Anderem zusammen gebunden, irgend wo versteckt liegen. Grosse Mühe habe ich mir um dessen Auffindung in Catalonien und anderwärts gegeben.[2] Zuletzt veranlasste ich den Dr. TOLOSA Y CARRERAS, in der von ihm redigirten Schachspalte der Zeitung *El Campo* in Madrid vom 16. Mai 1892 eine Aufforderung zu Nachforschungen an die spanischen Bibliothekare und Schachfreunde aufzunehmen. Aber auch dieser, bereitwilligst ausgeführte Schritt ist ohne Erfolg geblieben.

Zum Schluss des Mittelalters wurde LUCENA's *Repeticion de amores e arte de axedres con CL iuegos de partido*, vermuth-

[1] Titel und Schluss stehen, wie mir aus dem *British Museum* mitgetheilt worden ist, am ausführlichsten in FUSTER's *Biblioteca Valenciana* 1827. 4°. Tomo I, ppg. 40—41. Ob aber das Werk Diagramme hatte, ist auch dort nicht gesagt.

[2] Als ich in der *Columbina* zu Sevilla (wo ich den VICENT für den Fall vermuthete, dass der Sohn des COLUMBUS, der diese Bibliothek gesammelt hatte, ein Schachspieler gewesen wäre) das Buch 1885 nicht gefunden hatte, erhielt ich von einem Bibliothekar in Madrid die schriftliche Notiz, das Werk sei in der *Bibl. de l'Arsenal* zu Paris, die so viele absonderliche Kleinigkeiten besitzt. Die Benachrichtigung war indess unzutreffend.

lich zu Salamanca, wo sich der Autor als Studiosus befand, herausgegeben. Der erste Abschnitt des seltenen Buches ist für uns gleichgültig; wir haben es nur mit dem weit ansehnlicheren zweiten Theile zu thun. Dieser beginnt mit Spielanfängen nach neuerer Art, widmet demnächst aber bedeutend mehr Raum den Problemen, die also für den Verfasser ersichtlich noch die Hauptsache bildeten. Die Wettspiele verschwinden bei ihm, kommen aber doch noch zuweilen vor, s. z. B. unsere Note auf S. 146.

Übrigens sind die 150 mit grossen Holzschnitten versehenen Probleme gemischter Art, nämlich theils neu, zum grossen Theil aber nur nach den alten Regeln lösbar. Ein Urtheil spricht LUCENA weder über den Werth des bisherigen noch des neueren Spiels aus. Er betrachtet aber das alte Schach noch als fortbestehend und erklärt die neuen Züge durch ihren Unterschied vom alten *(del viejo)* Spiele. Das neuere Schach nennt er *De la Dama*, wohl nach dem nunmehrigen Hauptsteine, für welchen er nie Königin und auch nur selten, bei alten Endspielen, noch *Alferezza*, sondern allgemein *Dama* sagt. In Italien, sahen wir, wurde das neue Spiel mit *alla rabiosa* bezeichnet, was sich durch die grössere Thätigkeit der mit erweitertem Gange ausgestatteten Stücke erklärt. In allen Ausgaben des DAMIANO, die in Italien erschienen, findet sich seit 1512 bis in's 17. Jrh., indem eine der anderen nachdruckte, jene Bezeichnung. Sehr bald bedurfte es aber für gewöhnlich keiner Unterscheidung mehr, da das alte Schach ganz verschwand. Die Ausdrücke *De la Dama* und *alla rabiosa* können also nur vorübergehend im Gebrauch gewesen sein, vielleicht wie das Currentschach in Deutschland.

Die Zeit für das Werk des LUCENA, das keine Jahreszahl trägt, lässt sich dadurch bestimmen, dass der Schachtheil desselben dem bereits als Thronfolger und JOHANN III. anerkannten Kronprinzen von Spanien, dem Sohn FERDINAND's und der ISABELLA, dessen *delphinicas manos* der

Autor küsst, gewidmet war. Dieser Prinz starb aber am 4. October 1497.

Mehr als durch die Probleme ist die *Arte de Axedrez* durch Besprechung der Regeln des Spieles und durch die mitgetheilten, wenn auch noch sehr dürftigen Eröffnungen, für uns interessant. Denn durch diese Ergänzungen bildet es einen Fortschritt in der Literatur. Aus LUCENA's einleitenden Bemerkungen ersehen wir, dass Schach auch damals wohl gewöhnlich um Geld gespielt wurde. Der Autor meint aber, man müsse so niedrig einsetzen, dass der Verlust nicht drückend empfunden werde, man solle, auch wenn umsonst gespielt wird, doch keine Züge zurücknehmen.

Nur wenige reglementarische Bestimmungen des LUCENA haben später noch Modificationen erfahren. Die lang' umstrittene Frage, ob ein Bauer bei seinem ersten Zuge an einem vorgerückten feindlichen Bauern, ohne Gefahr von diesem genommen zu werden, vorbeiziehen dürfe, muss sofort entstanden sein, als die Neuerung des Doppelschrittes in Europa Geltung erlangte, erwähnt ist sie aber erst bei LUCENA und hat dann grössere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die heutige allgemeine Praxis entspricht der von LUCENA darüber gegebenen Regel. Man sagt also, der Bauer kann im Vorbeigehen *(en passant)* geschlagen werden, meint aber, unmittelbar nachdem er vorbeigezogen war. DAMIANO wollte eine Einschränkung beifügen und bestimmen, man dürfe mit dem etwa bei a4 vorbeiziehenden Bauern b2—b4 nicht den eignen König, der auf a3 stehen mag, gegen ein ihm von fern in schräger Richtung gebotenes Schach decken. Deshalb sei der Bauernzug in solchem Falle unzulässig. Diese Einschränkung, von der vor der Erweiterung des Ganges der Dame und der Läufer nicht die Rede sein konnte, hat überhaupt keine Geltung erlangt.

Bei der Aufstellung des Brettes nimmt LUCENA, ohne es direct zu sagen, an, dass man zur Rechten unten ein weisses Feld habe. Es muss dies also um 1497 in Spanien üblich

gewesen sein, und so ist es denn auch bis auf den heutigen Tag überall geblieben. Eine besondere Bedeutung misst der alte Autor dieser Lage des Brettes aber offenbar nicht bei, auch ist sie an und für sich für die Combinationen unwesentlich. Aus LUCENA's Rathschlägen geht hervor, dass er die schwarzen Steine bevorzugt, wobei dann, wenn man diese auf die Reihen 1 und 2 stellt, der König links von der Dame stehen würde. Falls nun aber, sagt er, auch der Gegner diese Figuren beansprucht, so soll man das Brett halb drehen, dann kommt rechts unten ein schwarzes Feld und der weisse König links von der Dame zu stehen, man spielt dann mit den weissen Stücken, als wären es die schwarzen. LUCENA legt also mehr Werth auf die Stellung des Königs, an die man gewöhnt ist, als auf die Lage des Brettes.[1]

Das Werk des LUCENA ist von keinem alten Autor benutzt worden, wohl auch nicht von dem der Zeit nach am nächsten folgenden Portugiesen DAMIANO. Erst W. LEWIS hat es in den *Letters by U. Ewell* 1848, p. 3—7, nach dem Exemplare beschrieben, das sich jetzt im *Brit. Mus.* befindet. — Aus alter Zeit giebt es aber eine handschriftliche Übertragung des LUCENA in dem portugiesischen M. S. des ANTONIO DAS NEUES, fol. 134 bis 161, das am Ende die Jahrzahl 1648 trägt und mit einer Übersetzung des LOPEZ beginnt. Dasselbe wurde von mir in der National-Bibliothek zu Lissabon (H. 2. 54.) im Mai 1885 eingesehen. Bis dahin wusste man überhaupt nicht, dass auch LUCENA's Werk abgekürzt und mit einer, von NEVES gemachten *(escolhi)* Auswahl von 102 seiner Probleme in jenem M. S. anzutreffen war.

[1] Anders bestimmen die Spielregeln der Berliner Schachgesellschaft von 1827 und 1840. Hier lautet § 14 *(Schachz.* 1846, S. 36): „Jedes Versehen hinsichtlich der Stellung des Brettes macht das Spiel null und nichtig". BILGUER's *Handbuch* hat sich aber dieser unbegränzten Vorschrift nicht angeschlossen. Dieselbe findet sich indess auch im 44. Artikel des *„Reglement Sissa te Wijk bej Duurstede 1849"*.

Zur Übergangsperiode, oder ihr nahe stehend, rechne ich ferner die lateinische Pergamenthandschrift, welche Professor Österley in der Göttinger Universitäts-Bibliothek *(M. S. philos. 85. octav.)* entdeckt hat. Sie enthält Spielanfänge und 30 Probleme, aber Alles nur nach neuerer Art und hat mithin das alte Spiel völlig beseitigt. Das Ganze ist eine Anweisung für einen nicht näher bezeichneten Fürsten, der mit *Serenissime Prinsess* oder ähnlich neben Vos[1] angeredet wird, und der des Spieles bereits kundig sein musste, da keine Erklärung der Züge beigegeben ist. Entstanden wird das M. S. im Gebiete der französischen Sprache sein, denn die Figuren in den Diagrammen sind mit den Anfangsbuchstaben der französischen Namen eingeschrieben, nämlich: *R (roi), da (Dame), ro (Roc), fo (fol), ch (chevalier)* und *p (pion).* Im Texte ist aber für den Läufer *Alphinus* und nur zuweilen *Stultus*, und für den Springer *eques* und *miles*, sowie für die Dame *regina* gesagt.

Eine genaue Bestimmung der Zeit vermissen wir hier leider wie bei dem M. S. *alla rabiosa.* Sie würde uns sonst über die Einführung der Neuerungen in Frankreich speciell haben orientiren können. Als ich die Handschrift in Händen hatte und mich nach ihrem Alter in Göttingen erkundigte, glaubte man Anfangs, dieses bis in den Beginn des 15. Jrh. hinaufrücken zu dürfen, aber bei näherer Prüfung hat der Director Professor Dr. Dziatzko doch die Gränze auf gegen oder um 1500 bestimmt. Dies passt gut mit der Aufnahme der erweiterten Züge beim Eingang in's letzte Viertel des 15. Jrh., aber es giebt zugleich auch einigem Zweifel Raum, ob das M. S., wie man doch annehmen möchte, und wie ich es auch thue, die allererste Kundgebung des neuen Spieles war, oder ob nicht Lucena vorher ging. Die Spielanfänge des M. S. lassen sich schon in zwei

[1] Nur in einem Wettspiele (fol. 21 v), das auch bei Lucena (No. 82) und bei Damiano steht, findet sich zwei Mal *tu*. Damit ist aber noch nicht gesagt, dass auch bei den Spielanfängen ein älterer Text, der stets *tu* enthielt, dem Autor oder dem Copisten des Exemplars vorgelegen haben müsse.

Abtheilungen für das offene und das geschlossene Spiel trennen. Sie sind entschieden gehaltvoller als bei LUCENA und oft so weit fortgeführt, dass man daraus einen Schluss auf die Stärke des Verfassers im wirklichen Spiele machen könnte und diese in Betracht der Umstände ziemlich hoch anschlagen möchte. Die Mittheilung der Partien geschieht im M. S. in derselben Weise wie bei dem Spanier, auch sind an beiden Stellen die Spiele als erste, zweite etc. Regel überschrieben. In der Handschrift lautet der Anfang, den ich hier als Beispiel der Notation der Züge um 1500 angebe, folgendermaassen: *Ludet Dominatio vestra, pedonem regis ad quatuor punctos numerando de domo regis* (1. e2—e4) *et si adversarius idem luserit* (1. e7—e5), *ludite equitem regis ad iij punctum estulti regis* (2. Sg1—f3) *et si custodierit pedonem cum pedone stulti regis* (2. f7—f6), *accipite suum pedonem cum equite* (3. Sf3—e5:) *et si accipit cum pedone* (3. f6—e5:), *date ei scacum cum regina* (4. Dd1—h5†) etc.

Das Wort *estultus* im lateinischen Texte, statt *stultus*, könnte an südliche Nationalität des Schreibers glauben machen, aber man findet in alter Zeit das *e* vor dem *s* mit darauf folgendem Consonanten auch nicht selten in Frankreich. Im Lateinischen ist es indess ungehörig.

Der eben angeführte Anfang bildet auch das erste Spiel bei LUCENA und kehrt bei DAMIANO wieder, mit dessen Namen man ihn belegt hat. Daneben ist aber ein lächerliches Missverständniss untergelaufen. Das Spiel, welches zuerst LOPEZ 1561, fol. 104, „*gambito del Damiano*“ nannte, ist in vielen Exemplaren der italienischen Übersetzung des LOPEZ von *Tarsia* 1584, p. 133 zum „*gòmito* (Elbogen) *di Damiano*“ geworden, wobei das verderbte Wort drei Mal auf jener Seite vorkommt. Andere Exemplare, nachdem vermuthlich während des Druckes das Versehen bemerkt und theilweise berichtigt war, lesen zwei Mal *gombito*. Das erste *gomito* ist aber doch stehen geblieben. Nun haben verschiedene italienische Schachautoren,

z. B. Ponziani 1782, S. 8 u. 37, welche zufällig Exemplare der ersten Art besitzen mochten, *gomito di Damiano* beibehalten. Erst die *Nuova Rivista* hat 1884, p. 223 den Sachverhalt aufgeklärt. Der Elbogen wird nun wohl wieder dem Gambit Platz machen, grosse Schachbibliotheken müssen aber suchen, sich Exemplare des Lopez 1584 von beiden Arten zu beschaffen.

Das folgende, bei Lucena nicht vorkommende Problem des Damiano in genau 3 Zügen ist an sich eine werthlose Composition, zeigt aber ein Gemisch des neuen mit dem alten Spiele. Der Läufer hat nämlich hier, wie Damiano ausdrücklich sagt, die alten Eigenschaften, die entstehende Königin wird aber neu, ohne Bemerkung. Keines der schwarzen Stücke darf genommen werden.



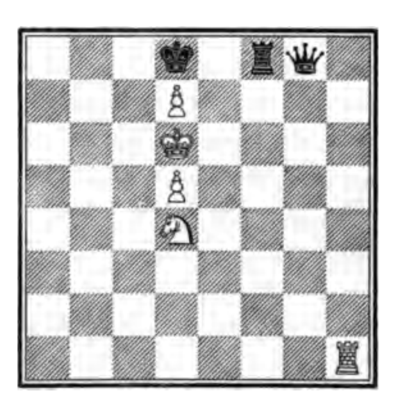
1. d8D, Tc8†; oder s. A. 2. Sc7†, Ka7; 3. Sa3—b5 ‡, indem das Feld b8 durch den Läufer beherrscht ist.

A. ... Tf7; 2. Sb5†, Ta7; 3. Sd5—c7† mat.

Bei Damiano steht der Buchstabe d auf h3, und es heisst, das Mat liesse sich nicht ausführen, wenn zuerst Th3 geschähe. Ein solcher Zug ist indess unmöglich und eine Correctur nicht ersichtlich.

Ich glaube nicht, dass aus diesem Endspiele gefolgert werden könnte, dasselbe müsse in einer Zeit aufgestellt worden sein, zu der zwar der Gang der Königin, aber noch nicht der des *Alfin* erweitert war. Es giebt auch ein altes Endspiel (s. *Schachz.* 1870, S. 105) beim *Bonus Socius* und dem *Civis Bononiae*, in welchem dem Rochen zugleich die Eigenschaft des alten Läufers beigelegt ist. Auch dieses Problem berechtigt aber nicht zu der Annahme, hier sei ein Vorläufer der späteren Dame gegeben, denn das Spiel ist vereinzelt geblieben.

Das folgende Wettspiel findet sich bei allen drei modernen Autoren der Übergangsperiode. Weiss will genau in 4 Zügen mat geben mit dem Bauern, der jetzt auf d5 steht. Dies Spiel könnte auch ein altes sein, falls Dg8 ein *Alfin* wäre. 1. Se6†, De6 ‡; 2. e6:, und wenn nun Schwarz nicht Th8 zieht, was ihn rettet, würde er im 4. Zuge richtig mat.



Die Wettspiele haben uns durch das ganze Mittelalter begleitet, hören nun aber auf. Ob einige Probleme bei Stamma 1737 wiederum als Wetten zu betrachten sind, ist zweifelhaft, jedenfalls kann heut zu Tage nicht mehr von solchen Spielen die Rede sein.

Aus dem Inhalt der Spielanfänge bei den ältesten drei Autoren und aus der Verschiedenheit, die sich in ihren Werken bei Behandlung von übereinstimmenden Problemen zeigt, gelangt man zu der Überzeugung, dass sowohl Lucena, wie der Verfasser des *Gött.* M. S. und Damiano, ungeachtet vieler Ähnlichkeiten, doch drei selbständig verfahrende Autoren waren, bei denen keiner die Schrift eines der Andern vor sich hatte. Professor v. d. Linde bemerkt (*Geschichte* I, S. 328), dass „Lucena und Damiano ihre Sammlungen ebenso mit den zwei letzten Problemen der Göttinger Handschrift geschlossen haben, wie sie dieselben mit dem ersten anfingen.“ Die drei Autoren haben also für die Probleme eine gemeinsame Quelle, vielleicht in Rom, benutzt, denn dort ist Lucena, wie er angiebt, gewesen und befand sich auch Damiano, sowie vielleicht ebenso, obwohl man es nicht weiss, der Autor des Göttinger M. S. — Übrigens stehen alle 30 Göttinger Probleme sowohl bei Damiano wie bei Lucena, und ferner findet man fast die ganzen 72 Endspiele Damiano's wiederum bei Lucena. Es muss hiernach wohl allen

drei Autoren auf diesem Gebiete die eigne Gabe der Erfindung abgesprochen werden. Sie erscheinen uns hier nur als Compilatoren, an denen wir abermals sehen, dass die Quellen verloren gehen, sobald man sie ausgiebig benutzt hat. Freilich dürften wir noch annehmen, dass sämmtliche Materialien aus dem für jetzt verschwundenen Buche des Vicent entnommen waren. Aber auch diese Supposition genügt nicht, denn Vicent kann nur 100 Spiele gehabt haben, während Lucena deren 150 mittheilt.

Unter den drei Werken der Übergangszeit ist das italienisch und bei den Problemen zugleich spanisch abgefasste Buch des Portugiesen das bekannteste. Es erschien 1512 zu Rom unter dem Titel „*Questo libro e da imparare giocare a scachi et de le partite*“ und war einem Signor Caesarino Romano dedicirt. Bei späteren Auflagen, deren es viele mit und ohne Jahreszahl in rascher Aufeinanderfolge gegeben hat, und die beweisen, wie beliebt das Büchelchen gewesen sein muss, ist die Widmung wieder weg geblieben. Es waren vielleicht lauter unerlaubte Nachdrucke.

Das Werk enthält einleitende Bemerkungen, aus denen ich die einzelnen Namen der Stücke, so weit sie Interesse gewährten, schon angegeben habe. Dann folgen ein Paar ganz oberflächlich und schwach behandelte Spieleröffnungen und einige Anfänge mit Vorgaben, die nur insofern Beachtung verdienen, als sie zeigen, dass die Ausbildung des neuen Schachs schon damals in den wenigen Jahren seines Bestehens so weit vorgeschritten war, dass man durch Vorgabe des Bauern f7 und auf andere Weise eine Ausgleichung für schwächere Spieler suchen musste. Die Hauptsache im Buche sind jedoch die mit wenig sauberen Holzschnitten dargestellten Probleme, die ihm einen grossen Ruf verschafft haben, da sie während 350 Jahren allein auf Damiano's Namen verbreitet wurden und auch mehrfach in fremde Sprachen so übergingen. Der Versuch, den Don A. Porto 1606 u. 7 zu Bologna machte, um

das ganze Werk auf sich zu übertragen, hat den beabsichtigten Zweck verfehlt. Seitdem man indess mit dem LUCENA und dem *Göttinger* M. S. besser bekannt wurde, war freilich auch die Genialität des Portugiesen nicht mehr aufrecht zu erhalten. Er wird, nach heutigem Urtheil bemessen, ein recht unbedeutender Spieler gewesen sein.

In die erste Hälfte des 16. Jrh. würde auch eine Abhandlung des als Philosoph und Mathematiker berühmten Mailänder Arztes HIER. CARDANUS (1501—1576) gehört haben, wenn dieselbe nicht Handschrift geblieben und für uns verloren gegangen wäre. Einige M. S. S. des CARDANUS liegen noch in Mailänder Bibliotheken, dort hat aber ein Schachfreund, der seitdem bei einem Aufenthalte in Florenz verstorbene Bibliothekar ALFREDO LENSI, den ich zum Nachsuchen veranlasst hatte, nichts über Spiele gefunden. Indess könnte die Handschrift, die mit den Worten *Non per vitio alcuno* begonnen haben soll, doch noch irgendwo unbeachtet ruhen. CARDANUS selbst hat uns verschiedene, über seine ganze Lebenszeit zerstreute Notizen hinsichtlich seiner Leidenschaft für das Schachspiel mitgetheilt. Sie sind bei v. D. LINDE II, S. 49 zusammengestellt und bekunden, dass den CARDANUS seine Neigung bis zur Vernachlässigung seiner sonstigen Beschäftigungen getrieben hat.[1] Nebenbei sei er aber durch das Spiel mit dem Herzoge FR. SFORZA bekannt geworden und habe sich auch viele Freunde unter den Vornehmen in Mailand erworben.

Wir sehen also, dass in der Lombardei die Theilnahme

[1] So und nicht von directem Spielverlust verstehe ich die Worte, die er 1575 niederschrieb: „*Sed cum multis annis, ac pene XL* (er hätte 50 sagen sollen) *assidue illi (ludo latrunculorum) incubuerim, quantum familiaris rei jacturam passus sim, compendio nullo, non est facile dictu. Sed alea etiam longe deterius cessit*“. Nur den letzten Satz möchte ich auf unmittelbaren Geldverlust im Spiel beziehen.

am Schach in den höchsten Kreisen noch keineswegs erstorben war, und dass man mit der Kenntniss des Spieles auch gesellige Erfolge erzielen konnte.

Hinsichtlich der Schrift über Schach bemerkt CARDANUS, dass er um 1525, also noch sehr jung, eine Abhandlung über Spiele in vier Abschnitten italienisch abgefasst habe. Diese Arbeit muss später erweitert worden sein. In einem Verzeichniss seiner Schriften vom Jahre 1543 theilt er uns mit, dass er sich im ersten Theile des Tractates nur mit Schach und anderen, auf Berechnung *(sola industria,* wie er 1554 sagt) beruhenden Spielen beschäftigt habe, während demnächst Tricktrak *(ludus fritilli),* Karten und reine Hazardspiele *(alea)* in der Abhandlung folgten.

Für den ersten Theil giebt CARDANUS die Zahl der Blätter ein Mal auf 100, nachher jedoch auf gegen 150 an. Gedruckt wurde von den vier Theilen aber nur (1663 zu Lyon), in lateinische Sprache umgesetzt, derjenige Abschnitt, welcher über Glücksspiele handelte.

Im Ganzen müssen wir wohl annehmen, dass CARDANUS in Bezug auf Schach von der wirklichen Partie ausging, und dann würde seine Schrift von practischer Bedeutung gewesen sein. Indess lassen die wenigen Worte, die er in einer späteren Lebensbeschreibung von 1575 dem Schachbuch widmet (Lyon I, p. 14), sich doch am besten auf Probleme deuten, und wir wissen deshalb nicht, wie es eigentlich mit der Abhandlung stand. Er sagt wörtlich: „Obwohl ich Vieles und Bedeutendes im Buche über Schach aufgefunden habe, so ist mir doch auch Manches, da ich sonst beschäftigt war, entfallen: darunter acht oder zehn“ [dies, meine ich, bezieht sich auf Probleme], „die ich niemals wieder erlangen konnte, und gerade diese schienen menschlichen Scharfsinn und die Möglichkeit der Lösung zu übersteigen. Dieses habe ich hier deswegen beigefügt, damit, wenn sie einst Wissbegierigen in die Hände fallen (das, wie ich hoffe, geschehen wird), diese die Schlussformel oder Lösung beifügen

mögen". — Da mir aber diese Auffassung von zweifelhafter Genauigkeit zu sein scheint, füge ich auch den Originaltext bei.[1]

Während der Jugendzeit des CARDANUS war aber das Schach nicht allein in Mailand, sondern auch in Toscana und Rom sehr geschätzt. Dafür liefert uns das beliebte Epos des HIER. VIDA einen entscheidenden Beweis. Mit dieser Dichtung will ich mich nun, da ich einiges Neue darüber vorzubringen habe, eingehend beschäftigen. Anspielungen auf das alte Schach kommen bei VIDA nirgends mehr vor.

---

[1] *„Multa et praeclara quamquam invenerim in libro de latrunculis, quaedam tamen ob occupationes exciderunt: octo aut decem quae numquam licuit recuperare, ea omnino humanam solertiam excedere, et impossibilia inventu esse videbantur. Ob it haec adjeci, ut monerem (quod spero venturum) si quando occurrant curiosis, ut coronidem, seu apicem adjiciant*". Kann unter dem *libro*, seine eigne Abhandlung, wie mir scheint, verstanden werden, oder war es etwa ein DAMIANO? Da sind aber die Lösungen immer beigefügt.

Achter Abschnitt.

VIDA's Gedicht in seiner ältesten Gestalt. — Umwandlung des Rochen zum Thurm mit Beachtung einer Schachstelle bei DANTE.

Nur wenige literarische Erzeugnisse aus alter Zeit haben so viele Wiederholungen erfahren, wie die zum grössesten Theile dichterischen Arbeiten des gegen 1490 zu Cremona geborenen und 1566 als Bischof von Alba verstorbenen (MARCUS ANTONIUS) HIERONYMUS VIDA. Derselbe kam noch in jungen Jahren nach Rom und wurde von den mediceïschen Päpsten LEO X. (1513—21) und CLEMENS VII. (1523—34), vorzüglich wegen seines Talents in lateinischer Poesie, hoch geschätzt. Wir besitzen von ihm ein Schachgedicht von etwa 700 klassisch zu nennenden Hexametern, das oft in VIDA's Gesammtschriften und zuweilen auch einzeln gedruckt, sowie vielfach, bis in die jüngste Zeit, in neuere Sprachen übertragen worden ist. Unbeachtet war aber bisher dabei geblieben, dass es von diesem Gedichte zwei wesentlich verschiedene Redactionen giebt, nämlich einen im ersten, ohne Zuthun des Autors 1525 vorgenommenen Druck und dann 1527 einen vom Dichter selbst durchgehends revidirten Text, welcher letztere allein maassgebend geblieben ist. Indess auch die *Ed. princeps*, von der man nur ein einziges Exemplar zu Wolfenbüttel kennt, ist nicht ohne Bedeutung, weshalb ich mir erlauben will, einige Einzeln-



heiten aus derselben anzuführen. Dem Titel, aber nicht ihrem Inhalte nach, war ihr Vorhandensein allerdings schon nachgewiesen in v. D. LINDE's für die Forschung im Schachgebiete äusserst werthvoller *Geschichte* 1874, II, S. 258, durch welche auch ich auf den ältesten Druck aufmerksam geworden bin.

Bibliographische Angaben über VIDA und speciell über sein *Scacchia Ludus* finden sich (Berlin 1873) bei ALEX. BALDI, einem der neuesten Übersetzer des Gedichtes. Dieser sagt, VIDA selbst habe seine Arbeit ein „*lusum adolescentiae*“ genannt, und dieselbe sei „jedenfalls bereits fertig und bekannt gewesen, als der Dichter nach Rom übersiedelte, also ungefähr vor dem Jahre 1513“. Worauf BALDI seine Angaben, die aber in Bezug auf die Zeit gut zutreffen, eigentlich stützt, weiss ich nicht, vielleicht geschah es im Hinblick auf TIRABOSCHI, dessen *Storia della letteratura italiana*, Modena 1772—82, mir aber nicht zur Hand ist. Die Ausgabe von 1525 giebt durch ihre Eingangsverse über die Entstehung des Gedichtes Aufschluss, war aber BALDI nicht bekannt, denn er folgte nur der Ausgabe Rom 1527 und sagte, dass erst in diesem Jahre das Schachlied im Druck erschienen sei, zugleich mit anderen Gedichten desselben Autors, namentlich mit einer *Ars poetica*, welche an FRANCISCUM FRANCIAE DELFINUM dedicirt war. Andererseits soll auch eine Widmung an einen englischen Prinzen HEINRICH bestehen, ein solcher Prinz existirte aber um 1527 gar nicht.[1]

Die weite Verbreitung, welche VIDA's Gedicht gefunden hat, verdankt dasselbe wohl nicht allein seinem Virgilischen

---

[1] HEINRICH VIII., geb. 1491, Sohn HEINRICH's VII., war schon seit 1509 König von England, und sein einziger Sohn EDUARD wurde erst 1537 geboren. Hierbei ist eine nach England an einen Prinzen HEINRICH gerichtete Dedication der *ed.* 1527 gewiss unzulässig, abgesehen davon, dass für dieselbe der Text der Eingangsverse hätte abgeändert werden müssen. Man begegnet indess der Angabe sehr oft. Vermuthlich beruht sie, wie A. COHN in Berlin bemerkt hat, auf einer Notiz im *Manuel du libraire* von BRUNET. Dort liest man in der *éd.* 4, t. IV (1843), p. 608 und auch in der 5. *éd.* (1860—65), Vol. V, col. 1180: *Un exemplaire* (VIDA 1527) *imprimé sur vélin se conserve*

Latein, sondern auch dem Umstande, dass es von einem päpstlich begünstigten Prälaten herrührte und daher leicht in den Klöstern mit dem Wiedererwachen der klassischen Studien Eingang fand. So hat das Gedicht gewiss auch zur weiteren Hebung des Interesses am Schachspiel in Deutschland beigetragen, wo wir gleichzeitig kleinen Schachschriften (MENNEL 1507, 1536 etc.) unter den ältesten Drucksachen begegnen.

In späteren Zeiten hat VIDA vielfach Nachahmer gefunden, die ebenfalls dem neuen Spiele eine längere poetische Behandlung zu Theil werden liessen. DUCCHI's *Giuoco degli Scacchi ridotto in Poema eroico* von 1586 und Sir WILH. JONES' *Caïssa or the Game of Chess* von 1763, dürften in dieser Beziehung die bekanntesten Arbeiten sein.

Das Exemplar der VIDA'schen Dichtung zu Wolfenbüttel ist auf allen Blättern mit *Scacchorum liber* (Schachbuch) überschrieben. Es enthält nur das Schachgedicht nebst einem darauf bezüglichen lateinischen Widmungsbriefe des Herausgebers, HILARIUS BERTULPHUS, sammt einigen Epilogen, die vermuthlich aber für die Gegenwart bedeutungslos sind. Die Jahreszahl 1525 steht gegen das Ende hin auf dem 18. Blatte und wäre auch aus der Adresse der Widmung zu errathen gewesen. Hinsichtlich des Druckortes, der nicht genannt ist, meint Dr. O. VON HEINEMANN zu Wolfenbüttel, könne man nur die Vermuthung hegen, dass derselbe Florenz sei. Auf der Rückseite des letzten Blattes befindet sich nämlich als Druckzeichen eine grosse verzierte Lilie, wie das heraldische Zeichen der Arnostadt und darunter steht von einer für gleichzeitig gehaltenen Hand: *Florentia*. Hierauf möchte ich jedoch noch kein entscheidendes Gewicht legen, denn ich besitze eine Lyoner

---

au Muséum Britannique. Dans une partie des exemplaires, la Poétique est dédiée ad Franciscum etc., et dans d'autres ad Henricum, Henrici regis Angliae filium (also doch nicht an den König selbst). Die 3. Ausgabe (1820) des MANUEL nebst ihrem Supplement von 1830 enthält die Notiz noch nicht. Eine Gewähr für seine Behauptung hat BRUNET nirgends angeführt.

Vulgata alten und neuen Testamentes, welche auf dem Titelblatte eine an Grösse und Form der vorigen überraschend gleiche Lilie zeigt. Unter der Apocalypse steht: *Lugduni in officina Jacobi Saccon. Anno Domini 1522. Decima Augusti.* Könnte nicht vielleicht auch das Schachgedicht um dieselbe Zeit in Lyon gedruckt sein?

Das kleine Buch ist dem DOMINUS JOANNIS TAYLERUS, einem Archidiaconus von Buckingham und Darby gewidmet, den HEINRICH VIII. an die Regentin von Frankreich als Gesandten geschickt hatte, um einen Separatfrieden zwischen England und Frankreich abzuschliessen. Diesen brachte TAYLER auch in der That zu Stande. Es kann hier als Regentin nur LOUISE VON SAVOYEN, die Mutter Königs FRANZ I., gemeint sein. Letzterer war in der Schlacht von Pavia am 25. Febr. 1525 von den Kaiserlichen gefangen und darauf zu CARL V. nach Madrid geführt worden, von wo er erst bei Übergabe von zwei Söhnen, des damaligen Dauphins FRANZ und von dessen jüngerem Bruder als Geiseln, im folgenden Jahre nach Frankreich zurückkehrte. Diese Daten hätten an sich schon die Zeit des Druckes ziemlich genau bestimmen lassen. Ich werde nun aber nachher noch ähnliche Angaben für die Zeit der Abfassung des Gedichtes selbst anführen. Der Anfang des Briefes an J. TAYLER ist nicht ohne Interesse, da eine aus der Reformationsperiode berühmte Persönlichkeit, DESID. ERASMUS, darin mit Bezug auf das Schachspiel erwähnt wird. Ich lasse ihn deshalb hier folgen und füge unten den Originaltext[1] bei.

---

[1] *Sesquianus jam plus minus est, Orator praestantissime, quum Basileam ex urbe Rhoma candidissimus amicus Joannes Honius mihi misit pagellam unam, et item alteram, quo specimen totius fecerat hujus venustissimi, juptaque doctissimi poematis, quod ut par est, cum ex aequo omnibus probatum est vehementer, tum vero dominus meus Dr. Erasmus ubi per importunissimam ac saevissimam calculi tyrannidem licuisset, suum et ipse album calculum adjecit. Statim enim a doctissimo doctore Bero tabulas latuncularias cum utroque exercitu buxeo sibi ut curaremus, jussit, ac coenam excepit hoc, per Musas non illiberale genus lusionis: itaque stans, qui illius est mos, nobiscum*

„Etwa anderthalb Jahre, ausgezeichnetster Gesandter, sind es her, dass mir aus Rom mein lauterster Freund, JOHANNES HONIUS, ein Blatt nach dem andern nach Basel schickte und damit ein volles Exemplar des gegenwärtigen, ebenso anmuthigen wie gelehrten Gedichtes herstellte. Dieses findet, wie nicht mehr als billig, gleichmässig bei Allen hohe Anerkennung, namentlich aber schenkte ihm auch mein Herr, DOM. ERASMUS, so weit der Zwang eines leidigen und sehr schlimmen Steinübels es ihm gestattete, seinen besonderen Beifall. Sofort hiess er uns, ihm ein Schachbrett mit den beiderseitigen buchsbaumenen Figuren vom gelehrten Doctor BERUS zu besorgen, und nun folgte auf das Mittagsessen diese wahrhaftig *(per Musas)* nicht unedle Weise des Spielens; und zwar stehend, wie es seine Sitte ist, würdigte er uns, mit ihm zu spielen. Aber nicht allein die Mahlzeit war immer mit den feinsten Scherzen und den gelehrtesten Erklärungen gewürzt, sondern auch mitten zwischen den Unternehmungen dieses spielenden Krieges hörte man ernste und äusserst friedliche Reden."

Danach scheint ERASMUS sein Schachspiel in Basel doch nicht sehr streng genommen zu haben. Er befand sich übrigens dort seit 1521, dann seit 1529 in dem nahen Freiburg und starb in Basel 1536. Sein Streit mit LUTHER über die Freiheit des Willens fiel in's Jahr 1524.

Wenn die Drucklegung des *Liber scacorum* in Florenz oder Lyon vor sich ging, so wird der Herausgeber sie nicht selbst haben überwachen können.

Die ersten Worte des Gedichtes, wie es 1525 erschien, *Ludimus egregiam pugnam*, weichen vom Texte der römischen Ausgabe 1527 ab, indem diese mit „*Ludimus effigiem belli*" beginnt. Ähnlich ist im ganzen Verlauf der Dichtung mit fort-

---

subinde est colludere dignatus. Neque vero solum purissimis salibus, doctissimisque commentationibus coenam semper condita erat, verum etiam colloquia maxime seria, mireque pacifica in mediis hujus ludicri belli expeditionibus audiebantur.

währender Feilung in Sinn und Versbildung verfahren, auch wurden dabei die 742 Hexameter des ersten Entwurfes auf 658 herabgesetzt. Diese Verminderung ist namentlich durch Auslassungen im Eingange und Änderungen am Schluss herbeigeführt. Die 1527 beseitigten Verse waren für VIDA damals nicht mehr zeitgemäss, sie haben aber doch ihre allgemeine Bedeutung, und nehme ich dieselben deshalb hier wieder auf und begleite sie mit Erläuterungen. Der Eingang lautet in Übersetzung:[1]

„Im Spiele stellen wir einen ungewöhnlichen Streit dar und liefern Schlachten, welche die wahren nachahmen. Es ist dies eine angenehme Bemühung, welche Du FREGUSUS mir aufgetragen hast. Wir sehen aus Buchsbaum geformte Scharen, zum Scherz unter Namen von Königen, sowie zwei Völker weiss

---

[1] *Ludimus egregiam pagnam, simulataque veris*
Proelia, jucundam curam, tua jussa Freguse,
Buxo acies fictas, ludicraque nomina regum:
Ut gemini populi inter se niveique, nigrique
5. *Aequali numero certent, bicoloribus armis.*
Dicite Seriades nymphae certamina tanta:
Vos etenim in primis ludi meminisse necesse est:
Vos primae studia haec Italis monstrastis in oris,
Scachidis egregiae monimentum insigne sororis.
10. *Tu vero ó medicae Juli spes altera gentis*
Huc ades, atque adeo levium certamina rerum
Non pigeat spectare: gravem obliviscere curam,
Paulis perque animum ingenti furare labori,
Dum cum fratre pares orbis moderaris habenas,
15. *Avertisque ferum rhomanis moenibus hostem,*
Hortatus socios civilia ponere bella.
Haec tibi tantorum lenimen dulce laborum,
Curarumque parat requiem spectala Fregusus.
Ille mihi haec vatum illibata priorum
20. *Imperat, ut vires Musarum exploret opesque.*
Hos per inaccessos lucos, perque invia cogit
Ire juga, insuetaque vias tentare periclis:
Quo sapiens aditus nemo speraverit ullos.
Ast ego, quo credas nihil impenetrabile Musis,
25. *Experiar quodcunque, animisque audacibus ibo.*

und schwarz, gleich an Zahl, die sich mit zwiefarbigen Waffen bekriegen. — Lehrt mich, Seriadische Nymphen, solche Kämpfe besingen. Ihr müsst ja zunächst des Spieles eingedenk sein, von dem ihr zuerst die Kunde in Italischen Landen verbreitet habt, als ein bezeichnendes Denkmal für euere auserlesene Schwester, die *Scachis.*"

„Du Julius aber, des Mediceischen Geschlechtes zweite *(altera)* Hoffnung, wärest Du doch dabei und möchte es Dich nicht gereuen, Deine Aufmerksamkeit dem Kampfe leichter Dinge zu schenken, um die schweren Sorgen zu vergessen und den Geist ein wenig von der ungeheuren Arbeitslast abzuziehen, während Du die Zügel der Leitung in den Weltgeschäften gleichmässig mit dem Bruder führst und den grimmen Feind von den römischen Mauern abweist, sowie zugleich die Bundesgenossen ermahnst, ihre heimischen Streitigkeiten ruhen zu lassen. Als sanftes Mittel zur Linderung so grosser Mühwaltungen und zur Beruhigung der Sorgen bereitet Dir Fregusus diese vom Streben früherer Dichter nicht berührte Darstellung, mit der er mich aber beauftragt, um dadurch meiner Muse Kräfte und Macht zu erproben. Damit zwingt er mich, unzugängliche Forsten und unwegsame Gebirge aufzusuchen und ungewohnte Pfade mit Gefahr zu betreten, zu denen kein Verständiger irgend einen Zugang erhoffen könnte. Ich aber werde, auf dass Du nichts für die Musen undurchdringlich hältst, alles versuchen und kühnen Muthes voran schreiten."

Die historische Erklärung dieser Eingangsverse ist vielleicht nicht leicht, aber wenn man sich in die Jahre 1512 und 13 versetzt und die damaligen Verhältnisse Italiens bedenkt, so findet sich wohl der nöthige Schlüssel.

Zwei Brüder, welche die Ereignisse beherrschen, und von denen der Eine Julius heisst, werden erwähnt. Dies müssen die beiden Mediceer, Giovanni, seit 1513 Papst Leo X. und Giuliano (Julius) seit 1512 Regent in Toscana, beide Söhne von Lorenzo il Magnifico von Florenz, gewesen sein. Der

kriegerische JULIUS II. hatte eine heilige Liga mit dem Kaiser und mit HEINRICH VIII. von England gegen die Franzosen zu Stande gebracht. Die Liga erlitt aber bei Ravenna am 11. April 1512 eine Niederlage, bei welcher der damalige Cardinal GIOV. DE' MEDICI als päpstlicher Feldmarschall gefangen wurde. Er entkam indess bald wieder, und im nächsten Jahre, als er schon Papst geworden war, wendete sich das Glück zu seinen Gunsten. In der hitzigen Schlacht bei Novara wurden die Franzosen, die bereits Genua hatten räumen müssen, aber auf Mailand vordrangen, am 6. Juni entscheidend geschlagen. Auf dieses Ereigniss oder auf die Zeit kurz vorher muss das Fernhalten der Feinde, das im 15. Verse erwähnt ist, bezogen werden. Schon am 6. October wurde Friede geschlossen. Übrigens entsagte noch im nämlichen Jahre JULIANO DE' MEDICI, auf den Wunsch seines Bruders, der Regierung in Florenz zu Gunsten eines Neffen und begab sich nach Rom, wo er 1516, fünf Jahre vor LEO X., verstarb. Mit Frankreich war JULIANO ausgesöhnt und hatte von FRANZ I. den Titel eines Herzogs von Némours erhalten.

Da nun im Gedichte beide Brüder als die Lenker der Geschicke bezeichnet werden, so muss die Mitte des Jahres 1513 als die Entstehungszeit des *Scachorum Liber* angesehen werden.

Noch eine dritte Persönlichkeit, FREGUSUS, ist in den Versen und zwar doppelt, also geflissentlich genannt. Auch sie hat in die öffentlichen Angelegenheiten Italiens eine Zeit lang thätig eingegriffen. Es kann nämlich unter FREGUSUS Niemand anders als FEDERIGO FREGOSIUS oder DE CAMPO FREGOSO, ein um 1480 geborener Bruder des OCTAVIANUS FREGOSO zu Genua gemeint sein. Ihm war das Bisthum von Salerno zugedacht, wurde ihm aber von Spanien nicht eingeräumt, worauf er 1508 von JULIUS II. die Verwaltung der Diöcese Gubio als Entschädigung erhielt, ohne dass er aber dort ständig residirte, vielmehr blieb er in seiner Vaterstadt Genua. Unruhen, die dort ausbrachen, veranlassten ihn jedoch, 1510 nach Rom zu gehen, wo er in ver-

trauter Gemeinschaft mit Gelehrten lebte. Indess wurde sein Bruder 1513—15 Doge in Genua, und nun kehrte FEDERIGO dorthin zurück, betheiligte sich an den Regierungsgeschäften und übernahm, was damals für einen geistlichen Herrn nichts Ungewohnliches war, die Führung der Truppen der Republik Genua.

Diesen F. FREGUSUS muss VIDA 1512 und 13 in Rom gekannt haben, und wenn derselbe den Dichter zur Ausarbeitung des *„Schachbuchs“* ermunterte und die Vollendung desselben sah, so muss uns dies auch wieder auf das Jahr 1513 führen. Zugleich darf man aber dabei nicht annehmen, dass jenes Gedicht schon vor der Bekanntschaft, mit FREGUSUS und ehe VIDA nach Rom kam, entworfen und unter Freunden verbreitet gewesen sei. Dann hätte es ja nicht heissen dürfen, dass FREGUSUS die Dichtung hervorgerufen habe. Der Ort der Entstehung des Schachgedichtes war gewiss Rom.

FREGUSUS wird selbst zu den besten Dichtern Italiens gezählt und war ein berühmter Orientalist. Er wurde 1539, ohne dass er es gewünscht hatte, Cardinal und starb 1541 in der ihm übertragenen Diöcese. Beiläufig sei noch erwähnt, dass eine seiner Abhandlungen, *Trattato del Orazione*, die 1542 in Venedig gedruckt wurde, auf den Index gekommen ist, da sie in einer Sammlung der kleinen Schriften LUTHER's Aufnahme gefunden hatte.

Im weiteren Verlauf des Schachgedichtes kommen keine politischen Anspielungen vor, auch ist nirgends eine Andeutung über das Alter des Dichters zur Zeit der Abfassung zu finden. Nur in der zweiten, wohl von VIDA selbst oder wenigstens unter seiner Obhut besorgten Ausgabe 1527, *Romae Mense Maio*, lesen wir an Stelle des letzten der vorher angeführten Verse die Worte *„audaci propero juventà“*, „in kühner Jugend eile ich“. VIDA musste damals aber doch schon im 37. Jahre stehen.

Gegen das Ende hin unterscheidet sich der erste Entwurf beträchtlich von dem römischen Drucke. Dieser gewährt nur

an den Sieger Merkur eine Belohnung und lässt dann Jupiter das Spiel den Menschen zeigen. Ursprünglich bekommt aber auch Phöbus Gaben zum Troste, und der Götterbote lehrt einer Nymphe das Spiel.

Die Eingangsverse konnten 1527 nicht wiederholt werden, eigentlich passten sie auch schon 1525 nicht mehr zu den politischen Verhältnissen nach der Schlacht von Pavia, aber der Baseler Herausgeber kümmerte sich nicht darum und fügte der *princeps* keinerlei Erläuterungen bei.

VIDA hatte 1513 mit der Liga gegen Frankreich Partei genommen, inzwischen hatte Manches sich geändert, auch waren LEO X. und dessen Bruder nicht mehr, und am 5. Mai 1527 erstürmten die Truppen Kaiser CARL's V. Rom, plünderten die Stadt und zwangen dann VIDA's zweiten Gönner, den Papst CLEMENS VII., zur Übergabe in der Engelsburg. Danach nehme ich an, dass die verbesserte Ausgabe, die auch vom Mai datirt ist, unmittelbar vor dem Schreckenstage Roms beendet gewesen sein muss. In dieser neuen Ausgabe, die VIDA selbst vielleicht für die erste hielt, ist das Gedicht mit *Scachia Ludus* überschrieben und hat keine Einleitung, auch ist FREGUSUS, obschon er noch lebte, darin, ich weiss nicht warum, nicht wieder erwähnt. Von der ersten Redaction des Gedichtes sind gewiss mehrfach Abschriften nach 1513 in Umlauf gewesen. Das *British Museum* in London besitzt unter den *Harleyan Miscellanies* 6518 eine Copie, welche Sir FR. MADDEN kannte und dem Jahre 1540 zuzuweisen scheint. Ihr Text ist genau dem der *Ed. princeps* gleich, hat aber keine Dedication und keine Epiloge. Einzelnheiten bekunden übrigens, dass die Londoner Abschrift überhaupt nicht aus dem Drucke entnommen sein konnte. Aus derselben wurden einst drei Verse (77—79) als von VIDA herrührend, die aber in der römischen Ausgabe von 1527 nicht vorkommen, in den *Historical Remarks* von MADDEN 1832, p. 41 angeführt. Das Citat war richtig, aber MADDEN hatte unterlassen, *British Museum* beizusetzen, und es wurden, wohl

allein deshalb, die Verse nicht controllirt und für eine fremde Einschiebung (v. d. Linde, *Geschichte* II, S. 180) gehalten, obwohl sie bei Massmann 1839, S. 41 und in *Ch. Player's Chronicle* 1841, Vol. I, p. 189, allerdings wohl nur auf guten Glauben, wiederholt waren. Hätte man die Verse nicht weiter unbeachtet gelassen, so wäre das Vorhandensein einer abweichenden ersten Redaction des Gedichtes schon längst zu Tage getreten.

Endlich giebt es noch einen zweiten, aber äusserst seltenen Abdruck des *Scachorum liber*, nämlich Paris 1529. Auch dieser enthält neben dem Namen des Autors nur den Text des Schachgedichts ohne jegliche Bemerkung. Er muss aber, wie ich nachweisen könnte, aus einer dritten Abschrift herstammen. Ein Exemplar wird gewiss auf der *Bibliothèque nationale* in Paris zu finden sein, wie auch die Existenz des Druckes aus den Schachcatalogen stets zu ersehen war. Die Übereinstimmung mit der ersten Redaction ist aber unbeachtet geblieben, bis ich selbst vor einigen Jahren zufällig ein Exemplar Paris 1529 erworben hatte und weitere Nachforschungen nach dem Druck zu Wolfenbüttel und der Handschrift in London veranlasste.

Einige Verschiedenheiten der beiden Redactionen gestatte ich mir nun noch, mit Bezug auf das Spiel und die Namen der Steine anzuführen.

Der Entwurf von 1513 besagte bei seinem 31. Verse:

„Als nun der Hunger durch Speise gestillt, die Tische entfernt und Dank gesagt war *(et dictae laudes)*, befahl der Vater der Götter heiter und von freien Stücken, das Schachbrett herbei zu bringen.“

Im Jahre 1527 hat Vida diese Verse geändert und zunächst das „*dictae laudes*“, als wohl nicht passend bei einem heidnischen Göttermahle, ganz entfernt. Dann aber lässt die Revision nicht Jupiter, sondern Oceanus das Schachbrett holen, was aber gleichgültig ist.

In Bezug auf die Vermischung alter und christlicher Denkweise in modernen Dichtungen mögen in Rom dem künftigen

Bischofe Vorstellungen gemacht worden sein. Vielleicht zur Abwehr hiergegen, heisst es für den Leser am Schluss der Ausgabe von 1527: „Wer Du auch seist, VIDA bittet Dich, Du möchtest es ihm nicht als Gottlosigkeit auslegen, wenn er als Christ doch Einiges aus dem Aberglauben der Alten in seine Verse herübergenommen hat.“ Mit einer ähnlichen Bemerkung ist der erste Entwurf nicht versehen.

Die Benennung der Figuren, die alle ihrem Gange nach unserem neueren Spiele entsprechen, hat 1527 einige Änderungen erfahren. Zunächst sind zwar die Bauern und die Könige, sowie die Amazonen, Jungfrauen oder Königinnen dieselben geblieben. Auch der Ritter, den VIDA *eques* und nirgends *miles* nennt, hat nur eine unbedeutende Verbesserung seiner Kleidung, von buntgestreift zu Gold,[1] erfahren. Erst hiess es nämlich von den Springern *corusci virgatis equites sagulis cristisque decori,* und später 1527, v. 68 lesen wir: *aureis equites sagulis decori.*

Erheblicher ist der Unterschied bei den Läufern. Diese traten 1513, v. 71 als Bogen und Pfeile tragende Centauren auf. Auch diese Bezeichnung hatte MADDEN (p. 29) bemerkt, man ging aber wiederum der Sache nicht weiter nach. In dem revidirten Texte erschienen als Läufer nur gewöhnliche Schützen, *sagittiferi juvenes*, aber gänzlich waren die Centauren und die gleich näher zu erwähnenden Cyclopen, die VIDA selbst 1527 wieder wegliess, mit diesem Jahre doch noch nicht aus der Schachnomenclatur geschieden. Wir begegnen ihnen beiden noch ein Mal in einem Gedichte *Autore B. Mommejano* vom

[1] Möglicher Weise hatte VIDA von der Schrift des PUBLICIUS Kenntniss, die 1482 zu Venedig gedruckt war und worin der Springer als „*eques auratus*“ bezeichnet wurde. Dies sollte aber wohl nicht, wie angenommen worden ist, Ordensritter heissen, sondern dürfte, nach Analogie des „*elephantus ornatus*“ gebildet sein und einen Ritter in goldener Rüstung, als Gegensatz zum unbewaffneten Reiter des CESSOLIS (s. S. 58) dem Rochen (Statthalter), vorzustellen haben.

Jahre 1560, dessen lateinischen Text, nebst französischer Prosaübersetzung, ALLIEY im *Palamède* 1857, p. 454 mitgetheilt hat. Hier erscheint aber der Cyclop als Läufer und der Centaur als unser Thurm. Man sieht, diese beiden Stücke haben mehr (s. S. 13) als eine gegenseitige Umwechselung in der Geschichtsentwickelung des Spieles zu erfahren gehabt.

VIDA's bedeutendste Änderung von 1527 zeigt sich bei der Figur, die einst, vom persischen Lande ausgehend, bis an's Atlantische Meer übereinstimmend *Roch* hiess und dann zum Thurme geworden ist. Im mittelalterlichen Latein war es *roccus*, in der deutschen LOBKOWITZ-Handschrift zu Prag steht „*das rog*". Es ist eigentlich nicht recht logisch, ein kräftig vor-, rück- und seitwärts gehendes Stück, das im alten Spiele sogar bei Weitem das mächtigste war, in ein feststehendes Bauwerk zu verwandeln, denn dass man sich bei einem Thurme einen etwa zur Erklärung dienenden, beweglichen Sturmbock vorstellen sollte, liegt doch nicht nahe. Überhaupt hat man hieran nie gedacht, denn nirgends, so viel mir bekannt, ist der Schachthurm mit einem Mauerbrecher dargestellt worden. Man würde dann auch wohl eher den passenderen Namen Widder für das Stück gewählt haben.

Hiernach wäre es wohl nicht uninteressant, nach dem Zeitpunkt zu fragen, wann die Namensänderung Aufnahme fand. In dem Umstande, dass in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts das alte Schach in Europa zu dem heutigen neueren Spiele erweitert wurde, liegt noch kein Grund zur Änderung, zumal der Gang des Rochs der nämliche wie bisher blieb. Eine allgemeine Geneigtheit für Zulassung einer Änderung erklärt sich wohl, namentlich in Kreisen, welche dem Spiele fern standen, daraus, dass mit dem Worte Roch nicht, wie mit den Bezeichnungen anderer Stücke, zugleich noch eine sonstige Bedeutung verbunden war. Unter Roch verstand man überall nur die Schachfigur. Versuche, eine Etymologie des Wortes herzustellen, mit der man Neben- oder ursprüngliche Bedeu-

tungen aus dem Sanscrit, dem Persischen und aus anderen Sprachen herleiten könnte, haben bisher zu keinem sicheren Resultate geführt. Es mag ein Streitwagen, ein grosser Vogel, ein Boot oder manches Andere gewesen sein. CESSOLES (etwa 1275) hatte den Roch, den er fortwährend *rochus* nennt, zur Erklärung als *Vicarius* oder Statthalter des Königs besprochen. Hiermit war aber keine Anknüpfung an den Namen des Stückes gegeben, und dem Dichter VIDA, der die Arbeit des CESSOLES kennen musste, war die Auffassung als Vogd wohl nicht zusagend. Die Darstellung des Rochs in den Diagrammen der meisten alten Manuscripte, in denen sie vorkommt, und ebenso in den ersten Druckwerken pflegte (s. S. 58) eine Figur mit zwei auswärts gebogenen Hörnern zu sein, ähnlich einer heraldischen Lilie, aus der die senkrechte mittlere Spitze weggenommen ist. Auch hierin lag kein Anhalt für einen bestimmten Namen. VIDA mag deshalb nach einem neuen Sinnbilde gesucht haben und verfiel zunächst auf die Cyclopen, nachdem er möglicher Weise in der *Hypnerotomachia* 1499, wie V. D. LINDE's *Quellenstudien*, S. 71 vermuthen, den Ausdruck „*cum dui custodi della rocha, ou vero arce*“ gefunden hatte. Zu den Cyclopen als Burgwächtern könnte ihn aber auch schon die Benennung der Schachstücke bei FRANCESCO COLUMNA 1467, die Dr. LINDE ebenfalls citirt, geführt haben. Diese lauten *Re, regina, secretario (= Taciturnuli), equite, rocha (= Custodi),* während die Bauern *adolescentuli* sind. VIDA's auf die Cyclopen bezügliche Verse 77—79 sind nun die von MADDEN aus der Londoner Handschrift angeführten:

Extremo bini, referant qui vasta Cyclopum
Corpora, considunt in sulcis agmina utrinque
Claudentes, sua quisque, altis proque arcibus astant.

[Auf den äussersten Furchen (den senkrechten Reihen *a* und *h*), den Heereszug beiderseits, jeder den seinigen abschliessend, nehmen Zwei ihre Plätze, deren ungeheuere Gestalten an die Cyclopen erinnern, und stehen vor ihren Burgen.]

Im weiteren Verlauf des Urtextes verlassen diese Cyclopen aber ihre Burgen und betheiligen sich, ohne Rücksicht auf dieselben, am Kampfe. Man hat nun vielleicht den Dichter darauf hingewiesen, dass die Burgen, die doch nicht gerückt werden können, eigentlich überflüssig sind. Jedenfalls hat er bei der Revision, zugleich mit den Centauren, welche die Läufer vorstellten, auch die Cyclopen beseitigt und ist Statt der letzteren (z. B. v. 237) auf *elephantus turritus*, d. h. einen Thurm tragenden Elephanten übergegangen. Dieser war allerdings beweglicher, und mit ihm hat er auch insofern Glück gehabt, als der Thurm an Stelle des alten Rochs gesetzt worden ist, wenn auch der Elephant im Laufe der Zeit bei Seite geschoben wurde. Man hört doch noch heute oft sagen, dass zu unserem Thurme eigentlich ein Elephant gehörte, und die zierlich in Elfenbein geschnitzten Schachspiele, die in China für den auswärtigen Handel gemacht werden, stellen gewöhnlich den Elephanten mit dem Thurme dar. Andererseits haben manche Schriftsteller des 17. und 18. Jrh. gesucht, jedoch schliesslich ohne Erfolg, den Elephanten allein für die Eckfigur beizubehalten. Das fremde Thier bedeutete aber ursprünglich in seinem Heimathslande, wie wir schon wissen, den Läufer. Ebenso war dies bei den Persern und Arabern *(al fil* = der Elephant), auf welche die Verbreitung des Schach im südlichen Europa zurückzuführen ist. Wenn man nun den Roch Statt des Läufers einen bethürmten Elephanten nannte, so war eine Verwirrung leicht möglich. Diese wird Vida freilich nicht befürchtet haben, denn von den orientalischen Schachnamen hatte er sicherlich keine Kenntniss, obschon Fregusus, wenn dieser um 1527 noch sein Freund war, ihm darüber hätte Aufschluss geben können. Auch wusste er gewiss nicht, dass Alfonso (1283) zu Sevilla in seinem Schachcodex von den „Alten“ gesagt hatte: „die *Alffilen* müssen in Gestalt von Elephanten mit Thürmchen darauf dargestellt werden, ganz gewappnet als sollten sie kämpfen.“

Die auf den Thurm im Eckfelde bezüglichen Verse 70—73

in der revidirten Ausgabe des VIDA übersetzt HOFFMANN, Mainz 1826 neben dem lateinischen[1] Texte so:

„Zwiefach stehen bereit an äusserster Gränze des Treffens,
Mächtigen Festungen gleich, die mit Zinnen umkränzten Thürme,
Durch Elephanten zur Schlacht auf kräftigem Rücken getragen."

Professor V. D. LINDE führt an der schon vorher citirten Stelle der *Geschichte* II, 180 die Umwandlung des Rochs zum Thurme, wie diese Figur jetzt überall dargestellt und auch zumeist genannt wird, auf das Gedicht des VIDA zurück. Hierin hat er, glaube ich, auch vollkommen Recht.

Einige Etymologen sind zwar bestrebt, einen andern Zusammenhang zwischen Roch und Thurm herzustellen, mir erscheinen indess ihre Bemühungen in dieser Hinsicht als unzureichend. Es ist vorzüglich eine etwas unklare Stelle des DANTE, dessen *Divina Comedia* sich auf's Jahr 1300 bezieht, die hier Anlass zu Zweifeln gegeben und unter den Sprachverständigen die Frage nach der bestimmten Bedeutung des italienischen Wortes *rocco* angeregt hat.

Im *Purgatorio* XXIV, 28—30[2] übersetzt PHILALETHES (1877 II, S. 244) die betreffende Stelle so:

„Ich sah die Zähn' umsonst aus Hunger brauchen
Nebst UBALDIN VON PILA, BONIFACIUS,
Der in dem Priesterrock viel Volk geweidet."

Diesen Versen fügt der Übersetzer aber noch folgende auf den Roch übergehende Anmerkungen bei, die ich wörtlich

---

[1] *Tum geminae velut extremis in cornibus arces*
Hinc atque hinc altis stant propugnacula muris,
Quas dorso immanes gestant in bella elephanti.

[2] DANTE sagt: *Vidi per fame a vuoto usar li denti*
Ubaldin della Pila e Bonifazio
Che pasturò col **rocco** *molte genti.*

Der Dichter kannte das Schachsp., denn man findet im *Paradiso* XXVIII, 92 eine Hinweisung auf die Verdoppelung der Körner auf den Feldern des Brettes.

wiederhole, da sie die Schwierigkeiten erkennen lassen, welche für Exegeten, die nicht zugleich Schachfreunde sind, an der Stelle haften.

„Das Wort *rocco*, welches im Italienischen Originale steht, scheint mir unläugbar von dem deutschen Rock herzukommen und mit dem noch heut zu Tage gebräuchlichen *roccetto*, welches, wie das in der niederen Latinität vorkommende *roccus*, *roccetta*, *roccetum*, ein Chorhemde bedeutet, verwandt zu sein. Verschweigen darf ich jedoch nicht, dass Benvenuto von Imola und mit ihm mehrere ältere Commentatoren dieses Wort durch *roche* (den Thurm im Schachspiel) erklären und behaupten, der Bischofsstab der Erzbischöfe von Ravenna sei nicht gekrümt, sondern wie ein Thurm[1] am oberen Theile gestaltet gewesen. Wollte man diese Deutung gelten lassen, so müsste man übersetzen:

der mit dem Rochen vieles Volk geweidet."

Zunächst dürfen wir ohne weiteren Beweis doch wohl keineswegs annehmen, dass der deutsche Rock etwa die Quelle für das italienische *rocco* war, ebenso wenig wie er es für die deutsche Benennung der Schachfigur als Roch gewesen sein kann.

Zur Erklärung der Dantestelle müssen wir uns auf das Italienische allein beschränken und an der gewöhnlichen Bedeutung des *rocco* (Mehrheit *rocchi)* als der des Schachrochen festhalten. Der übereinstimmende Sprachgebrauch der Schachautoren scheint mir hier entscheidend zu sein. Ponziani 1782, p. 10 gebraucht noch für die Eckfigur nichts als *rocco*, fügt aber hinzu: „Einige nennen dieses Stück *Rocchiere*, Andere *Torre* (Thurm) und Andere *Elefante*." Man sieht, welche Verwirrung Vida herbei geführt hat. Bei Salvioli, 1885 I, p. IX heisst die Figur nur *Torre* und auch die Darstellung in den Diagrammen ist ein einfacher Thurm. *Roch* und *Elephant* sind also gleichmässig um 1885 in Italien verschwunden. Für die Gegenwart, die sich viel mit dem Notiren von Schachzügen

[1] Keiner der älteren Commentatoren sagt „Thurm", vielmehr schreiben alle „*rocco*", Roch. Philalethes beachtet aber nicht, dass es einen Unterschied in der italienischen Form zwischen *rocco* und *rocca*, Roch und Thurm geben kann.

befasst, hat die Bezeichnung *Torre* noch den practischen Vortheil, dass der Anfangsbuchstabe keiner Verwechselung bei abgekürzter Angabe von *Rocco* und *Re* unterliegt. Die Erinnerung an den alten Roch erhält sich jetzt nur noch in *arroccarsi*, wie bei uns in der Rochade und im französischen *roquer*. Die Schreibart *roche* bei PHILALETHES ist nur ein Versehen, wenn sie nicht das deutsche Wort sein soll.

Bei der Schlussfolgerung, um *Torre* von *Rocco* herzuleiten, nehmen die Philologen das erwähnte *rocca*, Fels oder Schloss auf demselben als Mittelglied in Anspruch wegen der Ähnlichkeit im Laute. Es fehlt jedoch ein literarischer Anhalt dafür, dass man das Wort *rocca* jetzt oder früher mit *rocco* gleichbedeutend verwendet hat. Im allgemeinen Sprachgebrauch werden beide Worte noch heute stets getrennt gehalten. Wollte man aber dennoch an eine sprachliche Gleichstellung und an eine daraus entstandene Übertragung des Sinnes von einem Worte auf das andere glauben, so wäre es immerhin höchst auffallend, dass eine italienische Assimilation auch zugleich auf fremde Sprachen gewirkt hätte. Denn die Anfänge des Überganges vom Roch zum Thurm zeigten sich in Deutschland zur selben Zeit wie in Italien, und ebenso folgte Frankreich und Spanien mit, ohne durch das, auch hier sprachlich nicht vorhandene *rocca* zum Thurme etymologisch gelangen zu können.

Der Ausspruch des DANTE bezieht sich auf eine sechshundert Jahre zurückliegende Epoche und versetzt uns also in die Zeiten des CESSOLES. Wir dürfen dann nur an die alte gespaltene Form des Rochen denken und thun gut, den Ausdruck Thurm dabei möglichst zu vermeiden. Änderungen im Texte des Dichters, wie man diese auch in *cotta* oder *raccetta* vorgeschlagen hat, sind nicht nöthig, zumal der Gedanke an einen im Chorhemde weidenden Bischof doch nicht dichterisch wäre. Wenn man freilich ein heutiges Wörterbuch, z. B. *Vocabolario compilato a cura della società tipografica*, *Napoli* 1835, beim Worte *Rocco* aufschlägt, so sieht man überhaupt keinen Grund

zu einer Correctur des *rocco*, denn man findet als Bedeutung: *Bastone ritorto* (gekrümmt) *in cima che si porta davanti a' Vescovi, altrimente detto Pastorale.* Falls die Sache so einfach wäre, hätten die alten Ausleger, die doch um den Werth der Worte ihrer Zeit Bescheid wussten, nicht erst, wie sie es gethan, das Schachspiel zur Erklärung des *rocco*, der eben nicht *ritorto* ist, herbei zu ziehen gebraucht. In der That heisst aber *rocco* noch nicht jeder Bischofsstab, sondern hat allein in der einzigen Stelle des DANTE diese für den besonderen Stab abgeleitete Bedeutung, zu der man nicht ohne Erklärung den Schlüssel finden kann.

Der älteste Interpret der göttlichen Comödie war BENVENUTO DE' RAMBALDI DA IMOLA, nicht weit von Ravenna, der von 1375, also etwa 50 Jahre nach dem Dichter, zehn Jahre lang in Bologna docirte, und dessen Commentar man in seiner uns erhaltenen, vielleicht aber von J. DELLA LAMA herrührenden Fassung in das Jahr 1389 setzt. Der Commentar versteht unter dem *rocco* den Bischofsstab des BONIFAZIO und bemerkt, dass der Stab in Ravenna nicht, wie bei den anderen Bischöfen gekrümmt, sondern oben rund und wie ein *rocco* geformt war. Damit stimmen zugleich BOCCACCIO's (1313—1375) auf den Stab bezügliche Worte überein: *ha il suo pastorale di sopra a modo d'un rocco d'oro*, welche den Aufsatz als golden bezeichnen. Auch POST. CASS.[1] sagt von Ravenna: *Cujus pastorale frustum habet in summitate, quoddam signum ad modum unius rocchi et hoc est quod dicit de rocco.*

Aus den angeführten Glossen ergiebt sich noch nichts Genaueres über die Gestalt des Aufsatzes, aber ein anderer Ausleger, EUGENIO CAMERINI, liefert hierüber eine erwünschte Andeutung, indem er mit Bezug auf Ravennn sagt: „es ist

[1] *È usanza di quelli Arcivescovi di non portare lo pastorale ritorto* (dazu stimmt das vorerwähnte neapolitanische Wörterbuch freilich nicht) *come fanno gli altri, ma diviso di sopra a modo di quello scacco che si chiama rocco.*

Gebrauch bei diesen Erzbischöfen, den Stab oben getheilt zu tragen nach Art jenes Schachstückes, das *rocco* heisst."[1] Dieses Getheiltsein ist das Merkmal, auf das kein Thurm passt, und das uns zeigt, wie die alten Commentatoren[2] wirklich die Urform des Stückes im Sinne hatten und somit den ganzen Stab nach dessen oberen Theile durch *pars pro toto* bezeichnet sein liessen.

Leider bin ich nun aber noch nicht am Ende meiner, vielleicht schon zu eingehenden Auseinandersetzung, sondern habe noch auf erneute Verwirrungen der jüngsten Zeit aufmerksam zu machen.

Man glaubt zu Ravenna, unter zwei Stäben den alten des BONIFAZIO im *Museo di Classe* bei der Bibliothek zu besitzen. Es müsste, wie ich für diejenigen Schachfreunde bemerke, welche nach Italien gehen und dabei Ravenna besuchen, derjenige Stab sein, den BÄDEKER's *Ober-Italien* (z. B. 1889, S. 312) als mit venetianischem Schmelz verziert angiebt, und der oben nicht gebogen ist. Der andere aus Elfenbein, mit der Jahreszahl 1100, hat die gewöhnliche Krümmung und kann deshalb hier nicht in Betracht kommen, obwohl der Custode des Museums gerade diesen mir als den richtigen des BONIFAZIO bezeichnete. Von den Aufsätzen der beiden Stäbe hat der kunstverständige ALINARI in Florenz 1881 eine grosse vorzügliche Photographie gemacht. Der emaillirte Stab ist ganz aus Kupfer und hat einen sechskantigen geraden Aufsatz mit etwas erhaben abgerundeter Decke. Diesen könnte man allenfalls mit einem eckigen Thurme ohne Spitze vergleichen, da er aber oben nicht getheilt und auch nicht golden ist, wie es BOCCACCIO verlangt, so kann selbst dieser Stab nicht der gesuchte sein, indess ist

[1] Man findet dies Citat bei BOCCI, *Dizionarii storici della Div. Commedia, Torino* 1874, p. 385 unter *Rocco*.

[2] Es giebt deren übrigens sehr viele, wie man aus einer Note in der grossen Ausgabe des DANTE, *Milano* 1889, p. 443 ersehen kann. Alle lassen es bei dem Worte *rocco* und dessen Bedeutung als Schachstück bewenden.

er nichts desto weniger ernstlich dafür gehalten worden. Ich muss mich deshalb, da er jetzt zur Danteforschung und zur Bestimmung des *rocco* gehört, noch einen Augenblick mit ihm beschäftigen.

Als 1865 eine Ausstellung von Gegenständen, die auf DANTE Bezug haben konnten, in Florenz veranstaltet wurde, übermittelte man von Ravenna aus diesen Stab. Ein Bericht des Professor ANT. GUALBERTO DI MARZO über die Ausstellung sagt in Bezug auf den Stab, die Spitze trage ein sechseckiges Prisma, das auf beiden Seiten in Pyramiden ausgehe, und welches beinahe die Form eines Thurmes, einer kleinen Festung oder einer *rocca* habe. Es gelte als feststehend, dass dieser Bischofsstab dem BONIFAZIO gehört habe.[1]

Zu diesem Berichte ist aber zu bemerken, dass die Beschreibung nicht mit der Photographie übereinstimmt, indem letztere ebenso wenig wie der Stab selbst Pyramiden aufweist. Ferner ermangelt die Behauptung, dies sei der Stab des BONIFAZIO, des Beweises und ist allem Anschein nach unrichtig.

Vor dem 1527 revidirten VIDA lässt sich keine Zeichnung des Rochs als Thurm nachweisen. DAMIANO's Werk, das zuerst 1512 in Rom und darauf noch öfters daselbst erschien, ist in dieser Beziehung belehrend. Erst um die Jahre 1530—40 in der 5. und 6. Auflage, welche v. D. LINDE für die 2. und 3. undatirte erklärt, deren Aufeinanderfolge mir aber nicht ganz ausser Zweifel zu stehen scheint, zeigt sich abgebildet der wohlgeformte Thurm im *Capitolo primo delli nomi.* Genannt

[1] Der betreffende Text des Commento del Prof. ANTONIO GUALBERTO, Firenze. Tip. CELLINI 1877, lautet: *Ma ancora a maggior convenimento, rammentiamo che il Municipio di Ravenna mandò all' Esposizione fiorentina un antico bastone pastorale degli Arcivescovi di questa metropoli. È in rame, smaltato con piccole croci ed altri ornamenti in istile bizantino; alla sommità porta un prisma esangonale terminante da ambo le parti in piramidi* (unrichtig), *e che in complesso ha quasi la forma di una torre, di un piccolo fortalizio, o rocca — si ritiene per fermo che siffatto bastone pastorale sia appartenuto al suddetto Bonifazio.*

ist das Stück aber immer noch nicht Thurm, sondern es steht darunter wie früher: „*E questo detto Rocho perche tene dignitade grande & e capitano del campo*". Bei diesen zu einem Thurme nicht passenden Worten blieb es auch noch in der Ausgabe *Venetia* 1564.

Die Namensänderung erfolgte in Italien erst später und allmälig. Auch in anderen Ländern hielten die Autoren fester an dem alten Namen, wie an der Darstellung der Figur. Französische Auszüge aus LOPEZ, die in Paris 1609 und 1636 erschienen, gebrauchen noch immer nur den Ausdruck *Roc*. Aber die Ausgabe des *Greco*, Paris 1669, ist vom Rochen vollkommen auf den Thurm übergegangen, und man kann damit die alte Figur als definitiv verdrängt ansehen. Ihre frühere Form hat sich nur noch in einigen aus alter Zeit herstammenden Städte- und Familienwappen erhalten. Man findet sie, mit verschiedenen Varianten, in Abdrücken von Petschaften der Familie VON ROCHOW.[1] Auch ein Geschlecht v. VOIGT im Mansfeldischen führte urkundlich 1353 Rochen als sprechendes Wappen, indem dasselbe an die Benennung des Stückes als *Vogd* bei CESSOLES erinnert.

[1] Näheres hierüber enthalten zwei Broschüren von V. D. LINDE, *Der Roch*, Sonderabdruck aus SEYLER's Vierteljahrsschrift für Heraldik, 1873 und „*Noch einmal der Ruch*", 15. Oct. 1873.

Neunter Abschnitt.

RUY LÓPEZ. — Glanzepoche Italiens mit BOI IL SIRACUSANO und LEONARDO IL PUTTINO, ferner SALVIO, CARRERA, VESPAJO, POLERIO (Elegantia etc.). — Bemerkungen über die Rochade. — GRECO IL CALABRESE und Charakteristik des Spieles im 17. Jahrhundert.

Indem ich mich wieder zur geschichtlichen Betrachtung des Spieles wende, muss ich daran erinnern, dass ich die Darlegung der Entwickelung beim Schluss des Übergangs vom alten zum neuen Schach abbrach, und dass zuletzt die Arbeiten von LUCENA, DAMIANO und dem Anonymus der Göttinger Handschrift besprochen waren.

Mit dem Werke des Spaniers RUY LÓPEZ, Alcalá 1561, hören die früher so beliebten Probleme auf, Hauptsache zu sein. Er selbst beachtet sie gar nicht mehr.

LÓPEZ ist die grosse Figur, mit der die Theorie der Eröffnungen des neueren Schachs wirklich anhebt. Seine Arbeit war das erste Lehrbuch, das auch als solches noch nach heutigem Sinne gelten kann, obgleich der Spanier es darin an aufklärenden Bemerkungen doch noch fehlen liess. Bei ihm erweitern sich aber nicht allein die gewöhnlichen Spiele schon beträchtlich, sondern es sind auch die Gambitspiele des Springers und Läufers, welche die zweite Abtheilung der damaligen Theorie

ausmachten, in zahlreichen Varianten, sowie das Damengambit und Spiele mit Vorgaben reichlicher wie bei LUCENA und DAMIANO vertreten. In dem Werke finden wir auch das erste ausführliche Reglement über das Spiel.

Seinem Stande nach war LOPEZ Geistlicher und ein Ortsangehöriger *(vizino)* zu Zafra in Estremadura, scheint aber auch in Gunst zu Madrid bei König PHILIPP II. gestanden zu haben, der ihm eine goldene Halskette mit einem *Rocco* (Thurm oder Roch?) daran als Auszeichnung für's Schachspiel verliehen haben soll.[1] Im Jahre 1560, erzählt LOPEZ selbst fol. 102^{v}, sei er im Anfang des Pontificats PIUS IV., eines Medicäers, der im Herbste 1559 erwählt worden war, in Rom gewesen. Dort errang er practische Erfolge, namentlich gegen den damals jungen LEONARDO, zubenennt IL PUTTINO,[2] aus Cutri in Calabrien und galt darauf als der beste Spieler seiner Zeit, besonders in Spanien, wo ihm nur ALFONS CERON, der auch GIRONE genannt wird, aus Granada ungefähr gleich kam. LOPEZ mag eine bedächtige und auf Sicherstellung ausgehende Spielweise gehabt haben, aber als ein eigentliches Genie im Spiele zeigt ihn uns sein Werk von 1561 doch nicht. Allerdings pflegte er nur mit dem Könige zu springen und konnte sein Spiel nicht durch die Rochade lebhafter gestalten. Dennoch hat er aber einen beträchtlichen Einfluss auf die Fortbildung der Theorie ausgeübt. Dazu trug vorzüglich die, nach meinem Dafürhalten, recht gute italienische Übersetzung seines Lehrbuches bei, welche TARSIA, mit Fortlassung einiger unbedeutenden und keine Spiele enthaltenden Capitel 1584 zu Venedig veranstaltete. Auch mehrere ab-

[1] CARRERA, 1617 berichtet dies p. 65 vom CHIERICO DI ZAFRA, den er allerdings von RUY LOPEZ, aber wohl mit Unrecht unterscheidet. Auffallend bleibt diese Trennung indess immerhin, da CARRERA selbst Geistlicher war und also leicht hätte Bescheid wissen können. Jedoch bezeichnet SALVIO 1634, p. 17 den LOPEZ ausdrücklich als CLERICO DI ZAFRA.

[2] Die *Nuova Rivista* 1889, p. 172 giebt den Namen so an: LEONARDO DI BONA DA CUTRO, IL PUTTINO (der Kleine).

[illegible] [illegible] [illegible] (S. [illegible]) erschienen nach 1600. [illegible] [illegible] [illegible] von [illegible] blieb ein [illegible] [illegible] ([illegible] S. [illegible]).

Ob LOPEZ auch bei unseren heutigen Anforderungen ein starker Spieler zu nennen wäre, lässt sich schwer sagen. Indess finden sich doch in seinem *Libro della Invencion* manche Aussprüche, die von richtigem oder wenigstens beachtenswerthem Urtheile zeugen. Man soll z. B., sagt LOPEZ (fol. 51 v), die Bauern e2, d2 und f2, sowie, wenn es angeht, auch c2 bereit zum Angriff halten. Hierin liegt offenbar der Kern zu einer Lehre vom Centrum. Aber, fügt er hinzu, man müsse besonders vorsichtig in Bezug auf f2 sein, denn so viel ein richtiges Vorgehen hier nützen könne, ebenso sehr würde ein Fehler den König bloss stellen oder das Spiel in Unordnung bringen, wie man dies, da es nicht näher erklärt werden könne, aus den Spielanfängen ersehen werde. LOPEZ' Warnung ist begründet.

An einer anderen Stelle (fol. 55) räth der alte Meister, wenn die Damen schon getauscht sind, den König nicht am untersten Rande in Sicherheit zu bringen, weil er dann, um zur Unterstützung seiner Streitkräfte herangezogen zu werden, unnöthig Zeit versäume. Der Gedanke ist hier, wie oft bei LOPEZ, nicht geschickt ausgedrückt, an sich ist es aber wohl der Erwähnung werth, dass der König nach dem Damentausch häufig als mitwirkendes Stück nützlich werden kann.

Auf Blatt 55 v wird empfohlen, nie Springer oder Läufer für zwei Bauern hinzugeben, wenn kein *primor*, d. h. kräftige Entscheidung in voraus zu sehender Zügezahl erreichbar ist. Verstärkung des Angriffs durch ein materielles Opfer scheint also im Prinzip dem LOPEZ nicht rathsam.

Ein Spiel, das zwar schon LUCENA kannte, verewigt den Namen des LOPEZ. Seine Partie ist aber erst in neuerer Zeit zur Geltung gekommen. Wie sich dies zugetragen hat, und wie JAENISCH's Name damit verknüpft war, ist von mir in der *Schachz.*, Leipzig 1873, S. 163 angegeben worden. Der betreffende

Anfang 1. e4, e5; 2. Sf3, mit dem LOPEZ (fol. 110 u. 115) DAMIANO's Deckung 2. Sb8—c6 widerlegen wollte, beruhte auf 3. Lf1—b5. Es kann nun 2. Lf8—c5 folgen, „damit", sagt LOPEZ, „der Läufer nicht eingeschlossen werde". An 2. a7—a6 und an das Gegenspiel 2. Sg8—f6, das, wie ich glaube, zuerst von mir selbst 1841 als genügend in die Praxis eingeführt worden ist, dachte der Spanier noch nicht. Er fährt nach 3. Lf8—c5 fort: 4. c3, Se7; 5. d4, d4:; 6. d4:, Lb4†; 7. Sc3, d5; 8. e5, Lg4, und sagt, das Spiel der Weissen stände, in Folge des für Schwarz minder günstigen Zuges 2. Sb8—c6, ein klein wenig besser und freier.[1]

Als beste Vertheidigung der Springerpartie giebt LOPEZ (fol. 116) 2. d7—d6 an, indem er hierin die sicherste und freieste Art zur Führung der schwarzen Figuren erblickt. Er liess aber ausser Acht, dass er einige Capitel früher bei Lf8—c5, wie wir soeben erwähnten, Werth darauf gelegt hatte, den Königsläufer nicht einzuschliessen, was er nun mit seiner Vertheidigung freiwillig thut. Der Zug 2. d7—d6 ist zulässig, aber beengend, und LOPEZ's schiefes Urtheil darüber bleibt ihm selbst sehr zur Last. Zweihundert Jahre später pries wiederum PHILIDOR, indess aus anderen Gründen, indem er f7—f5 mit besonderem Nachdruck beabsichtigte, den Bauernzug des LOPEZ, brachte aber mit der von ihm gegebenen Fortsetzung Schwarz, wenn der Angreifende energisch vorging, sehr in Verlegenheit.

Am Schluss seiner Spiele ohne Vorgaben, die allein hier in Betracht kommen, erwähnt LOPEZ auf fol. 126 (1584, p. 174,

---

[1] Wegen der Beachtung, deren sich die Eröffnung jetzt erfreut, füge ich die Worte des Originales hier bei: *y assi procurando cautamente de meter su rey en lugar seguro aura buen juego sabiendo bien jug. puesto que el blan. este algũ tanto, cõ mas libre compostura causada por el guardar el peon con el cau. dela dama* (2. Sb8—c6). — Geschlossen sind die Akten über die Variante 4. c2—c3 noch nicht. Man hat in neuerer Zeit neben 4. Sg8—e7 auch einen von PONZIANI erwähnten Gegenzug 4. Dd8—f8 einige Male angewendet und H. SEYBOTH hat dazu im *St. Petersburger Herold* 1896, No. 155 (*Deutsche Schz.* 1896, S. 223) Erläuterungen angegeben.

Paris 1636, p. 184, *Elegantia*, fol. 136[v]) noch einige unregelmässige Züge, die aber nach seiner Ansicht kein guter Spieler thun solle. Der erste dieser Züge ist, wie H. J. R. Murray im *Brit. Ch. Magz.* 1895, S. 521 bemerkt hat, 1. Sg1—f3, also das sogenannte Zukertort'sche Spiel. Lopez antwortete darauf 1. d7—d5, um e2—e4 zu hintertreiben, und glaubte gewiss, hiermit einen Vortheil gegen Weiss erreicht zu haben. Das Spiel heisst jetzt aber nicht nach ihm und behält wohl fortan den Namen dessen, der es besser zu beurtheilen verstand.[1]

Die Aufzeichnung der Spiele geschah bei Lopez nach einem wenig übersichtlichen, von den Vorgängern überkommenen Systeme. Ich hebe diesen Umstand hervor, da die Notation von Bedeutung für das Verständniss der Spiele ist und dazu beitragen kann, das Studium zu erleichtern und demnach auch zu verbreiten. Ihre Fortentwickelung gehört also mit zur Geschichte der Literatur. Bei Lopez folgten die Züge eng auf einander in beschreibender Weise, ohne weder durch Zahlen noch durch Abstände getrennt zu sein. Diese Methode wurde auch bei den alten Übersetzungen des Lopez und überhaupt noch im Druck bis in's 17. Jrh. und stellenweise sogar länger, z. B. zu Neapel 1723 in einem Neudruck des Salvio beibehalten. Daneben zeigen uns allerdings einige alte Handschriften, dass die Trennung der Züge durch den Übergang auf eine neue Zeile doch auch zuweilen angewendet wurde. Die Numerirung der Züge, womit die Deutlichkeit sehr gefördert wird, scheint aber zuerst 1623 in England vorgekommen zu sein, in einer

---

[1] Es gelangen zuweilen beachtenswerthe Züge, die nicht gerade neu sind, doch erst nachträglich zu einiger Bedeutung. So geschah es auch mit dem Zuge 1. a2—a3, den Anderssen 1858 drei Mal gegen Morphy that, um zur sicilianischen Vertheidigung mit dem Vorsprunge eines wichtigen Schutzzuges zu gelangen. Der Zug war aber wahrscheinlich schon, in anderer Absicht, öfters und sicher zwischen Kieseritzky und Boncourt und zwischen Kieseritzky und St. Amant vorgekommen. Die erstere Partie mit dem Anfange 1. a3, e5; 2. e4, Lc5 etc. findet man im *Palamède* 1839, S. 116, die andere steht in Bell's *Life* vom 26. Decb. 1841 und begann mit 1. a3, f5; 2. d4, e6; 3. c4, c5 etc.

italienischen Handschrift, welche mit *The Booke of ordinary Games at Chess* überschrieben war. Das M. S. ist jetzt in Amerika.

Von den Spielen des Lopez giebt es auch eine nach dem italienischen Texte gemachte deutsche Ausgabe, welche Gustavus Selenus 1616 besorgt hat. Letzterer bediente sich dabei aber, um die Züge anzugeben, der Numerirung des Brettes von 1 bis 64. Diese Notation hatten schon Lopez (fol. 46) und Damiano zwar nicht gebraucht, jedoch merkwürdiger Weise zur Erleichterung beim Spiel aus dem Gedächtniss vorgeschlagen. Sie prägt sich aber dem Lernenden durchaus nicht leicht ein, was doch ein Erforderniss für jede gute Bezeichnung sein muss. So kann schon sie allein die Schuld dafür getragen haben, dass die mühsame Arbeit des fürstlichen Autors nichts als ein stattliches Bibliotheksstück blieb.

Mit dem Werke des Lopez, das keine erneute Original-Ausgabe erlebte und mit einer gleichzeitig erwähnten Arbeit von Ceron, die wir aber nicht kennen, beschloss Spanien, wie dies einst nach Alfonso geschehen war, abermals für lange Zeit seine literarische Thätigkeit. Die nächsten Jahrhunderte haben nichts Bemerkenswerthes mehr geliefert, nur kleinere Broschüren erschienen hie und da. Erst eine Übersetzung des französischen *Labourdonnais*, Cadix 1843 und verschiedene in Paris für Mexico gedruckte Auflagen eines spanischen *Philidor* haben endlich die Theilnahme am Schach in den Ländern der hispanischen Mundarten wiederum angeregt. Schachspalten sind allerwärts und Zeitschriften darauf in Spanien und Amerika gefolgt, aber diese durchgreifende Auffrischung des Interesses fällt erst in die zweite, meiner näheren Beachtung entrückte Hälfte unseres Jahrhunderts. Sonst würde ich an die vielseitige Thätigkeit des Sig. Clem. Vázquez in Havana und an den Aufschwung zu erinnern haben, der in unseren Tagen dort dem Schachspiel durch Veranstaltung von lokalen und internationalen Wettkämpfen in liberalster Weise zu Theil geworden ist.

Die erwähnten Vorgänge von 1560 in Rom, welche den dortigen Spielern nicht günstig waren, hatten eine nachhaltige Wirkung ausgeübt. Sie veranlassten die italienischen Meister, und zwar vorzüglich den Puttino und Paolo Boi aus Syracus, der zugleich als guter Spieler aus dem Gedächtniss genannt wird, sich ernstlich zu üben. Demnächst sollen sie sich, aber doch erst 1575, wie J. A. Leon im *Brit. Ch. Magz.* 1894, S. 160 und 1895, S. 3 als das Wahrscheinlichste annimmt, in Begleitung von Freunden zu förmlichen Vergeltungszügen nach Spanien und bis Lissabon aufgemacht haben. Hierbei wäre gleichsam ein Schachcongress von fünf Meistern in Madrid unter den Augen des Königs Philipp II. veranstaltet worden. Bei dieser Gelegenheit verliefen aber die Kämpfe der Fremden, auch gegen Lopez, äusserst ruhmvoll. Wenigstens behauptet dies der Neapolitaner Alex. Salvio, der hier unsere vorzüglichste Quelle ist, in einer Erzählung, welcher er den Namen des Puttino als des fahrenden Ritters beigelegt hat. Sein Bericht wurde indess erst 1634, also wohl 60 Jahre oder mehr, nach den Ereignissen aufgesetzt und erscheint recht unchronologisch und daneben ganz romanhaft angelegt. Er enthält offenbar Manches, das nicht gerade so, wie es vorgetragen ist, geschehen sein konnte. Anderes findet jedoch bestimmten Anhalt in den uns erhaltenen Handschriften des Polerio, die viel spanische und italienische Namen aus der Zeit vor 1600 anführen, sowie in der reichen Personalchronik, die wir in den mit Salvio gleichzeitigen Werken der beiden Sicilianer Carrera 1617 und Vespajo 1635 antreffen. Jedenfalls erhellt aus alle diesem, dass sich im letzten Viertel des 16. und im Anfang des nächsten Jrh. in den zur spanischen Herrschaft gehörenden südlichen Ländern ein so bewegtes und glänzendes Schachleben entfaltete, wie es kaum je wieder vorkommen wird. Es war aber auch keine Zeit so geeignet wie die damalige, um das erneute Spiel in seiner besten Entwickelung zu zeigen. Von den Vornehmen und Reichen wurde es nach den übereinstimmenden Angaben der Zeit-

genossen auf das freigebigste begünstigt. Fürsten und Barone zogen gute Spieler in ihre Kreise und versahen sie reichlich mit Jahresgehalten, Reisegeld und sonstigen Geschenken. Wir hören zugleich, dass unter den Meistern um beträchtliche Einsätze gespielt und hoch gewettet wurde. Carrera und Salvio machen die Gönner und die Spieler namhaft und geben häufig die Beträge an, um die es sich im Interesse des Spieles handelte. Eine Menge schöner Eröffnungen mit überraschenden Angriffen kamen damals in Aufnahme, z. B. das als Gambit des Muzio[1] bekannte Spiel und das Gambit des Salvio, welches dieser, nach seiner Angabe, aus einer jetzt verlorenen portugiesischen Schrift entnommen hatte. Wenn Jemand nach dem Studium des Lopez auf die italienischen M. S. S. und ersten Druckwerke übergeht, so tritt er gleichsam aus dem Dunkel in's Helle, denn die frühere Behandlung der Partie, so anerkennenswerth sie zu ihrer Zeit auch war, wurde durch die lebhaften und geistvollen Combinationen der aufstrebenden italienischen Schule doch sehr in den Schatten gestellt.

Neben dem Wetteifer der Spieler in Italien mag indess zuweilen auch Missgunst bestanden haben. Die Historiographen deuten uns dies öfters an. Die beiden hervorragendsten Talente des 16. Jrh. haben indess wohl stets in Einhelligkeit gelebt. Der ältere Spieler von ihnen war Boi, der 1598 siebenzigjährig in Neapel starb, Leonardo wurde aber in Calabrien, vermuthlich bald nach 1586, nur 45 Jahre alt, vergiftet. Sie sollen Beide etwa gleich stark gewesen sein und häufig bei D. Giron Duca d'Ossuña, der zwischen 1582 und 86 spanischer Vicekönig in

[1] Von diesem Spiele sagt Salvio 1634, S. 60, er sei auf das neue Gambit *(il quale mai fù pensato)* durch einen Sig. Muzio aufmerksam gemacht worden, der es habe von Sig. G. Cascio spielen sehen. Später hat man indess bemerkt, dass sich die Eingangszüge, auf denen es beruht, schon bei Polerio aus den Jahren 1580—90 (v. d. Linde 1874, S. 186) finden. Es scheint mir aber doch nicht rathsam, die international gewordene Bezeichnung des Gambit Muzio nun, wie es versucht worden ist, umzuändern.

Neapel war, mit einander gespielt haben. In naher Verbindung zu ihnen muss POLERIO gestanden haben, über dessen Wirken ich aber erst nachher sprechen werde.

Am Ende des 17. Jrh. und noch gleichzeitig mit dem später berühmten GRECO lebten ferner in Neapel und Sicilien zwei gute Spieler, A. SALVIO und CARRERA, von denen der erstere 1604 und 1634, der andere aber 1617 als Autor hervortrat. Auf Beide habe ich schon öfters wegen historischer Notizen Bezug genommen. Aber auch der schachliche Inhalt ihrer Bücher war einst von Bedeutung. Die späteren Italiener, z. B. PONZIANI, schätzten noch besonders die Arbeiten des A. SALVIO. Jetzt sind diese natürlich beseitigt.

Die beiden süditalienischen Autoren bildeten unter sich hinsichtlich ihrer Schachregeln einen eigenthümlichen Gegensatz. SALVIO spielte mit ganz freier Rochade, während CARRERA, der Sitte seiner Insel gemäss, die sich vielleicht noch an arabische Traditionen hielt, weder rochirte, noch einen Sprung des Königs zuliess. Dieser Unterschied, der nicht blos persönlich, sondern allgemein gültig war, muss in der Praxis recht unbequem gewesen sein, denn es war gewiss schwer für einen guten Spieler, sich gleichmässig an beide Spielweisen zu gewöhnen. Dennoch wird in den Berichten zwar von fortwährenden Begegnungen der sicilianischen und festländischen Spieler geredet, aber nirgends der Verschiedenheit gedacht oder etwas darüber gesagt, wie sie sich zuvor über die zu befolgenden Regeln verständigten. Ferner kann auch eine persönliche Harmonie zwischen SALVIO und CARRERA nicht bestanden haben. SALVIO war 1617 von CARRERA kritisirt worden und vertheidigte sich hiergegen 1634 in einer *Apologia* mit grosser Bitterkeit. Darauf ergriff indess ein Sicilianer VAL. VESPAJO in einer *Risposta*, Catania 1635 Partei für seinen Landsmann. Dass hier CARRERA selbst unter erborgtem Namen geantwortet habe, wie man wohl behauptet hat, ist nach dem Inhalt der Schrift nicht anzunehmen. In der That hielt die *Risposta* nicht allein CARRERA's frühere An-

gaben aufrecht, sondern erklärte den SALVIO auch in allem, was er sonst erzählte, für ganz unzuverlässig (p. 52: *il Salvio non merita d'esser creduto in nulla).* Unter Anderem lasse SALVIO *(Il Puttino,* p. 47) einen nach Madrid gegangenen sicilianischen Geistlichen MARANO, von dem er sagt, dass derselbe stärker im Schach gewesen sei als GRECO, oft vor PHILIPP IV., der daran Vergnügen fand, Schach spielen und alle Gegner besiegen, dann aber im Glücke sterben. Hierzu bemerkt indess VESPAJO, dass MARANO kein einziges Mal in Gegenwart des Königs gespielt habe. Als Zeugen beruft er sich dafür auf zwei damals noch lebende sicilianische Cavaliere, die gerade in Madrid gewesen waren, und die sich dort des MARANO annahmen, als dieser in Noth gerieth. Wir dürfen also die Berichte des SALVIO doch nur mit Vorsicht verwerthen.

Von der *Risposta,* wie es oft mit kleinen Schriften geht, haben sich nur sehr wenige Exemplare erhalten. Auf der *Bibl. comunale* zu Palermo befindet sich eines unter der Bezeichnung CXXXVI. D. 151. No. 3. Ein anderes besitzt die Stadtbibliothek zu Catania, und von diesem wurde einst eine Abschrift, die seitdem ein Paar Mal weiter copirt ist, für S. DUBOIS gemacht. Reichliche Auszüge nach dieser Abschrift stehen in der *Nuova Rivista* von 1876, 77 und 85. Auch in der *Bibliothèque de l'arsenal* zu Paris befindet sich ein Exemplar der *Risposta.*

Von SALVIO hat es noch ein auf Schach bezügliches Trauerspiel, *Scaccaide,* gegeben, das DUBOIS dem Jahre 1612 zuweist, von dem aber kein einziges Exemplar übrig geblieben zu sein scheint. Im Catalog der grossen Königl. Bibl. zu Neapel fand ich es nicht verzeichnet. SALVIO selbst bemerkt 1634 im Register zum *Lib. IV* und zu dessen Cap. 4, *quello ch' è descritto nella tragedia.* Dieses Capitel steht schon im Werke von 1604 und theilt ein Spiel mit, aber ohne Namen, welches mit den Zügen beginnt: 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lc4, Sf6; 4. Sg5, d5; 5. d5:, Sd5:; 6. Sf7:, Kf7:; 7. Df3†, Ke6; 8. Sc3, Se7; 9. Rochade Kh1 und Te1, also frei und zugleich mit einem

Angriff etc.[1] — Ferner müssen im Prolog Notizen über Schachspieler gestanden haben, die CARRERA benutzt hat Dieser wiederholte auch einige Verse aus dem Prolog (*N. Rivista* 1875/76, p. 382), die sich darauf bezogen, dass SALVIO, ohne zu sehen und zu hören, bei blossem Herumtasten auf dem Brette, Schach spielen wollte. Dies wäre nun allerdings keine besonders grosse Leistung gewesen.[2]

Hinsichtlich der Lebensstellung der Meister und Autoren der Glanzperiode sind wir nur wenig unterrichtet. GRECO scheint keinem bestimmten Berufe gefolgt zu sein, ebenso wenig wie BOI aus Syrakus. Beide sind wohl viel von Ort zu Ort gezogen. LEONARDO wird von CARRERA (p. 93) Doctor genannt und SALVIO erwähnt ihn vorübergehend in Neapel als Sachwalter (*agente*) des Fürsten BISGNANO. Vielleicht war IL PUTTINO rechtskundig, gleich wie A. SALVIO Jurist war, Letzterer jedoch mit ständigem Aufenthalte in Neapel. CARRERA und MARANO waren sicilianische Priester. Ersterer, aus Militello 1571 gebürtig, starb zu Messina 1647. Er hat nicht unbedeutende Werke über die Geschichte Siciliens verfasst. RUY LOPEZ war, wie schon angegeben, ein Geistlicher, wenn auch kein Bischof, wie es zuweilen heisst. POLERIO, dessen CARRERA auffallender Weise gar nicht gedenkt, und von dessen Spielen auch die classischen Modenesen nichts wussten, war um 1606 in Rom und wurde von SALVIO bei dem Zuge des LEONARDO nach Madrid, als dessen *criado* genannt. Dieses italienische Wort, das im Spanischen und Portugiesischen wiederkehrt, bedeutet eigentlich Diener, kann aber, dem Zu-

[1] Die classischen Modenesen um 1750 und die späteren Italiener gestatteten auch die freie Rochade, aber ohne dass damit ein directer oder durch dieselbe verstärkter Angriff zugelassen wurde.

[2] Das vollständige Blindspiel wird von SAID und AL SOULI (vergl. S. 18) berichtet und wurde zuweilen von PHILIDOR, LABOURDONNAIS und BILGUER ausgeführt. Heut zu Tage ist es nichts Seltenes. Die geistigen Hergänge bei demselben sind am besten von Dr. S. TARRASCH in einem Aufsatze dargelegt, den A. BINET in seinen „*Psychologie des grands calculateurs et joueurs d'échecs*" 1894, p. 351, aufgenommen hat.

sammenhange nach, damals nicht gut anders aufgefasst worden sein, als Gefährte, Client oder Protégé. Man findet den Ausdruck auch in einer Handschrift des POLERIO von circa 1590 (Spiel 52 in v. D. LINDE's XVI. Jrh., *gioco che giocaua il Seracusano cõ un creato dell' Arciuescouo di Siuigla primo giocator di Spagna).* Hier kann das Wort nur so viel heissen wie Hausgenosse oder Creatur, wenn man nach einem Anklange sucht.

Verschiedene neuere Autoren, wie GEORGE WALKER in einer enthusiastischen Schilderung „*Light and Lustre*" in seinem *Chess & Pless Players* 1850, S. 330—363 und Prof. v. D. LINDE 1874 in der historischen Arbeit „*Schachspiel des 16. Jrh.*", haben uns die italienisch-spanische Glanzperiode anziehend und lehrreich vergegenwärtigt. Der bekannte Schachmeister DUBOIS in Rom hat ferner in der *N. Rivista* 1885, p. 17 u. 103 eine lange Liste von hervorragenden Spielern jener Epoche nach der Zeitfolge und nach ihrer muthmaasslichen Stärke im Spiele aufgestellt. Die Begeisterung für das Schach scheint von Italien auch nach Frankreich und England übergegangen zu sein, und hierbei zeigt sich GRECO, mit dem wir uns bald näher zu beschäftigen haben, als Träger der Vermittelung, nach 1620.

Eine Betheiligung Deutschlands wurde wohl durch den 30jährigen Krieg unmöglich gemacht. Indess glaube ich, dass sie auch ohnedies kaum würde Statt gefunden haben, da das Schach in Deutschland damals noch zu wenig entwickelt war.

In der beschriebenen Glanzperiode war es unter den grossen Spielern auch üblich, ihre Erfahrungen in eignen Abhandlungen nieder zu legen. So heisst es, dass BOI und LEONARDO, MICHELE DI MAURO und manche andere Meister Aufzeichnungen gemacht hätten, die aber Manuscript blieben und zumeist abhanden kamen. Vom PUTTINO meint jedoch DUBOIS, könnten wohl Notate in den Spielen enthalten sein, welche wir jetzt als die nach und nach zutage getretenen Überlieferungen des POLERIO

kennen.[1] Aus diesen letzteren ersehen wir, dass sich ihr Autor, was bis auf unsere Zeit unbeachtet geblieben war, literarisch vorzüglich hervorgethan hatte. Derselbe hiess vollständig GIULIO CESARE POLERIO und war aus Lanciano am adriatischen Meere gebürtig. Er gehörte noch dem 16. Jrh. an, wurde jedoch auch noch 1606 für den stärksten Spieler Roms gehalten. Diese Notiz verdanken wir dem SALVIO, 1634, der sonst aber keine Kenntniss von POLERIO als einem Schriftsteller gehabt zu haben scheint.

Die ziemlich umfangreichen Aufzeichnungen des POLERIO haben für uns einen hohen Werth, nicht allein, weil ihr Verfasser selbst ein ausgezeichneter Meister war, sondern auch besonders deshalb, weil er, der Zeit nach, dem LOPEZ am nächsten stand. Er musste als junger Mann diesen und dessen Zeitgenossen in Spanien und Italien, deren Namen er bei den mitgetheilten Spielen oft voransetzt, noch persönlich gekannt haben. Wir überschauen also nun, zumeist mit seiner Hülfe, eine zusammenhängende Reihe von Spielern und Autoren von 1560 bis 1635 und können bei denselben verschiedene Erweiterungen in der Taktik des Spieles, aber auch manchen Stillstand in der Entwickelung wahrnehmen.

In neuerer Zeit entdeckte man die vergessenen Aufzeichnungen erst wieder vor ungefähr 70 Jahren, durch ein M. S. in Florenz, als die ältesten italienischen Druckwerke bereits in abgekürzten englischen Übersetzungen von SARRAT und der Schachtext aus CARRERA's Werk vollständig vorlagen.

POLERIO's Notate bestehen in kurzen Spielanfängen mit verschiedenen daran geknüpften Varianten, sowie mit einzelnen jedoch nur seltenen zur Erklärung dienenden Bemerkungen.

[1] DUBOIS' Äusserung steht in der *N. Rivista* 1885, p. 67: *E così di congettura in congettura possiamo credere che quelle note venissero in mano di Polerio, che ha tante giuocate (in numero di 35) di lui; se pure il Lancianense non le avrà avute direttamente dallo stesso autore, cui fu compagno nel suo viaggio d'avventure.*

Die ausführlichste Redaction seiner Arbeit schliesst mit einem Anhange von Problemen, die aber unbedeutend sind.

Von den uns erhaltenen italienischen Schachmanuscripten hatte Sarratt nur ein anonymes gesehen, das ihm von E. Morris in London mitgetheilt wurde. Vielleicht war dies eine Handschrift des Polerio oder eine Vereinigung von Spielen desselben mit Anfängen des Greco und anderer Zeitgenossen, wie es mehrere Manuscripte dieser Art giebt. Sarratt entlehnte daraus 1813, S. 367—82 vier Spiele, die mit „*Giuoco Siciliano*"[1] bezeichnet waren, und von denen zwei mit 1. e4, c5; 2. f2—f4, zwei andere aber mit 1. e4, c5; 2. b2—b4:, b4:; 3. d4, e6; 4. a2—a3 etc. begannen. Diese Spiele haben sich später auch in anderen M. S. S., z. B. einem von 1623 bei Mr. John G. White, sowie einem bei mir ohne Datum, aber alt und als von Greco herrührend, wieder als sicilianisch gefunden und sind mithin unzweifelhaft echt. Sie zeigen mit ihrem Gambitzuge b2—b4 das Bestreben, einer einförmigen Eröffnung durch ein kleines, in diesem Falle freilich nicht berechtigtes Opfer, eine belebte Fortsetzung zu geben. Damit weichen sie von dem wenig unternehmenden Parteistyle des Lopez merklich ab.

Um das Morris'sche M. S. hat sich Niemand weiter beküumert, es soll aber in's *Brit. Mus.* gekommen sein. Die erwähnte Florentiner Hdsch. hatte Doazan, ein thätiger Schachfreund zu Paris, erworben, von dem es unter Anderem eine Broschüre, *Labourdonnais-Morphy lettre à G. Allen*, 1859 giebt. Diese Handschrift bildete einen italienischen Octavband und zerfiel in vier Abschnitte. Sie war anonym und mochte um 1610 ohne Titel und Widmung von Copistenhand geschrieben sein. Daraus theilte Doazan 1843 und 44 im *Palamède* eine Anzahl Spielanfänge unter Beifügung von berühmten alten Namen mit. An die Echtheit der Spiele wollte man aber anfänglich, schon

[1] Der Anfang 1. e2—e4, c7—c5 führt danach jetzt den Namen der Sicilianischen Partie. In meinem *Greco*-M. S. sind die beiden Partien mit der Fortsetzung 2. b2—b4, *Giocho Contra Siciliano* genannt.

wegen des literarischen Aufputzes, der sie hie und da begleitete, nicht recht glauben. Namentlich waren es dabei auch ein Paar von der Spielsammlung des Greco (1625) abweichende Anfänge des Läufergambits, welche bei W. Lewis, dem damals bedeutendsten englischen Kenner der alten und neueren Schachliteratur, ebenso wie bei mir Bedenken erregten, da sie sich durch anscheinend moderne Wendungen von den ähnlichen, bis dahin bekannten alten Spielanfängen unterschieden. Dennoch war das M. S. in der That vorhanden, und Doazan, bei dem ich es in Paris sah, lieh es mir sogar zur Durchsicht und gestattete, dass ich die sämmtlichen Spiele 1855 umschrieb und in einigen Exemplaren vervielfältigte. Zugleich constatirte ich, dass wenigstens ein Theil der Handschrift, der ausdrücklich als die Spiele des Polerio bezeichnet war, diesem wirklich zugehören müsste. Einige Jahre darauf verstarb Doazan, und man weiss nicht, wohin sein M. S. gekommen ist. Der volle Inhalt blieb indess erhalten und ging nach meiner Copie mit allen Namen in v. d. Linde's *Schach des 16. Jrh.* über, wo er nun zwischen den Texten anderer Handschriften des Polerio steht, die noch später aufgefunden wurden. Gegenwärtig kann über die wahre Urheberschaft derselben kein Zweifel mehr obwalten.

Polerio's Aufzeichnungen gehen bis auf oder etwas über 1590 zurück, sowohl in erhaltenen Entwürfen, wie in fertigen Abschriften, welche mit unter einander abweichenden Dedicationen und immer etwas verändert und erweitert, an damalige Gönner überreicht waren. Noch kürzlich wurde ein M. S., das aber undatirt war, von J. A. Leon, verbunden mit einem Druckexemplar des Lopez *(Tarsia)* 1584, in London entdeckt. Dieses Manuscript ist im *British Ch. Magz.*, Aug. 1894 und auch abgesondert veröffentlicht worden, die Schrift war aber ganz besonders schwierig zu entziffern und zeigte sich als die eines Entwurfes oder einer sehr flüchtigen Copie ohne Widmung.

Ferner hat v. d. Linde bemerkt, dass ein von Copistenhand sauber gefertigtes italienisches Papiermanuscript, das jetzt

in der Nationalbibl. zu Florenz (XIX: 7. 65) liegt und in's 17. Jrh. gesetzt wird, zwar mit einer theilweisen Übersetzung des Lopez beginnt, dann aber eine Reihe eingeschalteter Capitel XLVIIJ—LXXVIIIJ enthält, die ausschliesslich dem Polerio entnommen sein müssen. Hieraus schloss der gedachte Verfasser des 16. Jrh., S. 78, das ganze anonyme M. S., dem der richtige Titel und wohl auch das erste Blatt fehlen, rühre von Polerio her. Dieser Ansicht vermag ich mich jedoch nicht anzuschliessen. Das M. S. ist in rother Tinte, vermuthlich von späterer Hand mit den Worten „*L'Elegantia sottilità verita della virtuosissima professione dei scacchi* überschrieben und sollte, seiner kurzen Einleitung gemäss, da Mangel an Schachautoren bestehe *(per la penuria dell' Authori)*, nun auf das Geheiss eines *Principe*, die wahre Art des Schachspiels lehren. Als Übersetzung ist es nirgends bezeichnet und jede Angabe von Namen ist, wie es scheint mit Absicht, vermieden. Dabei sieht man aber, dass seine zwei disparaten Theile nicht zusammen stimmen, indem die übersetzten Regeln des Lopez mit den später folgenden Spielen des Polerio nicht harmoniren, ohne dass etwas deshalb zur Aufklärung gesagt wäre. Dazu kommt, dass Bemerkungen des Lopez (z. B. auf fol. 12^{v} der *Eleg.*) unverständlich wiedergegeben sind, und zwar vermuthlich wegen ungenügender Schachkenntniss des Übersetzers, was auf Polerio doch nicht passen würde. Der Name des Damiano, der sehr oft von Lopez angeführt wird und wesentlich zu dessen Kritik des Portugiesen gehört, ist vom Übersetzer systematisch fortgelassen, was selbst schon dann Verdacht erregen müsste, wenn es sich um eine anerkannte Übertragung handelte. Mir kommt die *Elegantia* wie ein Versuch der Aneignung fremden Gutes vor. Mr. White besitzt ein sehr ähnliches, auch anonymes M. S. ungefähr aus derselben Zeit, welches „*Regle*" betitelt ist, weiterhin aber zugleich „*Elegantia*" als Überschrift trägt. Beide Handschriften sind Exemplare derselben Compilation mit geringen Veränderungen. Danach scheint es um die Mitte des

17. Jrh. in Italien, als die früheren grossen Meister nicht mehr durch geeigneten Nachwuchs ersetzt wurden, öfters vorgekommen zu sein, dass Werke aus dem Stoff älterer Arbeiten von unberufenen Händen zusammengestellt wurden und nun als vermeintlich neue Originale mit frischer Einleitung wiederholentlich Verwerthung fanden. So verhält es sich wahrscheinlich schon mit einer anderen Handschrift etwa von 1630 bei Mr. WHITE. Auch sie hat einen ungenannten Verfasser und scheint theilweis aus DAMIANO entstanden zu sein. Ihr jetziger Besitzer glaubt, das M. S., auf Grund von gewissen Indicien, möglicher Weise auf PAOLO BOI zurückführen zu können, aber der Inhalt weist kaum auf einen Meister hin. Vielleicht versuchte der Urheber der ziemlich umfangreichen Handschrift, absichtlich den Syrakusaner als Autor derselben erscheinen zu lassen. Ein gewisses geschichtliches Interesse ruht aber immerhin auf diesen anonymen Fabrikaten.

Von hervorragender Bedeutung für die Entwickelung des neuen Schach war die Rochade, deren Aufkommen man etwa zwischen die Jahre 1550 und 1575 setzen kann. Was mir darüber bekannt ist, theile ich hier mit. Zunächst ist zu bemerken, dass POLERIO neben dem Sprunge des Königs, der nur vereinzelt bei ihm in Spielen mit Spaniern noch vorkommt, ausschliesslich Thurm und König, in der heute gebräuchlichen Weise zugleich versetzte. Auch sagte er immer nur *salta al ordinario* oder *come s'usa*. Wären seine werthvollen Aufzeichnungen in Italien um 1600 gedruckt worden, so hätten sie wohl zur Befestigung der beschränkten Rochade daselbst führen können. Als Handschriften gewannen sie aber zu geringe Verbreitung, während die Drucke SALVIO's um 1604 und 1634 die ganze freie Rochade zur Geltung brachten. Übrigens scheint in Rom bald nach POLERIO eine volle Unbeschränktheit für die Rochade eingetreten zu sein. Dies bekunden einige Auszüge aus GRECO's Handschriften, die ich nun folgen lasse.

Ein M. S. bei mir, welches einem Mons. CORSINO am 12. Febr. 1620 in Rom gewidmet war, bestimmt: *Il rè per una sol uotta può saltare tre o 4 case conforme all' usanza.* Dies scheint sich nur auf einen Sprung des Königs allein zu beziehen, im Verlauf des Werkes wird aber auch frei rochirt, z. B. fol. 24: *se il bianco arrocasse con il Rè alla casa del rocco della sua Regina, et il rocco alla casa del suo Alfiere* (Ka1 u. Tc1). —

In einer andern römischen Hdsch., die ebenfalls dem Jahr 1620 im Titel zugeschrieben ist und einem Cardinal ORSINI dedicirt war, indess in Rom sich in der Bibliothek *Corsini* unter No. 669 befindet, heisst es auch vom König, dass er 3 oder 4 Felder „*secondo la usanza del Paese*" springen kann. Dann wird aber beim *giuoco piano* 8 Kg8 u. Tf8 mit dem Zusatz rochirt „*al modo Romano*". Endlich kommt auf fol. 85 auch die freie Rochade vor: Kg8 & Te8, und „*il B. farà il simile salto col suo Re*".

Eine Stelle von fol. 13 schreibe ich, da sie die Gebräuche von verschiedenen Ländern umfasst, vollständig ab und bemerke zugleich, dass sie sich ebenso im *Greco* M. S. von Nancy 1621 wieder findet: *Vsanza che nel giocare si osserva in diuerse parti. Per comminciare da Roma si gioca in questo modo: ancorche habbia hanuto scacco, purche non sia mosso il Rè, sempre può saltare 3 ò, uero 4 case, di più può saltare. In Napoli et in Firenze, et in Calabria, come si da scacco, ancorche il Re non sia mosso, non può più saltare. In Sicilia, et in Genoua il Re non salta, ma và di casa, in casa. In Hispagna al modo Romano solamente differisce il passar battaglia, ancho che quando resta un pezzo col quale non si possa dar matto guadagna la metà. In altro luogo al modo Romano.*

In meinem *Greco* M. S. von 1625 steht diese Stelle noch ausführlicher. In Übersetzung habe ich dieselbe daraus aber schon in den „*Berliner Erinnerungen*" 1860, S. 129 abgedruckt.

Die Italiener nannten später die beschränkte Rochade „*alla Calabrista*". Dies geschah aber eigentlich ohne Berechtigung.

Das Resultat der Untersuchung über die Einführung der Rochade fasse ich nun zusammen. Es wäre zwar am natürlichsten und wurde auch von mir so angenommen, dass man mit einer Vereinigung von Tf1 u. Kg1 zu einem Zuge begonnen habe. Damit hätte man also sofort und überall die beschränkte Rochade gehabt, die ich einst, nach GRECO, die römische nannte. Für diese bestätigt auch SALVIO 1604, S. 24, dass sie damals in Rom die übliche gewesen sei. Ganz sicher ist es aber doch nicht, dass der Hergang wirklich allgemein ein so einfacher war, denn LOPEZ, den wir 1560 in Rom Schach spielen sahen, und der als Spanier für gewöhnlich noch nicht rochirte, bemerkt in seinem Werke 1561, fol. 16 nur, dass man in einigen Theilen Italiens einen Doppelzug in der Art thue, dass Kh1 u. Tg1 oder Ka1 u. Tb1 zugleich geschähe. Er sagt aber nichts von einer anderen Rochade und auch noch nichts darüber, dass man überhaupt in Rom rochirt habe. Eine weitere Autorität, auf die wir uns berufen könnten, ist der Piemontese GIONUTIO. Dieser versichert 1594, „der alleinige Sprung des Königs sei noch im Gebrauch, aber in ganz Spanien und an vielen Orten Italiens geschähe Kg1 u. Tf1 oder Kc1 u. Td1, die eigentliche italienische Rochade, deren auch er sich bediene, bestehe indess darin, dass der Thurm das Feld des Läufers nicht überschreite, der König sich aber auf die andere Seite stelle, wie er wolle." Ob dies für das Ende des 16. Jrh. in allen Punkten zutreffend ist, lasse ich dahingestellt. GRUGET 1560, Blatt 4^{v} spricht auch von einer besondern französischen Rochade, bei der man den König nach f1 oder c1, den Thurm aber immer nach e1 setzt. *Voila ses demarches & sa liberté pourvue qu'il n'ait point eu d'eschec.*[1] Wenn man nun daneben

---

[1] GRUGET fügt noch hinzu: „*Et pour Vous dire la verité, le Roy ne jouait point autrement selon les anciens, qu'à la mode des François, mesmes*

noch bedenkt, dass kurz nach 1600 in Neapel nur von der ganz freien Rochade die Rede ist, so muss man wohl zu dem Schlusse kommen, der Übergang vom Königsprunge zur Rochade sei nicht gleichzeitig an den verschiedenen Orten vor sich gegangen und zwar möglicherweise, ohne dass man dabei immer zunächst zur beschränkten Rochade gelangte. Jedenfalls muss lange grosse Ungleichheit geherrscht haben, obwohl die Spieler der südlichen Länder damals in regem Schachverkehr unter einander standen.

SALVIO's unbeschränkte Rochade verbreitete sich über die ganze Halbinsel, wurde auch, mit geringer Abänderung, die Regel der classischen Autoren in Modena um die Mitte des vorigen Jrh. und verschwand erst wieder in unseren Tagen.

Die Dauer des italienischen Aufschwungs kann man etwa von 1570 bis 1640 rechnen. In Betreff der wichtigen Regel über die Rochade war es eine Zeit der Unruhe. Das Schwanken endete aber, wie erwähnt, mit der Annahme von weitgehender Freiheit und führte dadurch zur Isolirung Italiens.

Die Personen, welche in der grossen Epoche besonders hervortraten, habe ich ihrer Bedeutung nach erwähnt, nur den Calabresen GIOACHINO GRECO aus Cosenza habe ich bisher, ausser bei der Erörterung über die Rochade, wenig genannt. Er erlangte aber auch seine Weltberühmtheit nicht zu Hause, sondern ausserhalb Italiens. Sein erstes Auftreten muss allerdings in Rom Statt gefunden haben, denn dort scheint er um 1619 und 20 einen Tractat verfasst zu haben, den er später mehrfach umgestaltete, und der seinen Ruf begründet hat. Es ist wahrscheinlich, dass GRECO die Spielsammlung seines Vorgängers POLERIO und vielleicht noch mancher anderen kannte, wenigstens

la plus part des Espagnolz et Portugalois que l'on estime les meilleurs ioueurs, les jouent ainsi". Der englische Übersetzer ROWBOTHUM, London 1562, wiederholt diesen Satz vollkommen.

ist seine eigne Arbeit in gleichem Sinne angelegt wie POLERIO's, indess stark vermehrt, ohne dabei gerade alle Spiele des Vorgängers zu enthalten. Auch LOPEZ hat er benutzt und scheint ihn Anfangs gewissermaassen als Autorität angesehen zu haben. Um 1621 muss GRECO von Rom nach Lothringen gegangen sein, denn ein italienisch abgefasstes, calligraphisches M. S. seines Tractats ist erhalten, das er am 5. Juli 1621 dem Herzoge HEINRICH II. in Nancy widmete. Diese Handschrift kam später nach Florenz und wird jetzt in Salzburg sein. Mr. GILBERG in Brooklyn besitzt eine Abschrift, die einst für STAUNTON angefertigt worden und von diesem mir mitgetheilt war. Das Original und eine französische Übersetzung von 1622 in Dresden sind vermuthlich die letzten Schachbücher, die in früheren Zeiten sorgfältig auf Pergament geschrieben wurden. Wir scheiden also hier, indem wir sie erwähnten, wieder auf dem Wege des Fortschrittes, von einem Überbleibsel der mittelalterlichen Epoche.

Bei dem Lothringer M. S. hat GRECO noch die freie Rochade angewendet, aber in einer italienischen Handschrift von Paris 1625,[1] die ich selbst besitze, und deren Spiele denen gleich sind, die später, nach GRECO's Tode (denn er selbst hat nichts in den Druck gegeben), veröffentlicht wurden, kommt nur die beschränkte, gewiss schon damals in Frankreich übliche Rochade vor. Es giebt noch recht viele Handschriften der Spiele des Calabresen und darunter auch eine französische, aber nicht den späteren Drucken gleiche Übersetzung von 1625, die Herr J. A. LEON 1894 zufällig in Lyon erworben hat; andere italielienische Abschriften stammen aus England.

In Paris, so wird erzählt, gewann GRECO im Schach 5000 Scudi, oder im Vergleich der damaligen und heutigen Münzen, etwa 25000 Francs, insofern, wie gewöhnlich Silber

[1] In den Bibliotheken zu Paris und Grenoble befinden sich Exemplare mit der Jahreszahl 1624.

gemeint ist. In England, heisst es, sei er aber beraubt worden. Sein erfolgreiches Auftreten als Schachspieler kann nur kurz gewährt haben, denn schon 1634 berichtet SALVIO, GRECO sei über Madrid nach Westindien gegangen und dort gestorben mit Hinterlassung seiner Habe an die Jesuiten. Nach seinem Aufenthalte in Frankreich und England war GRECO aber doch zunächst wieder nach der Heimath zurückgekehrt und hatte sich dort nochmals durch eine Zusammenstellung von Spielen thätig bewiesen. Die betreffende, noch jetzt in Rom aufbewahrte Handschrift, aus der v. D. LINDE (17. Jrh., S. 79 u. 96) Auszüge gegeben hat, war dem nachherigen Cardinal FRANCESCO BUONCOMPAGNI gewidmet, der 1626 auf den erzbischöflichen Stuhl von Neapel berufen wurde. In diesem mit incorrecter Schreibweise, und deshalb von keinem Copisten, sondern gewiss vom Autor selbst gefertigten Manuscripte scheint GRECO auf die Redaction von 1624 oder 25 als auf ein grösseres Werk hinzuweisen, benutzt nun aber wieder die freie Rochade und schloss sich damit also von Neuem dem Landesbrauche in seinem Aufenthaltsorte an.

Das Werk des GRECO mit beschränkter Rochade, wie es gedruckt vorliegt, ist eines der bedeutendsten Erzeugnisse unserer Literatur. Freilich war es nicht, wie man lange glaubte, durchweg neu und vollständig eignes Product des Autors. Aber Vieles darin gehörte diesem doch an, und jedenfalls hat er das Verdienst, das vorhandene Material etwas besser geordnet und namentlich zugänglicher gemacht zu haben, als dies seinem Vorgänger POLERIO gelungen war. Auch der Calabrese hatte aber mit seinen handschriftlichen Exemplaren innerhalb Italiens wenig Erfolg insofern, als diese bis auf die neuesten Zeiten, gleich den Aufzeichnungen des POLERIO, versteckt blieben. Desto weiterreichend war indess die anfänglich auch nur handschriftliche Verbreitung von GRECO's Spielen in Frankreich und England. In Italien übten allerdings auch die späteren gedruckten Exemplare, da sie nicht frei rochirten, keinen Einfluss mehr

aus. Dennoch muss dem GRECO allgemein das höchste Lob als Autor aus dem 17. Jrh. stets gespendet werden.

Die gedruckten Ausgaben des GRECO sind ungemein zahlreich; sie beginnen in England 1656, in Frankreich 1669 und gehen selbst über die Mitte unseres Jrh. hinaus. Die von mir in Tabellenform veranstaltete Wiederholung ist von 1860, V. D. LINDE's holländische Ausgabe vom Jahre 1865, womit sich eine mehr als zweihundertjährige Beliebtheit des Werkes und eine Dauer herausstellt (s. S. 121), wie sie kein früherer Autor erreicht hat. Die Urtheile über das Werk sind aber oft ungünstig ausgefallen. So stellen PHILIDOR 1749 und PONZIANI 1782, p. 39, GRECO's Leistungen nicht hoch. Man warf ihm vor, dass er den Gewinn der Partien oft auf gewagte Art und dann nur durch schlechte Züge des Gegners herbeiführe, dabei aber den Leser auf die beiderseitigen Verstösse niemals aufmerksam mache. Ein solches Beispiel gewährt der Anfang des *Giuoco piano:* 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lc4, Lc5; 4. c3, Sf6; 5. d4, d4:; 6. d4:, Lb4+; 7. Sb1—c3, statt des gewöhnlichen Zuges 7. Lc1—d2. POLERIO hatte die Deckung mit dem Springer, die ein Opfer bedingt, schon kurz angedeutet, GRECO führte aber das Spiel in mehreren Varianten weiter aus und endete stets zum Vortheil für Weiss. Dennoch gilt der Angriff, bei correcter Vertheidigung, für unzureichend, seine Combinationen sind aber immerhin geistreich, und so sahen wir 7. Sb1—c3, allerdings mit etwas anderer Fortsetzung als bei GRECO, noch in neuester Zeit, selbst bei wichtigen Gelegenheiten, unter Meistern einige Male wiederkehren.

Das Werk des Calabresen hat kein eigentliches Lehrbuch für Anfänger sein sollen, sondern ist vielmehr eine unterhaltende und anregende Zusammenstellung von Combinationen, die zur Beachtung und nur, so weit es angeht, zu gelegentlicher Nachahmung auffordern. In dieser Weise hat das Studium der Spiele auch auf mich einst gewirkt.

Von den Partien bei Polerio habe ich schon erwähnt, dass sie sehr häufig mit den Namen der Meister versehen sind, zwischen denen sie vorkamen. In ihnen besitzen wir also die Originale für viele von unseren neuen Spielarten, und da die alten Partien den übrigen Ausführungen der Tractate in der Haltung entsprechen, so können wir in Polerio's und Greco's Varianten mit Recht das Spiegelbild der gesammten damaligen Praxis erkennen.

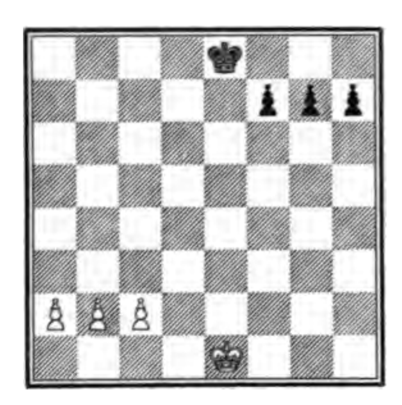
Ich möchte dafür das *giuoco piano* nebst einigen Gambitten als den Typus des Ganzen betrachten und die Spielweise als die italienische charakterisiren. Für den älteren Lopez wäre dann als Norm etwa sein Gambit 1. e4, e5; 2. Lc4, Lc5; 3. De2 u. s. w. anzunehmen.

In den Schriften kurz vor und nach 1600 sind die künstlichen Endspiele schon entschieden in den Hintergrund getreten, aber doch nicht ganz dem Interesse entrückt. Die Werke des Gianutio 1594, Salvio und Carrera geben am Schluss immer noch einige Probleme oder Studien. Die Handschriften des Polerio enthalten sogar noch bis zu 50 und mehr Aufgaben, so auch das auf Damiano fussende M. S. bei Mr. White. Selbst Greco[1] hat seinen Spielen einige Probleme beigefügt. Die regelmässigen Endungen aber, welche den Schluss der gewöhnlichen Partien bilden, fanden um 1600 noch beinahe gar keine Berücksichtigung. Carrera fügt indess am Ende seines Werkes einige Beispiele bei, welche mit drei Bauern gegen einen einzelnen König operiren. Daraus ersehen wir, dass man sich damals mit der Aufgabe, auf welche Szén um 1840 in Paris wettete, und die schon in die älteste[2] Zeit hinaufreichen mochte,

[1] Wenig beachtet möchte es bisher aber sein, dass auch eine 64 Blätter 16mo umfassende, handschriftliche, jedoch nicht mit Diagrammen versehene Problemsammlung des Calabresen in der Nationalbibliothek zu Lissabon unter der Signatur H 1. 31. existirt. J. A. Leon hat auf dieselbe im *British Magazine* 1895, S. 110 hingewiesen.

[2] Bildliche Darstellungen dieser Aufgabe, aber ohne Lösungen, finden sich z. B. in einer lateinischen Papierhandschrift aus dem Ende des 16. Jrh. in der

ernstlich beschäftigt haben muss. Der 1669 gedruckte GRECO theilt folgende Stellung mit, über welcher die Worte stehen:



„Manière de conduire son Roi et ses Pions à la fin de la partie". Die als Erläuterung beigefügten Züge lassen aber wahrnehmen, dass GRECO die Sache, die jetzt eine bekannte ist, doch nicht recht verstand. Weiss muss gewinnen mit und ohne den Zug. Vergessen hat man seit GRECO die Aufgabe wohl nie. ERCOLE DEL RIO bespricht sie 1750, p. 98, aber auch nicht richtig, denn er kommt nur zum *remis*. Inzwischen hatte allerdings der Engländer BERTIN zu einer analogen Stellung (1735, p. 64) die zutreffenden Züge angegeben. Er hatte aber keinen Commentar beigefügt, und übrigens wird sein Werkchen in Italien wohl nicht studirt worden sein, obschon der dritte grosse Modenese, PONZIANI 1782, es bei Besprechung der Autoren erwähnt hat. Eine genügende Aufklärung der Studie von GRECO und SZÉN hat zuerst das BILGUER'sche Handbuch 1843[1] geliefert, und seit dem sind andere Darlegungen gefolgt. Nachträglich habe ich noch bemerkt, dass eine solche auch schon in der französischen, sehr gediegenen Foliohandschrift über Spielendungen von CHAPAIS, etwa

öffentlichen Bibliothek zu Perugia, *Tractatus Latrunculorum* L. 27. 15322. Catalg. I. 781. — Besondere Bedeutung hat die Handschrift aber nicht. Sie scheint nur das Notizbuch eines Schachfreundes gewesen zu sein.

[1] Eine Nebenvariante enthielt dort 1843 einen Irrthum. SZÉN wies ihn mir brieflich nach, und so konnte der Fehler in der 2. Ausgabe berichtigt werden.

Es mag befremden, dass die Lösung einer anscheinend einfachen Aufgabe, wie die der 3 Bauern, eine so bedeutende und so lange währende Anstrengung erfordert hat. Diese Aufgabe ist aber nicht das einzige Beispiel einer gleichen Erscheinung. Die Schwierigkeit der Orientirung in allen Bauernstellungen liegt vermuthlich in der verwirrenden Ähnlichkeit der dabei eintretenden Combinationen

vom Jahre 1780 steht, die sich in meinem Besitze seit 1854 befindet.

In GRECO erblicke ich den letzten derjenigen Meister eines bewegten Zeitabschnittes, welche fremde Länder auf Schachabenteuer durchzogen. Mit ihm endet wohl auch jene Epoche, in welcher das Schach seine meisten spielkundigen Gönner in den höheren gesellschaftlichen Schichten fand. Nachher wurde, wie mir scheint, die Ausübung des Spieles während der traurigen Zeit des 30jährigen Krieges überwiegend Specialsache von engeren Verbänden oder ruhte gänzlich an vielen Orten. Zugleich beginnt, wohl in Folge der damals im Grossen und Ganzen eintretenden Abnahme der allgemeinen Spielleidenschaft, auch für das Schach die Zeit, in welcher dieses gewöhnlich, indess nicht gerade immer, nur zur Unterhaltung oder höchstens um eine Kleinigkeit gespielt wurde. Dieses günstige Verhältniss dauert auch jetzt theilweise noch fort, in so weit nicht die Schachturniere und die besonderen Einzelnwetten in Betracht gezogen werden.

Zehnter Abschnitt.

Bemerkungen über das Sinken des Interesses an den Endspielen. — Wiederzunahme seit STAMMA (1737). — Über die Darstellung der Probleme.

Auf die wunderbare Entwickelung in den Decennien um 1600 folgte eine lange Zeit der Ruhe oder, wie wohl wahrscheinlicher ist, der merklich geringeren Theilnahme für das Schach, namentlich in Italien. Kein neuer Autor tritt auf, es sei denn der anonyme Verfasser des zu seiner Zeit aber wohl unberücksichtigt gebliebenen *Traité de Lausanne*. Wir hören auch keinen Namen eines beachtenswerthen Spielers. Man scheint sich mit stets erneuten Auflagen des Greco begnügt zu haben und wiederholte in Italien 1723 den Salvio. Endlich lenkt sich im Norden die Aufmerksamkeit, neben einem kleinen Werke von Bertin (London 1735), auf den arabischen Dolmetsch Ph. Stamma aus Aleppo in Syrien, dem wir übrigens die Wiederaufnahme (s. S. 129) der algebraischen Notation zuzuschreiben haben. Dieser zeichnete sich durch 100 Probleme oder *Coups desespérés* aus, die mitunter, aber irrthümlich, für Endungen von wirklichen Partien gegolten haben. Diese Aufgaben erschienen zu Paris 1737, waren jedoch nicht alle[1] von Stamma

[1] Das erste Spiel bei Stamma (1737) war auch schon 1735 das erste bei Bertin. 1745 gab Stamma in London eine zweite Auflage heraus, welche zugleich Spielanfänge, die nicht uninteressant sind, enthält.



selbst erfunden. Sie zeigten recht unwahrscheinliche Stellungen, in denen Weiss hoffnungslos vor dem Mat zu stehen schien, indess am Zuge war und immer, natürlich durch fortgesetztes Schachbieten zum Siege gelangte. An ein Mat mit einem bestimmten Bauern oder an beliebige andere Bedingungen, wie dergleichen im Mittelalter häufig vorkamen, waren die Aufgaben nicht geknüpft. Nur wenige Stellungen, z. B. die letzte, waren, was wir Studien nennen.

In der wirklichen Partie scheint STAMMA weniger bedeutend gewesen zu sein, denn wenn eine Notiz von A. BÉLIGNE in der *Revue encyclopédique* von G. MOREAU, 1893, p. 351, richtig ist, hätte er 1747 mit PHILIDOR zwar im Verhältniss von 1 zu 4 gespielt, indem er 2 Partien gewann und 8 verlor. Der PALAMÈDE, der diese Wette in London auch, 1836, p. 150, erwähnt, bemerkt aber, dass STAMMA stets anzog und unentschiedene Spiele für gewonnen zählte, was ein Mal vorkam.

STAMMA's Endspiele fanden ungemeinen Beifall und wurden viele Dutzende von Malen bis zuletzt 1856 abgedruckt. Jetzt sind sie freilich vergessen, denn sie gehörten zu einer entschieden beseitigten Phase der Problemkunst. Sie haben indess zu ihrer Zeit das schlummernde Interesse an den Schachräthseln neu belebt und sind deshalb von geschichtlichem Werthe. Zunächst folgten LOLLI 1763 und PONZIANI mit eignen Problemsammlungen, die sie ihren Werken anschlossen, ähnlich wie dies mit einer Auswahl von Spielen auch noch spätere Autoren, z. B. LA BOURDONNAIS und LEWIS 1844, gethan haben. Am verbreitetsten war indess, nächst STAMMA, bald nach 1800 eine Sammlung von Aufgaben, die MONTIGNY anonym in Strassburg unter dem Titel der *Stratagèmes* und Schachgeheimnisse herausgab. Sie wurde vielfach von 1802 bis 1820 deutsch, französisch, englisch und dänisch (als *Lommebog*) aufgelegt und scheint also recht beliebt gewesen zu sein. Im weiteren Verlauf der Zeit, namentlich in den letzten 40 Jahren, sind aber Hunderte von Bänden, die nur Endspiele enthalten, zu Tage getreten. Eine

stattliche Bibliothek allein für Probleme ist hieraus erwachsen und vermehrt sich noch täglich, zumal durch eine unabsehbare Menge Aufgaben in Spalten von Zeitschriften und Tagesblättern, die allerwärts bis nach Australien und China erscheinen. Die Sammlungen von künstlichen Endspielen pflegen gegenwärtig aber von den Werken über Eröffnungen immer getrennt zu sein. Sie bilden ein eignes reiches Feld mit besonderer Geschichte und sind zum Gegenstand eines unabhängigen Studiums herangediehen.

In den folgenden Blättern werde ich mich nicht mehr mit dem Problemwesen beschäftigen und möchte hier über dasselbe nur noch ein Paar Worte einfliessen lassen, bei denen ich mich aber um so kürzer fassen muss, als die höchste bis jetzt erreichte Vervollkommnung bei den Problemen erst vor gar nicht langer Zeit, die ich nicht mit berücksichtigen kann, eintrat.

Seit den STAMMA'schen Aufgaben hat sich der Geschmack der Schachfreunde bei den Problemen unter mehrfachen Schwankungen beträchtlich geändert. Werthvolle Abhandlungen in verschiedenen Ländern haben die Regeln besprochen, nach denen die Endspiele gegenwärtig zu componiren sind. Es wird nicht mehr mit Schach begonnen, sondern ein Vorbereitungszug muss den Anfang machen. Dies ist eine sehr wesentliche Neuerung, denn sie gestattet eine grössere Zahl von ersten Gegenzügen und erhöht damit die Schwierigkeit des ganzen Problems. Zugleich wird darauf gesehen, dass möglichst zahlreiche und anscheinend recht verführerische Combinationen vorliegen, welche bei der Wahl der richtigen Fortsetzung des Angriffs auf Abwege leiten. Dabei werden dem zu verfolgenden Könige auch verschiedene Züge zur Verfügung gestellt und wird er deshalb oft ziemlich offen in die Mitte des Brettes gesetzt. Dadurch verliert die Stellung zwar das Ansehen, als könnte sie, wie es sich bei STAMMA noch denken lässt, allenfalls der Schluss eines wirklichen Spieles sein. Jede moderne Aufgabe soll aber ein kleines Kunstwerk für sich bilden, welches nur zugleich an die

Bedingung geknüpft ist, dass seine Aufstellung keine für das praktische Spiel geradezu unmögliche Position darbietet. Im alten Schach, zur Zeit des Bonus Socius, war selbst Letzteres gestattet, heute könnte es aber nur als seltenste Ausnahmsforderung bestehen.[1]

Endspiele, die zu ihrer Lösung besondere Manöver mit grosser Zügezahl erfordern, und bedingte Probleme, so wie die einst recht beliebten Selbstmats, finden jetzt geringen Anklang. Übrigens meine ich, dass die Neigung der Schachfreunde zu Veröffentlichungen im Problemfache, die vor einigen Jahren so sehr zunahm, dass sie fast der Beschäftigung mit den Anfängen und den ganzen Partien Abbruch zu thun drohte, gegenwärtig zwar noch fortdauert, aber doch etwas weniger hervortritt.

Schliesslich möchte ich noch an die Umwandelungen erinnern, welche mit der Darstellung von Problemen in technischer Hinsicht vorgegangen sind, und die, gleich der Notation, auch zum Gebiet der Geschichte gehören. Anfangs wurden alle Stellungen in den Handschriften bildlich zu den Bedingungen und Lösungen hinzugesetzt. So wird es vermuthlich auch in den arabischen Schriften der Fall gewesen sein. Zugleich wurden, behufs Angabe der Züge, wenn nicht eine poetische oder sonst beschreibende Mittheilung beabsichtigt war, diejenigen Felder mit kleinen Buchstaben beschrieben, welche für die Züge in Betracht kamen. Wenigstens war dies die gewöhnlichste Art der Darstellung. Auf Abweichungen von dem Prinzip habe ich schon früher bei der Besprechung der einzelnen alten Handschriften, namentlich dem anglo-normannischen M. S. *Reg.* und einem kleinen M. S. in Florenz hingewiesen. Auch die ältesten Druckwerke bezeichneten in ihren Holzschnitten die zu

[1] Im *Ch. Pl's Chro.* 1841, p. 81 macht Weiss, Kd3, in einem Problem von Rev. H. Bolten, den anderen einzelnen Ke5 mat in 14 Zügen, mittelst drei weissen Springern c5, e6 und f4. Indess, der dritte Spr. könnte aus einem Bauern entstanden sein.

besetzenden Felder mit Buchstaben. Wie es Vicent hält, wissen wir freilich nicht. Bei der Wiederholung des Damiano durch Don Porto (1606) ist selbst noch im 17. Jrh. ebenso wie vordem verfahren worden. Polerio hatte in seinen Handschriften gegen 1600 die Stellungen für die Probleme zwar immer aufgezeichnet, die Buchstaben aber weggelassen. Statt dieser bediente er sich für die Angabe der Züge der Numerirung des Brettes. Salvio und Carrera hatten in ihren Drucken keine Diagramme und gaben die Stellungen selbst, so wie deren Lösung mit Hülfe der beschreibenden Methode an. Stamma führte endlich die Bezeichnung der Buchstaben und Ziffern an Stelle der Beschreibung in die Praxis ein, fügte aber keine Darstellungen seinen Problemen bei, was wiederum der Deutlichkeit schadete. Auch nach 1800 sind noch viele Bücher mit Problemen, namentlich in Deutschland, ohne Darstellungen erschienen. Die Diagramme kehrten erst in einer französischen Ausgabe des Philidor wieder, die 1803 in Strassburg, bald nach des Autors Tode, hergestellt wurde. Sie hatte grünlich und weiss gefärbte Bretter, auf denen die Anfangsbuchstaben der Figuren roth und schwarz aufgedruckt standen. Diese Ausgabe war auch mit der algebraischen Bezeichnung versehen und gab deshalb Anlass zu dem öfters wiederholten Irrthum, Philidor selbst sei der Urheber dieser Notation gewesen. Übrigens müssen die ersten Ausgaben der *Stratagèmes* und der Schachgeheimnisse, die auch in Strassburg erschienen und hinsichtlich der Bezeichnung und der Bilder ganz wie die Ausgabe des Philidor eingerichtet waren, noch um ein Jahr älter als diese sein, da sie An. X und 1802 auf dem Titel führen. Die Diagramme mit Aufdruck der Buchstaben waren eigentlich genügend, indess ging man doch bald auf gedruckte Figuren über. Das erste Werk, in dem sich Darstellungen finden, die ganz wie jetzt aus beweglichen Schachtypen zusammengesetzt waren, ist vermuthlich die Ausgabe der *Stratagems of Chess*, London 1817, oder Lewis' *Oriental Chess* von demselben Jahre.

Meine einst ausgesprochene Behauptung, dergleichen Typen seien schon bei DAMIANO 1512 zur Anwendung gekommen, war, wie ich mich später überzeugt habe, nicht richtig. Gegenwärtig sind Diagramme mit gedruckten Figuren und unterschiedenen Feldern für Endspiele und andere Positionen, auf die besonders aufmerksam gemacht werden soll, fast unerlässlich.

Elfter Abschnitt.

PHILIDOR und dann ALLGAIER am Schluss des 18. Jahrhunderts. — Die classischen Modenesen ERCOLE DEL RIO, LOLLI und PONZIANI. — Der Übertritt Italiens zu den allgemein gültigen Schachregeln.

Nicht lange nach dem Erscheinen der Werke von BERTIN und STAMMA, die mitgewirkt hatten, um das Schach, welches um 1700 in Paris und London an Beachtung verloren hatte, wieder zu heben, trat ANDRÉ DANICON, zubenannt PHILIDOR, von Beruf Musiker, 1749 mit einer „*Analyse*" hervor, die das grösseste Aufsehen erregte, und die er 1777 vermehrt nochmals herausgab. Er legte damit 1749 den Grund zu einer bedeutenden, nach ihm benannten Schule, für welche man, im Gegensatz zur italienischen Spielweise, das Läuferspiel[1] als ihren Grundtypus, wie einst bei LOPEZ, hinstellen konnte. Damals war PHILIDOR noch sehr jung, nur 23 Jahre alt, besass aber ein schon ausgebildetes practisches und analytisches Talent für das Schach und hatte sich auch mit den Werken von LOPEZ und

[1] Der Lauf der Zeit ist selten, wenn man ihn am geeigneten Punkte erfasst, ohne eine gewisse Ironie. Aus dem italienischen einfachen *giuoco piano* ist das vielleicht glänzendste aller soliden Spiele, das Evansgambit hervorgegangen. Dem classischen Läuferspiel (1. e4, e5; 2. Lc4, Lc5; 3. c2—c3) gab wiederum LEWIS mit 3. d7—d5 eine Fortsetzung, die in ihren, 1832 von ihm entwickelten schönen Varianten nicht mehr an PHILIDOR, sondern an LOLLI und PONZIANI erinnerte.

GRECO bekannt machen können. Sein Bestreben im Lehrbuche ging dahin, den Bauern eine feste Stellung auf der Mitte des Brettes zu verschaffen und sie, unterstützt durch die Offiziere, weiter vordringen zu lassen. Die *Stratagems* drückten dies noch 1817, p. 7 mit den Worten aus: *Move your pawns before your pieces, and afterwards bring out the pieces to support them.* PHILIDOR's Auftreten war höchst bedeutsam, denn mit ihm erschien zum ersten Male der Gedanke an ein System für die ganze Partie. Ebenso verdient der Versuch der Verwirklichung seines Vorhabens alle Anerkennung, wenn derselbe auch allerdings nicht befriedigend ausfallen konnte. Die angedeutete Bauerntheorie schien zur Durchführung des Planes das einfachste Mittel darzubieten. Sie beruht zwar auf anerkannten Prinzipien, die auch theilweis schon früher ausgesprochen und nie bestritten waren, die aber weder überall, noch ausschliesslich zur Geltung gelangen dürfen. Diese Theorie erfordert, dass die Läuferbauern entweder zur Unterstützung der eignen Mitte bereit gehalten werden oder ihren Austausch, auf den vierten Feldern, gegen die feindlichen Mittelbauern bewirken. In beiden Fällen müsste man darauf sehen, dass man die Bauern nicht im Gange durch davorgesetzte Figuren hindert. Mit einer solchen unbedingten Rücksichtnahme hätte man aber wiederum die Offiziere in ihren Bewegungen beschränkt. PHILIDOR's Theorie hält also nicht die richtige Mitte zwischen dem, was man wünscht, und dem, was man doch auch nicht unterlassen darf.

Die Italiener legten immer das grösste Gewicht auf die freie Entwickelung der Figuren, denen die Bauern mehr als Beihülfe zur Förderung eines Planes dienen sollten und strebten, eine offene Bahn zum Angriff zu gewinnen. Auch dies erleidet indess heute Einschränkungen.

Über den Unterschied der Schulen habe ich mich in einem Aufsatz der *Schachzeitung* (1847 u. 48) einst ausgesprochen, und über PHILIDOR als Schachspieler erörterte ich ziemlich umständlich eine von der verbreitetsten Ansicht mehrfach abweichende

Auffassung, in einem Artikel, der 1859 für GEORGE ALLEN's *Live of Philidor* (Philadelphia 1863) geschrieben war und dort auch in Übersetzung am Schluss beigefügt wurde, übrigens aber schon von der *Schachzeitung* 1861, S. 305—326 aufgenommen war. Das Wesentlichste werde ich nun hier wiederholen.

Die Verschiedenheit der italienischen Spielweise von der Philidorischen Theorie musste namentlich in der Springerpartie (1. e4, e5; 2. Sg1—f3) zu Tage treten. PHILIDOR erklärte den Springerzug, wie schon bei der Besprechung des Werkes von LOPEZ angedeutet wurde, für mangelhaft. Der Grund, den er hierfür angab, war, dass nach Sf3 der Angriff, auf den er sehr hohen Werth legte, auf den Nachziehenden übergehe.[1] Dies meinte er mit 2. d7—d6 erreichen zu können. Die Erwiderung 2. Sb8—c6 erwähnte er gar nicht, weder 1749 noch 1777. PHILIDOR setzte das Spiel mit 3. d2—d4, f7—f5 oder 3. Lf1—c4, f7—f5 fort. Die letzte Variante berücksichtigte schon LOPEZ, spielte darauf aber nicht gut 4. Lc4—g8:, indess auch PHILIDOR lässt schwach mit 4. d2—d3 antworten. Die Italiener, ihrer Seits, gaben nie zu, dass 2. Sg1—f3 ungünstig für Weiss und 2. d7—d6 für Schwarz besonders gut sei. Ihnen stimmt nun gegenwärtig auch die gesammte Schachwelt hierin bei.

Auch in der Durchführung anderer Anfänge treten Abweichungen der beiden Schulen hervor. PHILIDOR tadelt z. B. 1749 die Eröffnung 1. e4, e5; 2. c2—c3 *(démonstrativements mal joué)*, da nun bei 2. d7—d5 der Angriff und vermuthlich auch die Partie verloren gehe *(parce qu'il perd indubitablement l'attaque*

[1] PHILIDOR's Worte lauteten 1749, p. 29: *Troisième Partie, où il est demontré qu'en jouant le chevalier du roi au second coup, c'est tellement mal joué que l'on ne peut éviter de perdre l'attaque et de la donner à son adversaire.* In der Ausgabe von 1777, also in PHILIDOR's reifen Jahren, wurden alle Züge der Partie wiederholt, nur die Eingangsworte blieben weg und wurden durch die, den Leser wenig aufklärende Bemerkung ersetzt: *Cette partie n'est pas exactement correcte: mais le debut des Blancs* (hier der Nachziehende) *est très-bon, surtout lorsqu'on fait avantage.*

et probablement la partie). DEL RIO meint hingegen, die Sache sei nicht schlimm, Weiss solle nur 3. Sg1—f3 thun.

PHILIDOR's „*Analyse*" enthielt blos eine geringe Anzahl von Varianten. Die Hauptsache bestand für ihn in der Durchführung einiger ganzen Partien, die er zu diesem Zwecke mit lehrreichen Anmerkungen durchweg begleitete, und in denen er zu zeigen suchte, wie man einen nachhaltigen Plan entwerfen und verfolgen könne. Ich erinnere mich, meine Schachstudien mit einem zufällig in meinen Besitz gelangten Exemplare der „*Analyse*" begonnen zu haben, und weiss, dass ich mir Vieles daraus zur Beachtung für den Fortgang der Partie angeeignet habe. Gegenwärtig kann PHILIDOR aber doch nicht mehr die Grundlage der Studien bilden.

Der Schluss der „*Analyse*" beschäftigte sich 1749 mit T und L gegen T in einer Stellung, die zwar nicht stets erzwingbar war, die der Autor aber als die beste für die Vertheidigung ansah und nun zu überwinden lehrte. Hiermit lieferte er in meisterhafter Kürze das erste Muster für die analytische Behandlung von schwierigen Endstellungen. DEL RIO spendet bei LOLLI p. 365 dieser Auflösung mit Recht ein ganz besonderes Lob.

Für eine in's Einzelne gehende Besprechung des einst so geschätzten Werkes der *Analyse* ist hier kein Raum.

PHILIDOR erlangte als Spieler sowohl, wie als Theoretiker einen so hohen Ruf diesseits der Alpen und behauptete denselben bis an sein Ende, wie ihn sich kein anderer Meister zuvor und später, in diesen beiden Richtungen zugleich, bei seinen Zeitgenossen hat erwerben können. Auch im Spielen aus dem Gedächtniss zeichnete PHILIDOR sich aus, doch sind seine Leistungen in diesem Fach, in jüngster Zeit, vielfach und weit überboten worden (s. S. 216).

Es bestand damals ein emsiger Schachverkehr, der auch niemals wieder ganz abgebrochen worden ist, zwischen Paris, London und den Niederlanden, die PHILIDOR als jugendlicher Meister besucht hatte. Deutschland war dabei nur durch einen

einzigen Spieler mittlerer Stärke, den Grafen Brühl, Sächsischen Gesandten in London, vertreten. Den Mittelpunkt dieses Schachlebens bildete der französische Meister selbst. Er kam fast alljährlich auf Einladung des Londoner Clubs nach England, wo er von Schachfreunden und anderen, vornehmen Subscribenten auch für seine literarische Thätigkeit Unterstützung fand. Bei seinem Tode hinterliess er 1795 einen bemerkenswerthen Kreis von ausgezeichneten französischen und englischen Spielern, die man wohl zumeist als seine Schüler betrachten konnte. Es sind uns ziemlich viele Partien aus jener Zeit und darunter einige von Philidor selbst erhalten. Sie geben aber, wenn es die besten waren, keinen zu hohen Begriff von der damaligen Schachkunst. George Walker entlehnte sie 1835 als Auswahl aus einer Handschrift von Atwood, die sich jetzt bei John G. White befinden muss. Leider war am Ende des Jahrhunderts die Verbindung mit Italien nur schwach, und es fand keine Begegnung der Spieler des Nordens mit den drei grossen Modenesen Statt, deren classische Werke die Zeit von 1750 und 63 bis 1782, d. h. von Del Rio's Werk und Lolli's Commentar dazu bis zur zweiten Ausgabe des *„giuoco incomparabile“* von Ponziani, umfassten. Jene Italiener waren, obwohl sie sich an die freie Rochade hielten, mit dem Werke Philidor's bekannt. Ercole del Rio schrieb für das Buch des Lolli (1763 p. 365) eine Kritik[1] der *Analyse*, und Lolli selbst gab als berichtigende Erweiterung für T und L gegen T eine, der Philidor'schen ähnliche Randstellung an, die noch heute für unentschieden gilt. Nun hatte zwar Philidor in der Zwischenzeit die schon erwähnte vermehrte und aus zwei Theilen bestehende Ausgabe publicirt, die noch 1790 englisch erneut wurde, aber ihr erster Theil wiederholte blos, ohne einen Zug darin zu ändern, die frühere Analyse. Nur der zweite Theil, den er *Supplément à l'édition de 1749* nannte, enthält Ergänzungen mit kurzen Varianten (dar-

[1] Im *Palamède* 1837, p. 127 übersetzt.

unter 1. e4, c5; 2. f4, Sc6; 3. Sf3, e6 etc.), mit denen er das Spiel ausglich, so wie einige practische Endungen von Bedeutung. Aus den Zusätzen von 1777 kann man wohl erkennen, dass die Jahre jene strengen Ansichten PHILIDOR's von 1749 in etwas modificirt haben mochten, aber auf die Einwendungen, die gegen seine ersten Ausführungen gemacht waren, hat er doch nicht direct Rücksicht genommen, und selbst Bemerkungen des *Traité des Amateurs* von 1775, die in Paris ganz bekannt sein mussten, sind von ihm unbeachtet geblieben. Diese Vernachlässigung nicht allein der italienischen Schule, sondern auch dessen, was in seiner Nähe vorging, ist zum grossen Nachtheil[1] für die Fortentwickelung des Spieles im Norden ausgeschlagen. PHILIDOR's Lehren waren in vielleicht hundert Auflagen[2] in den verschiedensten Sprachen verbreitet und behaupteten ihre Autorität als gültigen Canon, bis allmählig die SARRATT'schen und andere Übersetzungen der fremden, vorzüglich italienischen Werke, so wie namentlich die Nutzbarmachung ihres Inhalts in LEWIS' *Lessons*, nebst den Erfolgen LABOURDONNAIS' von 1834, die zu engen Schranken des alten Schachgeistes siegreich durchbrachen.

Freilich gab unterdess der Osterreicher ALLGAIER (1763 bis † 1823) ein vorzügliches Lehrbuch 1795 heraus, das 1802 zu Wien und später zu Prag sehr erweitert öfters aufgelegt wurde. Dies wies auch schon einen theoretischen Fortschritt auf, indem ALLGAIER die Springerpartie nicht mehr verwarf und sich überhaupt mit dem italienischen Spiele, das er in Mailand kennen gelernt hatte, vertraut zeigte, wenngleich er noch im Ganzen zur Schule PHILIDOR's persönlich gehören mochte. Aber einen

[1] Mein Urtheil ist in diesem Punkte nicht alleinstehend, vgl. *Brit. Ch. Magz.* 1895, Decb. p. 508.

[2] Die Wiederholungen der „*Analyse*" haben auch jetzt noch nicht aufgehört. Die jüngste dürfte 1887 veranstaltet sein, von ALGARRA in Paris für Mexico (s. S. 211) in spanischer Sprache, nach dem Muster der Strassburg-Pariser Ausgabe von 1803 mit algebraischer Notation.

merkbaren Einfluss konnte sein Werk doch nicht ausüben. Es hätte dazu in Frankreich und vor Allem auch in England Eingang finden müssen, wo damals der Schwerpunkt des Schachverkehrs ruhte. Hier konnte indess die *„Anweisung“* als deutsch und mit algebraischer Notation verfasst, zu keiner Geltung gelangen. Verbreitet war ALLGAIER's Werk allein in Deutschland und selbst hier nur neben der *„Analyse“*, die noch lange vorgezogen wurde.

Während sich die Verhältnisse im Norden in der angegebenen Weise entwickelten, hatte die Thätigkeit in Spanien (s. S. 211) gänzlich aufgehört und ruhte nun dauernd. In Italien erschienen nach SALVIO zwar noch einige handschriftliche Compilationen, jedoch ohne Originalität, dann folgte aber eine lange bedeutungslose Zeit. Endlich wurden, 1723, SALVIO's Abhandlungen (S. 210) noch ein Mal in Neapel gedruckt, und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhob sich demnächst, wie schon erwähnt wurde, Modena durch drei ausgezeichnete Schriftsteller zu einer grossen Berühmtheit. Ein nicht sehr bedeutendes Werk des Piemontesen COZIO, das beschränkt rochirte, fand daneben geringe Beachtung in Italien.

Die wichtigste Erscheinung jener Epoche war PONZIANI's zweite Ausgabe von 1782. Sie beschäftigte sich aber, in beschriebender Notation, nur mit den Eröffnungen und den Spielendungen und liess die Mitte der Partie unberührt. Für die Erörterung der Anfänge benutzte PONZIANI eine Methode, die LOLLI eingeführt hatte, und welche in der Abtheilung der Spiele in einen Abschnitt des Angriffs und einen andern für die Vertheidigung bestand. Besonders wissenschaftlich zeigte sich diese Trennung allerdings nicht, denn man erkannte dabei nicht leicht den Werth einer jeden Spielweise. Derselbe Zug, der anfänglich im Angriff überwog, blieb dann wieder gewöhnlich bei der Vertheidigung im Nachtheil. Indess hat LEWIS diese zwiespältige Spielerörterung noch 1831 und 32 für seine erfolgreichen *Series*

of progressive lessons mit einem gewissen Geschick wieder angewendet. Er hat sie dann abermals 1844 in seinem *Treatise of Chess* befolgt, jedoch erwies sie sich hier als für das jetzige Studium unpractisch.

Noch in einem anderen Punkte hat PONZIANI, hier aber mit bleibendem Nutzen, als Vorbild gedient, nämlich für mich bei der Aufzählung und kurzen Beurtheiung der wichtigsten Schachwerke im BILGUER'schen Handbuch. Für dieses lag es nicht im ursprünglichen Plane, bibliographische Angaben zu machen, ich sah mich indess doch dazu veranlasst, als ich bei meinen Vorstudien für die Vollendung des Werkes auch nähere Einsicht von PONZIANI'S literarischen Capiteln nahm und fühlte, welches Interesse dieselben darboten. Dabei ist mir denn die Genugthuung zu Theil geworden, dass meine Übersicht der Autoren mehr als einen Schachfreund und darunter den jetzt bedeutendsten aller Schachsammler angeregt hat, den Erzeugnissen unserer reichen Literatur nachzugehen und sich eingehend mit ihnen zu beschäftigen.

PONZIANI'S ausgezeichnetes Werk, auf dessen motivirte Beurtheilung ich nur ungern verzichte, besitzt grosse theoretische Vorzüge, hat aber auch für sein Heimathsland, unwillkührlicher Weise, einen Nachtheil im Gefolge gehabt. Es trug durch seine anerkannte Autorität viel dazu bei, die italienische Sonderstellung länger fortdauern zu lassen, als dies für die weitere Entwickelung des Spieles jenseits der Alpen erspriesslich war.

Der Vollständigkeit wegen muss ich etwas über die abweichenden Regeln in Italien, die jetzt aber beseitigt sind, und die ich eigentlich als bekannt voraussetzen könnte, hier doch noch beifügen.

Der frühere Unterschied des italienischen Spieles beruhte in zwei oder drei Punkten, von denen jedoch nur derjenige über die freie Rochade, z. B. Ka1 und Te1 (s. Note S. 216) wesentlich war. Hingegen hattte das *Passar Battaglia* (freie Vorbeiziehen der Bauern) weniger zu bedeuten, und ebenso war

im Ganzen eine Einschränkung [illegible], die auch lange in Deutschland galt, und nach welcher ein Bauer erst dann zur Dame werden durfte, wenn die ursprüngliche bereits fehlte.

Die italienischen Regeln galten nur auf der Halbinsel; ein Versuch, sie auch in Hamburg einzuführen, hatte keinen bleibenden Erfolg. Vielleicht wurde er allein durch den flüchtigen Enthusiasmus hervorgerufen, den [illegible] mit einer Übertragung der ersten Ausgabe des Ponziani, für freie Rochade und unbehinderten Vorgehen der Bauern, 18[illegible] zu Coblenz veranlasst hatte.

In Italien wurden die abweichenden Regeln, in Folge des zunehmenden Verkehrs mit den Nachbarländern, schliesslich beseitigt, aber doch nicht ganz ohne Widerstand. Nach den Werken der Modenesen war wiederum ein ersichtlicher Stillstand in der Entwickelung eingetreten. Daneben musste man aber fühlen, dass der erweiterte Gesichtskreis, der im Norden vorzüglich durch und seit Labourdonnais gewonnen war, nur geringen Nutzen für Italien gewährte. Wie nun zu allem geordneten Fortschritte zunächst die Erkenntniss der Lage gehört, so begann man auch in Italien mit dem Vergleich der eignen und der fremden Spielweisen. In diesem Sinne, aber gewiss ohne sich dessen selbst als Zweck bewusst zu sein, stellte Dubois, damals ein Anhänger des Bestehenden *„les principales ouvertures dans les deux manières italienne et française“*, zu Rom 1845 einander gegenüber. Worauf dann Usigli 1861 zu Neapel in einem grossen Sammelwerke, *Miscellanea*, Ausländisches und Einheimisches vereinte, während zur nämlichen Zeit der Graf van Axel Castelli in Venedig den Plan ausführte, die fremden Ergebnisse durch eine mit Tabellen erweiterte Ausgabe des Ponziani in Italien bekannt zu machen. Die Varianten des Evans- und Muziogambits mussten dabei allerdings neu redigirt werden, was von den Herren Discart und Dubois ausgeführt wurde. Dem Bedürfniss des näheren Anschlusses genügte man hiermit aber doch nicht, und so kam es



praktisch in Italien, und zwar zuletzt recht schnell (s. S. 23 und 170), zur völligen Annahme der ausländischen Regeln, selbst mit dem Übergange auf die algebraische Notation. Dem entsprechend wurde dann das grosse und vielbenutzte Werk von C. SALVIOLI, TEORIA & PRATICA 1885—88 und ebenso, schon seit längerer Zeit, die Monatsschrift *La Nuova Rivista* verfasst.

In meiner Bibliothek besitze ich eine handschriftliche Sammlung von 56 Partien, die unter 8 guten Modenesischen Spielern vom 3. Jan. bis 11. Febr. 1876 ausgeführt wurden. Die *Nuova Rivista* 1875/76, p. 203 giebt die Namen der Theilnehmer an. Dieses kleine Turnier wird wohl die letzte Gelegenheit dargeboten haben, die alten Regeln zur Richtschnur zu nehmen.

Der Beitritt der italienischen Spieler zu den allgemein gültigen Regeln ist ein bedeutsames Ereigniss in der Geschichte des Spieles. Was dies in Italien zu sagen hatte, zeigt sich recht deutlich, wenn man bedenkt, dass mit den bis dahin üblichen Regeln auch eine geschätzte und wirklich werthvolle Literatur theilweise ausser Kraft treten musste. Andererseits wird aber der Zuwachs an Gebiet und an Kräften, welcher sich nun aus der Verschmelzung für eine Fortentwickelung der Interessen in Theorie und Praxis ergiebt, gewiss nicht zu unterschätzen sein.

Mit den vorstehenden Bemerkungen musste ich, um den Bericht über die Zustände in Italien nicht zu unterbrechen, der Zeitfolge etwas vorgreifen und selbst die mir gesteckte Gränze unbeachtet lassen. Dafür werden wir nun aber auf diese Verhältnisse nicht weiter zurück zu kommen brauchen.

Zwölfter Abschnitt.

Autoren des 19. Jahrhunderts. — Vereinigung zu St. Cloud 1821. — London-Edinburg Correspondenz. — LA BOURDONNAIS-MAC DONNELL. — Schachzeitungen. — Wette STAUNTON-ST. AMANT. — ANDERSSEN erster Preisträger in London 1851. — P. MORPHY's Auftreten in Europa. — Übergang zur neuesten Behandlung des Spieles.

Das 18. Jrh. ging zu Ende, als ausserhalb Italiens noch jene Periode fortdauerte, welche ich kurz als diejenige der Bevorzugung des Läuferspieles und seines speciellen Charakters bezeichnen möchte. Die wiederholten Ausgaben der *Easy Introduction* und P. PRATTS „*Studies*" bekunden diese damals noch vorherrschende Richtung. Erst das zweite Viertel des neuen Jrh. sah die in meine Jugendzeit fallende grossartige und umfassendste Erhebung auf unserem Gebiete, deren nachhaltige Wirkungen noch heute fortdauern. Indess auch die Ereignisse der ersten Decennien waren an sich keineswegs bedeutungslos. SARRATT's Thätigkeit, der als Spieler bis 1820 den ersten Platz in England einnahm, wirkte vorbereitend durch ein eignes Lehrbuch 1808 und durch Übersetzungen. Dasselbe that in Deutschland KOCH 1801 und 1813 mit der „*Schachspielkunst*" und mit seinem „*Codex*".

Das Jahr 1821 vereinte in Paris vier bedeutende Spieler, zwei Engländer W. LEWIS (1787—† 1870) und den im Spiel etwas



schwächeren JOHN COCHRANE (1798[1]—† 1878) zusammen mit zwei Franzosen CH. MAHÉ DE LA BOURDONNAIS (1797—† 1840) und LEBRETON DESCHAPELLES (1780—† 1847), der damals in Paris dem Schachklub vorstand. Diese Spieler waren, mit Ausnahme des Letzteren, noch recht jung und wurden in weiteren Kreisen kaum genannt. LEWIS allein hatte sich schon als Autor gezeigt, ohne jedoch dabei als ganz selbständiger Theoretiker aufzutreten. Auf allen vier Meistern ruht indess gegenwärtig die höchste Anerkennung ihrer Talente.

Zunächst versuchte sich LEWIS in Paris gegen den Klub-Präsidenten, der aber darauf bestand, die Vorgabe von Bauer f7 und den Anzug zu gewähren. So wurden drei Spiele gemacht, von denen zwei unentschieden blieben, LEWIS aber eines gewann. Nachträglich schrieb dieser die Partien unter vielen andern Spielen in ein 1813 begonnenes Notizbuch[2] ein mit eigenthümlicher Notation, die aus Strichen und Kreisen zusammengesetzt, aber doch leicht verständlich war. Die Partien stehen dort an zwei Stellen, als gegen LE BRETON im April 1821 zu Paris gespielt. Wie man später anfing, sehr langsam zu spielen, schrieb mir LEWIS 1854, jene Partien hätten zusammen nur vier Stunden gedauert, und doch seien beide Gegner damals als langsame Spieler angesehen worden. Abgedruckt sind die drei Partien öfters, z. B. im *Palamède* 1836, p. 318, zuerst aber wohl am Ende der Spiele M'DONNELL's von GREENWOOD WALKER, London 1836.[3]

[1] Die *Westm. Papers* 1878, p. 217 sagen, COCHR. sei im 87. Lebensjahre gestorben, was 1791 als Geburtsjahr gäbe.

[2] Dieses Buch, das ich zur Erinnerung bewahre, übergab mir LEWIS selbst in London 1858. Er hatte dasselbe vollständig benutzt bei der Veröffentlichung von Spielen, die betreffenden dabei stehenden Namen aber zumeist weggelassen.

[3] Bei einer dieser Partien ist in der *Deutschen Schz.* 1855, S. 17 darauf aufmerksam gemacht, dass sich ein begangener und nicht benutzter Fehler darin befinde. Gerade bei dieser Partie bemerkt LEWIS aber im Notizbuch, dass er sich der richtigen Folge einiger Züge nicht erinnert habe, und dass seine Aufzeichnung hier also vielleicht nicht vollkommene Correctheit besitze.

Cochrane und Labourdonnais wünschten ebenfalls, unter einander und mit Deschapelles um Einsätze zu spielen. Um dies in aller Ruhe thun zu können, begaben sich die Herren, wie der *Palamède* 1844, p. 313, bei Mittheilung von 3 Spielen zwischen Deschapelles und Cochrane angiebt, auf einen Monat nach Saint-Cloud bei Paris. Deschapelles gab hier Bauer und 2 Züge an Labourdonnais und Cochrane vor, die wiederum unter einander ohne Vorgabe spielten. Dabei verlor Cochrane gegen beide Gegner, während Labourdonnais auch gegen seinen Landsmann im Vortheile blieb. Zuletzt schlug Cochrane vor, die Bedingungen dahin zu ändern, dass Deschapelles mit ihm ohne Vorgabe spielen, oder doppelt gegen einfach setzen sollte. Hierbei gewann Cochrane mehr als ein Drittel der Spiele. Aufgezeichnet sind leider von allen Partien nur die drei erwähnten, von denen Cochrane die eine ohne Vorgabe gewann, die beiden andern aber mit Bauer und zwei Zügen verlor. Dieses Ergebniss ist ein ziemlich auffallendes, denn es zeigt uns Deschapelles als ein in der Geschichte des practischen Schach vereinzelt dastehendes Beispiel dafür, dass ein Meister die gebräuchlichen Spielanfänge aus Unbekanntschaft mit denselben mangelhaft behandelt, aber in der Taktik sonst so überlegen ist, dass er die Einbusse eines Bauern nicht zu scheuen braucht und noch dazu immer mit einem beschränkten Spiele, wie solches die Zugvorgabe mit sich führt, zu beginnen hat. Daneben muss man auch noch bedenken, dass gewöhnlich unter guten Spielern der Mehrbesitz eines Bauern bei gleicher, geschweige denn bei günstiger Stellung bereits eine Anwartschaft auf den Gewinn der Partie gewährt.

Als Erklärung für Deschapelles' Verhältniss dient nur der Umstand, dass sich dieser Meister selbst, weit mehr als alle seine Gegner, durch fortgesetzte Übung an das Spiel mit Vorgaben, das er immer betrieb, und an die sich daraus ergebenden Stellungen gewöhnt hatte. Diese erscheinen sehr beengt und erfordern zu ihrer Vertheidigung viel Geduld und Umsicht,

aber sie sind doch nicht so schwach und hoffnungslos, dass sie sich leicht erdrücken liessen, was hingegen der materiell stärkere Spieler häufig versucht ist, zu seinem Schaden ausser Acht zu lassen. Hätte sich DESCHAPELLES, der, wie es heisst, zur Meisterschaft im Combiniren ungewöhnlich schnell gelangte, zugleich auf das Studium der regelmässigen Anfänge verlegt, so würde er gewiss auch in der gewöhnlichen Partie Ausserordentliches geleistet haben.

Die Spiele mit Vorgaben sind von den ersten Zeiten her im neueren Spiele nicht ganz vernachlässigt worden und haben auch in unseren Tagen in Lehrbüchern, z. B. in STAUNTON's *Companion*, 1849 Aufnahme gefunden. Mir sind diese Spiele aber doch als Abweichungen vom eigentlichen Schach erschienen, und ich habe ihnen deshalb (s. S. 209) die Berücksichtigung in der geschichtlichen Darstellung versagt. Übrigens haben auch die grossen Vorgaben von Thurm oder Springer keine theoretische Bedeutung, da sie eine zu beträchtliche Verschiedenheit der Kräfte bei den beiden Parteien voraussetzen. Oft entscheidet bei ihnen zu Gunsten des stärkeren Spielers nur dessen Geschicklichkeit, die Stellung zu verwickeln und dabei den Gegner auf einen Abweg zu locken. Auf soliderer Grundlage beruhen allerdings die Vorgabenspiele mit Bauer und Zügen, aber auch für diese habe ich in der älteren Literatur keinen Fall gefunden, in dem gerade die Meisterschaft im Vorgeben die Berühmtheit eines Spielers wie bei DESCHAPELLES bedingt hätte. Gegenwärtig sind ernsthafte Spiele mit Vorgaben oder darauf gegründete Wetten weniger häufig. DESCHAPELLES galt aber während seiner besten Zeit als in diesen Spielen unerreicht und zeichnete sich noch vorzüglich in einer besonderen, in Paris üblichen Art der Vorgaben, in der sogenannten *Partie des Pions* aus. Hierbei wurde auf der einen Seite die Dame entfernt, und dafür fügte man Bauern bis zu acht in der dritten Reihe des Brettes hinzu. Der Vorgebende übernahm dann das Spiel der Bauern.

Eine interessante Charakteristik der jedenfalls merkwürdigen Erscheinung DESCHAPELLES' hat STAINT-AMANT nach dessen Tode im *Palamède* 1847, p. 500 mitgetheilt. Partien sind mir jedoch, ausser den sechs mit LEWIS und COCHRANE gespielten, nicht bekannt. Es soll indess im *Gentleman's Magz.*, Part. 2 für 1807 ein Bericht über Spiele von DESCHAPELLES in Paris stehen, ich kenne ihn jedoch nicht. Im Spätherbst des Unglücksjahres 1806 war DESCHAPELLES in Berlin und soll hier den Spielern des Clubs einen Thurm vorgegeben haben. In Paris wurde er bisweilen als der Einarmige bezeichnet, da er die rechte Hand im Felde eingebüsst hatte. Schach pflegte er nur um Geld zu spielen, machte dabei jedoch keinen grossen Gewinn. Dieser fiel ihm hingegen im Whistspiel und dadurch zu, dass ihm die Regierung den Tabaksverkauf während einiger Jahre in Strassburg übertragen hatte. Ein nennenswerthes Vermögen hinterliess er aber doch nicht. Unter den Schachspielern zeigte er sich in seinen letzten 20 Lebensjahren nur selten. Im Jahre 1843, als Paris auf die Aufforderung von Pest zwei gleichzeitige Correspondenzpartien spielte, gehörte auch DESCHAPELLES Anfangs zum leitenden Ausschusse. In diesem empfahl er bei der Eröffnung 1. e4, e5; 2. Sg1—f3, für Paris das nicht unbedenkliche Gegengambit 2. f7—f5 und, als man auf seinen Vorschlag nicht einging, trat DESCHAPELLES nach einer erregten Scene zurück und gab das Schach überhaupt auf.

Die Vereinigung zu St. Cloud, so interessant sie auch zu ihrer Zeit gewesen sein mag, hat doch keine wichtigen Ergebnisse hinterlassen. Indess muss sie immerhin anregend nicht allein auf die Theilnehmer, sondern auch im Allgemeinen auf die Schachkreise in Paris und London gewirkt haben. Ich schliesse dies aus einer erhöhten literarischen Thätigkeit, die sich bald darauf bemerkbar machte. Schon im nächsten Jahre erschien COCHRANE's Werk mit der lebhaften, nach ihm benannten Gambitvertheidigung. Dasselbe enthält übrigens auch eine Übersetzung des E. DEL RIO, Vorgabenspiele und wirkliche Partien, sowie ein

bibliographisches Verzeichniss[1] der Schachautoren, das durch seine Reichhaltigkeit die damaligen Schachfreunde gewiss überrascht haben wird. Seine beste Zeit als Spieler hatte COCHRANE in London in den Jahren 1841—43, aus denen eine Anzahl geistreicher Partien, zumeist gegen STAUNTON *(Chnicle. Vol. IV)* veröffentlicht worden sind. Ein Abriss von COCHRANE's Bild steht in den *Westm. Papers*, April 1878.

Viel bedeutender und von mehr practischen Folgen begleitet, als die Ereignisse von 1821, war eine Verabredung in England und Schottland über Correspondenzpartien zwischen London und Edinburg, die von 1824 bis 28 dauerten.

Hiermit betreten wir nun das epochemachende zweite Viertel unseres Jahrhunderts.

Die Eröffnungen jener fünf Partien und die Ausführungen, welche LEWIS und der Edinburger Clubausschuss zu ihnen hinzugefügt haben, zeigen, dass die Ansichten der Spieler auf beiden Seiten Anfangs noch zwischen den PHILIDORischen Traditionen und dem aufkommenden freieren Partiestyle schwankten. Am Ende neigte man sich aber bestimmt der italienischen Spielweise zu. Die entscheidende Partie (1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. d2—d4) schloss mit dem Siege Edinburg's und hat vermuthlich zur Benennung des Schottischen Gambits Anlass gegeben.

Die Spiele wurden mehrfach mit Commentaren gedruckt, auch deutsch 1829 zu Essen, und haben wesentlich dazu beigetragen, die Gunst der gesammten Schachfreunde dem Figurenspiele zuzuwenden. Die Erschliessung der Damenlinie, die hier als wichtiges Moment eintritt, wurde practisch auch bei anderen Anfängen angewendet und theoretisch erörtert. Zugleich erweiterte sich der Gesichtskreis mit dem berühmt gewordenen

---

[1] Dieser Catalog ist zwar weder vollständig noch stets correct und macht z. B. p. 360 AMMENHAUSEN zum Mönch in Stettin, statt Priester zu Stein am Rhein. Andererseits giebt COCHRANE aber auch einige werthvolle Notizen. Unter „*Brunna*“ erwähnt er ein M. S. von 1409, das ein Exemplar des *Tractatus Vaticanus* enthalten muss, aus dem ich S. 107 ein Capitel übersetzt habe.

Zuge 4. b2—b4, durch den der englische Marinecapitain EVANS († 1872) zunächst in einigen von ihm selbst aufgesetzten und von LEWIS 1832 erweiterten Varianten, das *giuoco piano* bereicherte. Dann traten wichtige Ergänzungen des Muzio- und des Läufergambits hinzu, welches letztere ALLGAIER, als vermeintlich unpractisch, ganz unberücksichtigt gelassen hatte. Die neuen Combinationen wurden in Lehrbüchern, den schon (S. 245) erwähnten „*Series of Lessons*", sowie, jedoch minder hervorragend, von LABOURDONNAIS und daneben von GEORGE WALKER 1832 den Studirenden vorgetragen und erläutert. Es war für das Schach ein förmlich augusteisches Zeitalter angebrochen, das 1834 im Westminsterclub practisch seinen Höhepunkt erreichte und sich in den nächsten Jahren nur theoretisch noch weiter entwickelte.

Unter den Autoren erlangte zunächst WALKER durch erneute Auflagen 1841 und 46 eine gesteigerte Wichtigkeit. Er verstand es, den Stoff durch Abkürzung der beschreibenden Bezeichnung zusammen zu drängen und übersichtlicher zu machen. So gelang es ihm, mehr und mit weniger Kosten auf kleinerem Raum zu drucken und damit, was für einen Autor wesentlich ist, beträchtlich weitere Verbreitung für seine Werke zu erzielen. Das Hauptverdienst, alle Eröffnungen zuerst ihrem wahren Charakter gemäss behandelt zu haben, muss aber doch bei LEWIS verbleiben.

Der *Nouveau Traité* (1833) von LABOURDONNAIS war eigentlich nur ein Auszug aus den „*Lessons*" und würde wohl, gleich so vielen anderen Werken, die ich nicht erwähne, wenig beachtet und unübersetzt[1] geblieben sein, wenn sein Autor nicht im Jahre darauf die höchste Stufe des Ruhmes erreicht hätte. Er gelangte zu derselben durch etwa 80 auf kleine Wetten vertheilte Spiele,[2] die zwischen ihm und dem Irländer MAC DONNELL,

---

[1] Ausser einem Belgischen Nachdruck des *N. Traité* giebt es eine russische und eine spanische Übertragung.

[2] Über die Partien ist viel geschrieben, z. B. von WALKER 1850, p. 364, wie aber dabei gewettet wurde, ist doch nicht recht klar gestellt. Nach einer

einem Schüler von Lewis, im Sommer 1834 im Westminster-Club zu London ausgefochten wurden, und bei denen der französische Meister ein merkliches Übergewicht zeigte. In diesen Partien waren fast alle verschiedenen Eröffnungen zur Anwendung gekommen und beiderseits mit dem höchsten Geschick ausgeführt worden. Eine Auswahl von 50 Spielen wurde alsbald veröffentlicht und eifrigst in allen Ländern aufgenommen. Ihr Erscheinen bildete bis zum Auftreten von Morphy das grösseste Ereigniss im neueren Schach. Beide Meister, Labourdonnais und Mac Donnell († Sept. 1835), obwohl in ihren besten Jahren stehend, hatten indess nicht lange sich des Eindrucks ihrer Grossthaten zu erfreuen. Mac Donnell starb unerwartet rasch und Labourdonnais nach schweren Leiden vier Jahre später. Bei ihren Partien war keine Bestimmung über die Bedenkzeit für die Züge getroffen, Mac Donnell soll aber der ersichtlich langsamere Spieler gewesen sein.

Die Westminster-Spiele waren nicht blos Gegenstand einer vorübergehenden Würdigung, sondern wurden zugleich der Anlass zu tieferen theoretischen Forschungen. Sie führten namentlich zu Betrachtungen über das freie und das geschlossene Spiel im Allgemeinen und forderten zur häufigeren Anwendung des Damengambits auf, in der Form: 1. d4, d5; 2. c4, c4:; 3. e3, e5; 4. Lc4:, d5:; 5. d5: etc., sowie zu der sogenannten sicilianischen Partie (1. e2—e4, c7—c5, s. S. 219) nebst dem französischen Anfange 1. e4, e7—e6, etc.

Über die Behandlung dieser soeben speciell angeführten Eröffnungen und die mit ihnen zusammenhängenden Anfänge waren die Ansichten um 1835 sehr getheilt. Auch

---

Notiz von Méry im *Palamède* 1836, p. 112 wäre die Verschiedenheit der Kräfte dadurch compensirt worden, dass Labourdonnais eine grössere Anzahl Spiele gewinnen musste, also vorweg „*points*" vorgab. Die Sache ist aber doch, da sie nicht auch von englischer Seite berichtet wird, unsicher, wenngleich der *Palamède* 1844, p. 266 darauf zurückkommt. Aber beim Versuch einer materiellen Vorgabe, heisst es, soll Labourdonnais stets verloren haben.

sind sie wohl heute noch nicht in jeder Hinsicht ganz festgestellt.

Durch das Beispiel der Londoner Partien gewann übrigens auch die Ausbildung der lebhafteren Spielweisen eine ausserordentliche Erweiterung.

In literarischer Beziehung äusserte sich die nächste Wirkung der gesteigerten Antheilnahme 1839 in der Gründung eines Pariser Schachjournals „*Le Palamède*“, dem zwei Jahre darauf das von STAUNTON gestiftete Blatt, *Chess Player's Chronicle* in London folgte. Erst 1846 erschien, durch BLEDOW's Bemühungen in's Leben gerufen, die *Deutsche Schachzeitung*, welche gegenwärtig das älteste Schachblatt ist und jetzt unter der Leitung des Dr. S. TARRASCH steht.

In Holland schloss sich 1847 ein Blatt „*Sissa*“ an und im Laufe der Jahre hat die Zahl der periodischen Schriften ganz erstaunlich zugenommen. Dieser neue Bestandtheil der Literatur macht nun schon für sich eine ansehnliche Sammlung aus. Ich habe in meiner Bibliothek über hundert, zuweilen vielbändige, theils abgeschlossene, theils noch fortgehende Schachzeitschriften, und mehrere fehlen mir doch noch. Der dauernde Werth dieser Journale besteht wohl weniger in einer Fülle von Problemen, als in theoretischen Aufsätzen und in commentirten Partien, welche den jeweiligen Stand der allgemeinen Gedankenrichtung veranschaulichen. Das Fehlen solcher Schriften in der älteren Literatur war schmerzlich empfunden worden.

Ähnlich wie mit den Zeitungen verhält es sich mit den Schachspalten, welche in vielen Blättern der über die ganze Erde verbreiteten Tagespresse, meist wöchentlich erscheinen.

Um die Zeit der höchsten Anregung, welche die vorher geschilderten englisch-französischen Hergänge hervorgerufen hatten, befanden sich in Berlin sieben Spieler von nahezu gleicher Stärke, aber von sehr verschiedenen Anlagen. L. BLEDOW († 1846) war der Führer dieses ungezwungenen und stets einträchtigen Kreises, zu dem auch BILGUER gehörte, der indess

schon im Herbste 1840 durch frühen Tod ausschied. Ich allein, als der jüngst Geborene, kann heute noch Kunde von jenem Zusammensein geben. Man nannte uns zuweilen das Siebengestirn, und dies wurde z. B. im *Brit. Ch. Magz.* 1895, p. 396 und in der *Stratégie* 1895, p. 270, sowie in Berger's *Jahrbuch* 1892/93 beim Namen Mendheim († 1835), in der Bedeutung der Plejaden aufgefasst, die aber nur wenig glänzen. Ursprünglich waren indess wohl die classischen „*septem triones*" damit gemeint. Ein bleibendes Gedächtniss der Wirksamkeit der jedenfalls seltenen Vereinigung hat Bilguer in dem von ihm begonnenen Handbuch[1] hinterlassen. Mit dieser Arbeit wurde gewissermaassen ein Abschluss im Entwickelungsgange der Theorie bezeichnet. Es geschah dies aber nicht mittelst grosser Neuerungen, welche das Werk einzuführen bestimmt gewesen wäre, sondern dadurch, dass es alles Brauchbare zusammenfasste, was bisher geleistet und bekannt geworden war (s. auch S. 245), und dass es den so gewonnenen Gesammtstoff nebst zugehörigen Bemerkungen und, gestützt auf die Erfahrungen des Berliner Kreises, in Tabellenform bei den Eröffnungen und capitelweise bei den Endspielen möglichst vollständig und übersichtlich darstellte. Dadurch wurde das Ganze verständlicher und für eine grössere Anzahl von Schachfreunden nutzbar als dies bei früheren Lehrbüchern der Fall gewesen war.

Für Frankreich hatte schon einige Jahre vorher Alexandre eine generelle Zusammenstellung der gesammten Eröffnungen unternommen. Zu diesem Zwecke vereinigte er den vollen Text der Spiele aus den meisten Werken in grossen Tabellen mit algebraischer Bezeichnung, vermischte aber Richtiges mit bereits Widerlegtem und fügte nirgends Erläuterungen bei. Sein Werk sollte auch unabhängig von einer bestimmten Sprache

[1] Auch die „Berliner Erinnerungen" mit ihren Partien in der *Schachzeitung* von 1857 waren hauptsächlich dem Andenken an die Zeit der „Sieben" gewidmet. Letztere waren ausser den schon Genannten, Hanstein († 1850), Schorn († 1850), Mayet († 1868) und Horwitz († 1885).

sein, und aus diesem Grunde, oder um etwas Raum zu sparen, liess er bei den Zügen der Stücke die Anfangsbuchstaben weg, die freilich für das Verständniss nicht durchaus nöthig sind, dieses aber doch noch erleichtern, weshalb es besser ist, dieselben beizubehalten. In den Tabellen lieferte ALEXANDRE allerdings mehr Varianten, als das Handbuch enthält, aber er hatte doch nur planlos gesammelt und fand überdies in Frankreich und England, auf welche Länder er für den Absatz wohl hauptsächlich rechnen musste, schon wegen der von ihm angenommenen Notation, wenig Anklang. Daher blieb seine *Encyclopédie* von 1837 so gut wie ohne Wirkung in der Literatur.

Wir müssen hier einer bemerkenswerthen Leistung gedenken, welche man zu zwei Literaturen zugleich zählen kann. Es ist dies eine alle Eröffnungen behandelnde „*Analyse Nouvelle*", welche der russische, aus Finland stammende Hofrath C. v. JAENISCH († 1872), mit dem ich eng befreundet war,[1] in vorzüglichem Französisch 1842 und 43 zu Leipzig (Vol. I) und Petersburg (Vol. II) drucken liess. In seiner Einleitung verkündete dieser Autor zwar die Grundsätze PHILIDOR's als bestehende Regel, im Werke selbst gelangten dieselben aber durchaus nicht zur vorherrschenden Geltung, vielmehr finden wir jede Spielart nach der ihr zukommenden Art gründlich und ohne Vorurtheil erörtert. Die hierbei zur Anwendung gebrachten Prinzipien sind zumeist die nämlichen wie im BILGUER'schen Handbuche. Diese Übereinstimmung war eine Folge der gemeinsam von mir mit JAENISCH, während dieser sich einige Monate in Berlin aufhielt, angestellten Untersuchungen, als ich das Handbuch zum Abschluss brachte und auch er seine Arbeit beendete.

Die Analyse zeichnete sich dadurch aus, dass ihr Verfasser,

---

[1] Über mein Verhältniss zu dem russischen Meister habe ich mich, nach dessen Dahinscheiden, in der *Deutschen Schachzeitung* 1873, S. 164 geäussert. Ein Citat kann das dort Gesagte zusammenfassen: *erit rarum et insigne duos homines aetate propemodum aequales alterum alterius studia fovisse.*

der sich viel mit Mathematik beschäftigt hatte, noch nicht zufrieden war mit dem Ausdrucke, die Spiele stehen „ungefähr“ gleich, welchen LEWIS bei seinem analytischen Doppelsysteme (s. S. 244) recht häufig, vielleicht um Widersprüchen zu entgehen, angewendet hatte. JAENISCH suchte deshalb immer, so viel wie möglich, zu einem bestimmteren Urtheile zu gelangen und die absolut besten Spielarten aufzustellen. Mit diesem Bestreben hat er sehr viel erreicht, denn er hat den Grund zu der jetzt herrschenden strengen Richtung gelegt, die eine tiefer eingehende Untersuchung der Positionen und der dahin führenden Varianten bedingt, als solche vordem möglich war. Zugleich erlangten manche von JAENISCH's theoretischen Bemerkungen eine anerkannte Bedeutung. In dieser Beziehung will ich nur an die Beseitigung eines starken Angriffs des Schottischen Gambits, 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. d4, d4:; 4. Lc4, Lc5; 5. c2—c3 erinnern, bei dem oft 5. d4—d3,[1] mit zweifelhafter Gleichstellung der Spiele geschah, während JAENISCH dagegen mittelst 5. Sg8—f6 auf eine entschieden sichere Vertheidigung des gewöhnlichen *Giuoco piano* einlenkte.

Als die „*Analyse nouvelle*“ erschien, war die echtrussische Literatur noch sehr wenig entwickelt. Nur ein Lehrbuch des als vorzüglichen Spieler ausgezeichneten Staatsraths A. v. PETROFF, der namentlich auch durch die Variante 1. e4, e5; 2. Sg3, Sf6; 3. Se5:, d7—d6; 4. Sf3, Se4: etc. bekannt ist, hatte sich seit 1824 einigen Ruf erworben. Der spätere allgemeine Fortschritt im russischen Schachleben, mit welchem Meister wie SCHIFFERS und TSCHIGORIN, welcher Letztere 1893—94 mit Dr. TARRASCH eine unentschiedene Wette spielte und aus dem Turnier zu

[1] Diese Vertheidigung kommt auch jetzt noch zuweilen vor, z. B. wurde sie von JANOWSKI in Wien kürzlich angewendet (s. *Berliner Schz.* I, S. 398). Der Gedanke, den angegriffenen Damenbauern vorzustossen, rührt vermuthlich von M'DONNELL her in der Variante 4. Lc4, Df6; 5. c2—c3, d4—d3 etc.

Pest 1896 als Sieger hervorging, emporkamen, ist erst durch die jetzige Generation vollzogen worden und liegt mir also fern. Ebenso stehen in der französischen Literatur die anerkennenswerthen Leistungen des Abbé DURAND & JEAN[1] PRETI (Mantua 1798—† Paris 1881),[2] die unter der Bezeichnung von *Stratégie raisonnée* erschienen sind, so wie der *Taité* des Grafen BASTEROT von (1853) und 1863, jenseits der Gränze meiner Betrachtungen. Übrigens wurden in der neuesten Zeit verhältnissmässig wenig theoretische Arbeiten in Frankreich veröffentlicht, wie sich auch französische Spieler nicht häufig an allgemeinen Turnieren seit dem Pariser Schachcongress von 1867 betheiligt haben.

Ebenso wie in Deutschland, hatte sich im Anfang der vierziger Jahre auch in England das Verlangen nach einer systematischen Bearbeitung der Schachkenntnisse geltend gemacht. HOWARD STAUNTON, der zugleich praktisch ausgezeichnet war, unternahm es, diesen Anforderungen durch ein *Chess Player's Handbook* zu entsprechen, welches dem Handbuche, wenn auch in etwas verringertem Umfange, doch in der Anordnung und Bearbeitung des Stoffes gleich kam. Das neue Werk erschien zu London 1847, war aber dem örtlichen Brauche gemäss mit beschreibender Notation verfasst und auch nicht tabellarisch eingerichtet. Dasselbe fand indess eine günstige Aufnahme und verbreitete sich mit maassgebender Autorität über das ganze ausgedehnte englische Weltgebiet.

Seine Anerkennung als hervorragenden Spieler hatte sich H. STAUNTON namentlich durch einen grossen Wettkampf erworben, den er im November und December 1843 gegen den französischen Meister ST. AMANT in Paris erfolgreich bestand.

---

[1] Auf S. 68 hatte ich den verstorbenen J. PRETI unrichtig NUMA P. genannt, welches der Vorname des Sohnes ist.

[2] Ein Bildniss der beiden Autoren befindet sich im 2. Theile der *Stratégie raisonnée des fins de partie* 1873.

Diese Wette war eine Erwiderung auf das nicht günstige Ergebniss, welches sich im Frühjahr zuvor bei einem Besuche St. Amant's in London für Staunton dadurch herausgestellt hatte, dass dieser unter sechs Partien, die im *Chronicle IV*, p. 159—69 abgedruckt stehen, um ein Gewinnspiel im Rückstand geblieben war.

Seit den Zeiten Philidor's hatte ausserhalb Italien Frankreich für das Land einer bevorzugten Schule und allgemein für die Heimstätte der Meisterschaft im Schach gegolten. Zuvörderst hatten Deschapelles, der sich aber inzwischen mehr und mehr zurückzog, und Labourdonnais den alten Ruf aufrecht erhalten. Dazu gesellte sich auch noch der bestärkende Umstand, dass in den Jahren 1834—36, also zur selben Zeit, wie sich Labourdonnais in London überlegen zeigte, zwei Correspondenz-Partien zwischen dem Westminster- und dem Pariser Club im Gang waren, und dass beide nachtheilig für die englischen Spieler ausfielen. Bei der Leitung dieser Partien, die zugleich eine theoretische Bedeutung gewannen, hatte sich St. Amant besonders hervorgethan. In ihm wollten nun Viele den für die letzten französischen Führer Deschapelles und Labourdonnais berechtigten Nachfolger erblicken. Unter diesen Verhältnissen verlieh der Pariser Erfolg gegen St. Amant in den Augen zahlreicher Schachfreunde nunmehr das Scepter an Staunton. Damit war ein Beispiel der gegenwärtig häufig zur Sprache gebrachten Universal-Meisterschaft gegeben. England hat diese Auszeichnung aber nicht bleibend behauptet, und auch für einen französischen Meister ist dieselbe bisher nicht wieder in Frage gekommen. Den höchsten Anspruch auf den Vorrang, der nach Anderssen und Morphy lange dem aus Böhmen gebürtigten W. Steinitz zuerkannt wurde, erhebt jetzt wohl E. Lasker, geb. December 1868 zu Berlinchen.

Der Gedanke, die Vorstandschaft im Schach einem bestimmten Lande zu überweisen, ist alten Ursprungs. Das picardische M. S., von dem auf S. 144 die Rede war, und das

bis gegen 1300 zurückreicht, erklärte die Lombardei für das Gebiet der besten Spieler. Der Portugiese DAMIANO liess aber 1512 die grossen Spieler aus Spanien und Portugal[1] hervorgehen. Gegenwärtig kann man sich den Besitz der Meisterschaft aber nicht mehr als mit einer besonderen Nationalität verknüpft vorstellen.

Die Partien des Wettstreits zu Paris, im Ganzen 21, wurden langsam und umsichtig gespielt, haben aber doch nicht sogleich volle Anerkennung gefunden, woran hauptsächlich die Gleichförmigkeit ihrer Eröffnungen Schuld gewesen sein mag. DESCHAPELLES beurtheilte die Spiele nicht günstig und äusserte: *„pourquoi deux joueurs puissant se font-ils amoindrir en combattant l'un contre l'autre?“* Er hat seine Auffassung umständlich in einem bemerkenswerthen Briefe ausgesprochen, den er im Februar 1844, also fast unmittelbar nach den Ereignissen, an den berühmten Astronomen SCHUMACHER in Altona richtete, und von dem mir dieser alsbald summarisch Kenntniss gab. Der Öffentlichkeit übergeben wurde der vollständige Brief indess erst bei DESCHAPELLES' Tode in der *Schachzeitung* 1848, S. 268 und 327.

Die gedachten Partien hatten die Eigenthümlichkeit, dass in ihnen der Anzug 1. e2—e4, e7—e5 gänzlich vermieden war, und dass die Eröffnungen mit 1. d2—d4 oder durch die Läuferbauern beiderseitig bevorzugt wurden. Alle Partien trugen deshalb den Charakter der geschlossenen Spiele und bildeten in dieser Beziehung gewissermaassen die Vorläufer derjenigen auf andauerndes Positionsspiel abzielenden Richtung, welche schon damals JAENISCH, dessen *„Analyse“* vom Anfang 1. e4, e6 ausging, in einem Briefwechsel mit mir als die zukünftige bezeichnete. Diese ist auch in der That bei den neueren, recht häufigen Turnieren mehr und mehr zur Geltung gelangt. Um

[1] DAMIANO sagte: *cosi si usa in Spagna & in Portogallo de donde sono vsiti li grandi giocatori.*

1844 wollte man aber noch den lebhaften Spielen, als den für die Zuschauer mehr ansprechenden das Übergewicht sichern oder sie wenigstens nicht ausgeschlossen[1] sehen. Es wurden daher Wetten mit vorher bestimmten Anfängen in Vorschlag gebracht, und es sollte für eine neue Begegnung von Staunton und St. Amant, über welche die Parteien (jedoch zwecklos) unterhandelten, der Anfang 1. e2—e4, e7—e5 als verbindlich in Frage kommen. Diese Projecte haben indess keine weiteren Folgen nach sich gezogen.

Zur Zeit der Pariser Wette und bis 1845 wurden zwischen Pest und Paris zwei von mir schon vorher (S. 252) erwähnte Correspondenz-Partien gespielt. Ähnlich den London-Pariser Partien gewährten auch sie ein theoretisches Interesse, welches für die eine derselben Anlass wurde, dass man ihrer Eröffnung den Namen der ungarischen Vertheidigung beilegte. Bei der Führung der Spiele, welche beide von Pest gewonnen wurden, bewies sich dort J. Szén als besonders thätig.

Im Jahre 1851 fand eine grosse Ausstellung in London statt, und gleichzeitig berief Staunton, der unbestritten an der Spitze des Schachlebens in England stand, den ersten internationalen Schachcongress (s. S. 212), an dem er sich auch selbst betheiligte. Mit diesem Turnier um Preise führte er ein neues Element in die Ausübung des Spieles ein. Das Prinzip der Preisvertheilung war aber Anfangs mangelhaft. Alle Theilnehmer zusammen wurden abgepaart, und bei jedem Paare blieb ein Spieler Sieger, sobald er zwei Partien gewonnen hatte. Aus den Gewinnenden wurden nun neue Paare gebildet, für welche aber erst vier Gewinnspiele entschieden. So ging es fort, bis der Hauptsieger übrig blieb. Dabei traf es sich, dass gleich beim Beginn zwei der besten Spieler gegen einander standen, von denen also der eine durch seinen Verlust ausgeschieden

---

[1] In dieser Beziehung könnte ich mich auf ein in der *Schachz.* 1848, S. 328 erwähntes Programm berufen.

wurde, während schwächere Mitbewerber noch in den Schranken verblieben. Bei späteren Congressen, deren nächster wieder in London, aber erst 1862 abgehalten wurde, hat man dieses Prinzip verlassen und dafür bestimmt, dass jeder Theilnehmer mit allen anderen spielen musste, und dass schliesslich die Gesammtzahl der Siege eines Jeden in Betracht gezogen wurde. Für den Ausstellungs-Congress in London ist aber doch anzunehmen, dass auch wirklich der Würdigste den höchsten Preis davon trug. Dieser Glückliche, der nun den obersten Platz einnahm, den er auch 1862 behauptete, war A. ANDERSSEN, Professor der Mathematik zu Breslau, dessen eminente Begabung bis 1851 nur wenig zur Geltung hatte gelangen können. Bei seiner Rückkehr aus England wurde er in Deutschland allgemein begrüsst und blieb fortan, nicht nur in der Heimath, sondern überhaupt die bedeutendste Persönlichkeit im Schach. Verschiedene Einzelnkämpfe und namentlich neue Siege in späteren Turnieren befestigten noch seinen Ruhm.

STAUNTON's (1810—† 1874) und ANDERSSEN's Namen werden in der Geschichte des Spieles stets mit Auszeichnung genannt werden. Während aber der Erstere überwiegend durch seine literarischen Bestrebungen der Wissenschaft und dem Interesse des Spieles diente, erregte ANDERSSEN durch seine praktischen Erfolge einen lang anhaltenden Enthusiasmus, den er bis zu seinem, im Frühjahr 1879 erfolgten Tode zu steigern vermochte.

Persönlich hatte ich den Vorzug, mit beiden Meistern, namentlich aber mit ANDERSSEN in vieljährigem freundschaftlichem Verkehr zu stehen.

In Amerika, das ich bisher in meiner Besprechung noch nicht berücksichtigen konnte, ist das Schach spät und nur allmählich in Aufnahme gekommen. FRANKLIN hatte zwar schon einige Bemerkungen als „*Morals of Chess*“ aufgesetzt, verfolgte damit aber weiter keinen praktischen Zweck. Sie wurden zuerst

im *Columbian Magazine* für Decb. 1876, p. 158 abgedruckt und hatten hier eine Einleitung, welche bei der vielfachen Wiederholung der *Morals*, die mit *Twiss* I, 1787, p. 141 begann, weggelassen wurde. In der kurzen Vorrede befanden sich einige Worte,[1] welche jeden Geldgewinn vom Schach ausschlossen, die aber doch wohl zu keiner Zeit in ihrem vollen Umfange zutreffend sein konnten.

Ein wichtiges literarisches Erzeugniss hatte Amerika noch nicht aufzuweisen, als die gesammte Schachwelt durch das Auftreten von Paul Morphy eine Überraschung erfuhr, wie dergleichen noch niemals geschehen war. Der junge Mann von persönlicher Liebenswürdigkeit gehörte zu einer angesehenen und wohlhabenden Familie in New Orleans. Er hatte sich 1857 in einem Schachturnier in New York ausgezeichnet und leistete auch ganz Erstaunliches im Blindlingsspiel, aber den Ruf der Unüberwindlichkeit im Schach besass er doch noch nicht. Im Herbst 1858 kam Morphy nach Europa und erwarb sich nun in London und Paris unvergängliche Lorbeeren. Alle Meister, die ihm entgegentraten, und zu denen auch Anderssen gehörte,[2] erkannten willig sein merkwürdiges Talent und seine Überlegenheit.

Die Wettkämpfe wurden, im Verhältniss zu heute, um ge-

---

[1] Die Einleitung sagte: *Chess is never played for money.*

[2] Es ist seiner Zeit der Umstand, dass Staunton nur eine Consultations-Partie, aber keine Wette, die freilich auch nicht viel versprechend gewesen wäre, gegen Morphy gespielt hat, missliebig beurtheilt worden. Mir ist aber bekannt, dass Staunton mit einem Herzübel behaftet war, das ihn um 1858 an ernsthaftem Spiele behindern musste. Jedoch hat er wohl Unrecht gehabt, dies nicht offen zu sagen. Im Herbst 1853 spielte ich einige zwangslose Partien mit ihm in Brüssel, wobei er und seine Frau, die meist zugegen war, öfters über sein Leiden klagten. Nun ereignete es sich am 19. Sept. Abends, dass wir eine kurze Partie (*Chronicle* 1853, p. 293) machten, die für Staunton günstig stand, aber doch unerwartet verloren ging. Darauf erhielt ich am nächsten Morgen folgende Note: *Tuesday. Dear Sir, I am very reluctant to lose the adventage of practice to day but I have got so severe an attack of my old enemy palpitation of the heart that I dare not undergo the excitement*

ringe Einsätze[1] ausgefochten. Auch war es dabei nicht nöthig, eine Zeitgränze für die Überlegung bei den Zügen festzusetzen. Die Spiele wurden aber sämmtlich aufgezeichnet und umgehends mit anregenden Schilderungen von Dr. M. LANGE veröffentlicht, der sich schon sonst[2] um das Schach die höchsten eignen Verdienste erworben hatte. Die letzte Auflage „*P. Morphy, sein Leben und Schaffen*" erschien 1894 in Leipzig. Indess auch in englischen und französischen Werken begegnen wir den Partien, jedoch hier minder vollständig und mit weniger eingehendem Commentar.

Die Taktik, welche in den Partien befolgt wurde, entsprach den Anschauungen jener Zeit und ging kaum erweiternd über dieselben hinaus. Mir erschienen die Partien von MORPHY und ANDERSSEN stets als das vollendetste Abbild der Praxis ihrer Zeit. Zugleich erblickte ich aber neben den Leistungen dieser Meister auch schon die häufiger werdenden Anzeichen des nahenden Abschlusses einer wichtigen Epoche. Diese hatte im Spiele mit dem eleganten Style begonnen, den man zu der Zeit besonders schätzte, als ich anfing, mich mit dem Schach ernsthaft zu beschäftigen. Es ist danach wohl erklärlich, dass ich die schönen Combinationen der lebhaften Spielweisen nur

---

of Chess . . . . I hope, however, you will favour me by playing to morrow when I hope to be more myself. Sincerely yours, H. Staunton. Ich glaube, dass diese Zeilen den Wenigen, die noch aus alter Zeit übrig sein mögen, zur Aufklärung, wenn sie dieser bedürfen sollten, dienen können, und ich theile sie deshalb hier mit.

[1] In der Einleitung des Prof. HOFFMANN zu *Bird's Novelties* 1895, sind einige Einsätze aus der älteren Zeit angegeben. Danach spielte MORPHY mit ANDERSSEN und ebenso mit HARRWITZ um je £ 5 (etwa M. 100) für die ganze Wette. Ein Beitrag von £ 100 bei STAUNTON gegen ST. AMANT 1843, sowie bei MORPHY 1858 gegen LÖWENTHAL und bei STEINITZ gegen ANDERSSEN 1866 erschien ungewöhnlich hoch.

[2] Von besonderer Bedeutung für Theoretiker war seiner Zeit eine Sammlung neuerer Schachpartien und ein Lehrbuch. Diese beiden Werke von Dr. M. LANGE gehören noch in die Epoche, welche meine Betrachtungen umfassen.

ungern, im steten Fortgang der Zeit, nun in den Hintergrund treten sehe.[1]

Schon nach einem Aufenthalte in Europa von etwa zehn Monaten kehrte MORPHY, reich an Ruhm, noch vor der Krisis, welche zum amerikanischen Secessionskriege führte, nach den Vereinigten Staaten zurück und wurde dort allerwärts mit Begeisterung gefeiert. Der Glanz seiner schachlichen Thätigkeit hörte aber bald auf, denn schon nach ein Paar Jahren wurde MORPHY gleichgültig gegen das Spiel. Darauf wollte er sich ganz der Advokatur widmen, verfiel jedoch, vielleicht in Folge von politischen oder finanziellen Schwierigkeiten, in dauernden Tiefsinn und starb in Zurückgezogenheit im Juli 1884. In den Annalen des Spieles wird indess die Erinnerung an MORPHY's Erscheinen und seine unvergleichliche Befähigung immerdar fortbestehen. Ich selbst habe ihn leider nicht kennen gelernt wegen meines längeren Aufenthaltes in Brasilien zur Zeit seiner Anwesenheit in Europa.

Eine Untersuchung über die Fortbildung der früheren Spielweise bis zu ihrem Übergange in die jetzige Praxis liegt nicht in meiner Absicht. Eine solche Erörterung wäre die Entwickelungsgeschichte der modernen, gewiss in sich auch noch nicht abgeschlossenen Schachtaktik und müsste mich auf ein ganz specielles und mir theilweis schon zu fern liegendes Gebiet führen. Ich möchte daher nur kurz hervorheben, dass doch ein wesentlicher Unterschied, wenn er vielleicht manchmal auch noch bezweifelt wird, zwischen früher und jetzt in den Ansichten, so wie in der Ausführung des Spieles wirklich besteht und für die Auffindung der angemessensten Züge von bestimmendem Einfluss ist. Die oft wiederholte, generelle Hinweisung auf das „neuere Spiel", die man namentlich bei W. STEINITZ

[1] Diese Charakteristik des neuesten Spieltypus oder Annähernden hatte ich schon S. 170 im Sinne gehabt.

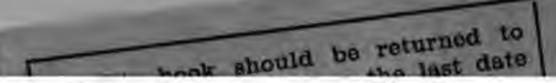
in dessen *Instructor* und in seinem *International Magz.* antrifft, bekundet allein schon den Glauben an das Vorhandensein der angedeuteten Scheidung. Oberflächlich nachweisen lässt sich die Verschiedenheit schon durch das Zusammenstellen irgend einer älteren Spielsammlung mit einer solchen aus neuerer Zeit. Man vergleiche z. B. den ausführlichen *Compte rendu* des Pariser Congresses, bei dem Kolisch den Hauptpreis gewann, mit den Spielen der jüngsten Meisterturniere, und man wird, ohne Rücksichtsnahme auf den Geist, der sich in der Durchführung der Partien kundthut, schon bei den 1867 beliebten Anfängen und den 1896 zur Anwendung gekommenen Eröffnungen, eine merkliche Verschiedenheit und geringere Mannigfaltigkeit wahrnehmen. Diese beträchtlichen Abweichungen kann man sicherlich nicht durch blosse persönliche Bevorzugung oder durch zufällige Vernachlässigung der einen oder anderen Spielart erklären. Nur durch die Analyse sehr vieler Meisterpartien und unter Berücksichtigung mancher Nebenumstände werden sich aber die Grundsätze feststellen lassen, die bei der Ausbildung der Theorie als feste Prinzipien anzuerkennen sind, und die zugleich das Spiel nach seiner technischen Seite hin, d. h. für seine praktische Ausführung, namentlich in anstrengenden Turnieren, weiter entwickelt haben.

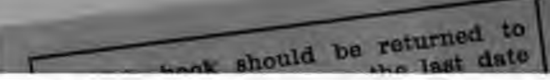
Bei meiner Arbeit konnte ich nicht aller Nationen und Gegenden gedenken, aber eine Übergehung bedeutet keineswegs, dass man in dem nicht erwähnten Lande dem Spiele, nach meiner Ansicht, keine Aufmerksamkeit geschenkt habe Die Niederlande z. B. zeigten von Alters her[1] ein lebhaftes Interesse für das Schach und besitzen auch eine beträchtliche eigne Literatur. Es war mir aber kein hervorragendes Moment gegen-

[1] Der Erfinder oder besondere Freund des Cunningham-Gambits hielt sich in Holland auf, und auch Philidor verfasste dort 1749 seine „*Analyse*“.

wärtig, durch das sich Holland — die *Sissa* und den französischen *Nouvel Essai* von Stein *(à la Haye* 1789) etwa abgerechnet — als leitend für die Geschichte des Spieles erwiesen hätte. Dasselbe gilt von den skandinavischen Ländern und von der Schweiz, Ungarn, Böhmen, Polen u. s. w. Auch die englischen Colonien, so wie Mexico und die Staaten von Mittel- und Südamerika sind literarisch im Schach vertreten. Darüber besitze ich Beweise von überall her in meiner Bibliothek. Selbst Griechenland, von dem man lange gar nichts hörte, hat kürzlich die Reihe der Schachwerke mit einem kleinen Handbuche (vergl. S. 20) vermehrt. Betheiligt haben sich also sämmtliche Culturländer, auch China und Japan nach ihrer Spielart, aber nicht durchweg habe ich einen maassgebenden Einfluss bemerkt, den ich für meine Zwecke hätte verwerthen können.




book should be returned to
the last date


book should be returned to
the last date

